Das Blockhaus am Schlangensee









Das Blockhaus am Schlangensee

Ein deutsches Schicksal in Kanada

Von

Ferdinand Wilkes



Christliche Verlagsanstalt zu Konstanz in Baden

Umschlagzeichnung, Einbandentwurf und Textbilder
von Siegfried Kortemeier, Gütersloh

Printed in Germany

von Münchowsche Universitätsdruckerei Otto Kindt GmbH., Gießen

1.

Mußte ausgerechnet an diesem Tage die Sonne scheinen? Seit Wochen nur Nebel und Regen, ein Patschwetter, das ganz der Stimmung entsprach, und heute, wo es Billardkugeln hätte hageln sollen, heute lachte die Sonne. Die Straßen dampften. Und so grimmig Jochen Sturm auch nach dem Wetterhahn äugte, er stand und schaute stur nach Osten.

„Du Gockel!" knurrte Jochen.

Er blickte traurig über den Marktplatz nach der Bürgermeisterei hinüber, schlug knallend die Bodenluke zu und tastete sich durch das niedrige Lattengewirr des Speichers nach der Treppe zurück. Jedenfalls konnte er von hier oben unbemerkt das Trauerspiel beobachten.

In der Stube schritt sein Vater mit weißem Gesicht hin und her. Seine Hände zerrten an dem Lederschurz, den er trug, als brauchten sie ein Opfer. Als Jochen sich durch die Tür schob, warf der Vater den Kopf herum.

„Junge, Junge", stöhnte er, „das *durfte* nicht kommen." Er machte eine Pause.

„Das *brauchte* nicht zu kommen." Er schrie es hinaus. Er stand vor seinem Jungen. Seine Augen flammten.

„Daran tragen wir Soldaten keine Schuld, Jochen. Das sollst du wissen! Und weitersagen, immer weitersagen sollst du es: Den Krieg haben die Herren im Stehkragen verloren, nicht wir Soldaten, hörst du!"

Den Jungen überlief ein Zittern.

„Hier", rief der Vater und rollte den linken Ärmel hoch. Eine breite Narbe leuchtete rot und tief, so tief, daß Jochen gut zwei Finger hineinlegen konnte.

„Eine französische MG-Kugel, und da" — er beugte sich zu Boden und deutete in seinen Nacken — „ein Granatsplitter vom Tommy."

Seine Augen wurden klein und schmal, sein Brustkorb pumpte. Er drehte den Kopf. So langsam, als wäre er festgefroren.

„Da — kommen sie."

In der Luft hing plötzlich das Siegesgeschrei der französischen Clairons. Die Besatzung rückte ein.

Jochen stand gegen die Tür gelehnt und horchte. Die Musik riß ihm die Tränen los. Der Vater war auf einen Stuhl gesunken und preßte die Fäuste gegen die Ohren. Heulend rannte Jochen hinaus.

Auf seiner Stube oben unter dem Dach klang das Krähen gedämpfter. Er saß auf seinem Bett und weinte. Die Musik verstummte. Es entstand eine kurze, bange Stille. Da flogen Kommandos, die ersten französischen Worte in dieser deutschen Stadt. Jetzt waren sie gerade vor dem Hause, der Marschtritt der Kolonnen hallte auf dem Pflaster. Nun bogen sie links auf den Marktplatz ein. Und dann — Jochen schob die Finger zwischen die Zähne — dann stieg auf dem Stadthaus die Trikolore hoch.

Wieder Musik. Den Jungen ergriff ein wahnwitziger Gedanke.

Auf dem Tisch stand das Grammophon.

Er faßte den Kasten mit der braunen Blechtüte, suchte hastig eine Platte und schlich an die Bodenluke.

Der Marktplatz starrte von blaugrünen Soldaten. In der Sonne blinkte Stahl. Auf dem Dach der Bürgermeisterei arbeiteten zwei Männer an der Eisenstange und knoteten ein Fahnentuch — eine blau-weiß-rote Fahne. Alle Fenster an den Nachbarhäusern waren verhängt. Kein Zivilist war zu sehen.

Jochen öffnete die Luke einen Fuß breit, schob den Trichter an den Spalt, legte mit zitternden Fingern die Platte auf und wartete.

Neue Befehle. Die beiden Flügel der Truppe schwenkten zu einem Rechteck ein. Ein Soldat an der Fahnenstange hielt das Seil bereit, der andere faltete das Tuch auseinander. Die Fahne bauschte sich im Winde. Jochen klinkte den Hebel aus. Und in dem Augenblick, als der Kommandant der Truppe den Degen hob, schmetterte über die Dächer, durch die Straßen, über den Marktplatz, in die Herzen bebender Menschen hinter verschlossenen Gardinen, in die Ohren der französischen Soldaten: „Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt...!“

Jochen rann vor Erregung das Wasser über das Gesicht. Er bemerkte noch, wie der Offizier den Degen senkte, dann stürzte er zurück, krachte mit dem Kopf gegen Latten, sauste die Treppe hinab und fühlte sich plötzlich von einer Zange umklammert.

„Du bist wahnsinnig, Junge!“ donnerte sein Vater, der ihn wie ein Taschentuch schüttelte, „bringst die ganze Stadt ins Unglück. Stell das Ding ab, Kerl!“

Jochen raste auf den Boden. Er brauchte nicht mehr abzustellen. Das Lied war aus. Nun packte ihn eine tolle

Angst. Er griff den Apparat, kroch in die finsterste Ecke des Speichers und verbarg den Spielkasten unter einem Haufen Körbe und Lumpen. Zum Überfluß warf er noch einen Ballen Stroh in den Winkel und schob eine schwere Büchertruhe als Abschluß dagegen.

„So", schnaufte er und hielt damit von sich aus den Zwischenfall für erledigt.

Staubig, das Gesicht beschmiert wie ein Kanalarbeiter, stieg er nach unten. Es war unheimlich still in dem Hause. Der Vater hatte sich in das Schlafzimmer neben der Küche begeben und saß nun am Bett seiner kranken Frau, die vor Aufregung laut vor sich hin schluchzte. Er sprach kein Wort; nur seine schweren Hände strichen unruhig über das weiße Laken.

Jochen blieb in der Tür stehen und blickte betreten von einem zum andern.

„Sie werden dich totschießen", jammerte die Mutter. Aber es blieb undeutlich, ob sie den Vater oder den Jungen meinte.

Es ist gerade so wie damals, dachte Ernst Sturm, wenn wir beim Trommelfeuer im Unterstand hockten und auf den nächsten Einschlag warteten. Da glaubten wir auch oft, die Zeit stände still. Er fühlte, daß es diesmal ein Treffer wurde.

Gewehrkolben stießen gegen die Haustür. Die Frau schrie auf und zerrte sich in heißer Angst die Bettdecke über den Kopf. Jochens Gesicht war kalkig und verkrampft, seine Lippen grau geworden.

„Hierbleiben!" befahl der Vater und sah an Jochen vorbei. Er erhob sich so ruhig, als gälte es einen Kunden zu bedienen.

Im Flur stieß er auf zwei französische Soldaten mit aufgepflanzten Seitengewehren.

„Hier — Musik?“ fragte einer und faßte ihn grob in den Ausschnitt seiner Lederschürze. Einen Augenblick funkelte es vor seinem Gesicht; aus seinen Augen schossen Blitze. Dann hatte die Vernunft gesiegt.

In aller Ruhe, als streiche er nur eine Fliege weg, schob seine Rechte den Arm des Soldaten beiseite. Und es klang hart, fast wie ein Befehl, als er jetzt antwortete:

„Jawohl, hier war die Musik!“

„Komm mit — allez!“

Hoch aufgereckt schritt Ernst Sturm als Gefangener durch seine eigene Haustür auf die Straße.

Alle Häuser um den Marktplatz waren durchsucht worden. Die Soldaten hatten wahllos die Männer gegriffen und trieben sie nun wie Schafe im Sitzungssaal des Rathauses zusammen. Bald danach wurden sie truppweise auf die kleinen Vorzimmer verteilt. Ernst Sturm wurde als letzter in die Kleiderablage geschoben. Hinter ihm knarrte der Riegel.

„Ich weiß von nichts“, zitterte Schneidermeister Kärgel, „was ist denn geschehen, warum schleppt man uns hierher?“

„Haben Sie denn das Deutschlandlied nicht gehört, das gespielt wurde, als die französische Fahne hochging? Just in dem Augenblick, als der Soldat das Seil zog, trompetete es los“, antwortete jemand ängstlich.

„Da muß sich ein Verrückter einen bösen Scherz erlaubt haben. Bringt damit ehrliche Menschen ins Elend. Hoffentlich finden sie den Burschen. Ach, du meine Güte.“

„Schweigen Sie, Meyer!“ stieß der Tuchhändler Thormann hervor, der Sturms Nachbar war und das Lied besonders gut gehört haben mußte.

„Großartig war das Ding, ganz großartig!“

Einige entsetzte Gesichter starrten ihn an.

Thormann fuhr ein wenig leiser fort: „Ein Denkmal müßte der Kerl haben, der auf diesen Gedanken gekommen ist. Wißt Ihr denn, was das heißt, Leute? In der traurigsten Stunde unserer Stadt, wo Sie, Meyer, wahrscheinlich schon Ihr Testament gemacht haben, kommt einer auf solchen Einfall. Da könnte man das Lachen nochmal lernen. Nur kriegen dürfen sie ihn nicht. Was meinen Sie dazu, Sturm?“

Ernst Sturm lehnte gegen das Butzenfenster und sah über den Marktplatz nach seinem Hause hinüber. Das frisch gemalte Schild „Kunstschmiede und Büchsenmacherei“ leuchtete blank und weithin lesbar in der Sonne. Von der Dachluke pendelte ein Flügel im Winde hin und her und stieß gegen den Schieferbelag.

Die Verteidigungsrede seines Nachbarn hatte sein umwölktes Gesicht leicht aufgehellt. Er wandte sich um und sagte mit halbem Lächeln: „Sie haben ihn schon, lieber Thormann.“

„Wie bitte? Wer war es? Sie wissen?“ zischte es befreit aus der Ecke, in der Meyer stand.

Das Gespräch zerriß. Ein junger Offizier trat ein. In seiner Begleitung befand sich einer der beiden Soldaten, die Ernst Sturm abgeführt hatten. Der Soldat deutete auf seinen Gefangenen.

Der Leutnant fragte in schleppendem Deutsch: „Haben Sie die Musik gemacht?“

Ernst Sturm nickte stumm. Da winkte ihn der Offizier auf den Gang hinaus.

„Hoffentlich bleibt er bei der Wahrheit“, wagte jemand zu sagen.

Jetzt wurde es Thormann aber zu bunt. Er sprang hoch und schimpfte:

„Wer jetzt noch einen Ton über meinen Freund Sturm sagt, der kriegt die Knochen eingeschlagen unter französischer Bewachung. Sind wir denn Männer oder Memmen hier?“

Der Schuster Pfeil, der bisher geschwiegen hatte, meinte nun, es sei doch eigentlich eine Schande, daß man nicht einmal ein Lied spielen dürfte, das einem gefiele. Meyer wischte sich umständlich mit dem Taschentuch an der Nase herum. Von draußen klangen fremde Laute in das Zimmer.

Jochen saß immer noch neben seiner Mutter, streichelte zärtlich ihre Hände und suchte vergebens nach einem guten Wort, womit er sie ein wenig trösten könnte. Ihr Antlitz war wie das Kissen so weiß, und die Augenlider waren rot und vom Weinen geschwollen. Von Zeit zu Zeit richtete sie sich auf und horchte auf die Straße hinaus. Nur das Ticken der Küchenuhr teilte die Stille.

„Was hast du angerichtet, Junge? Du weißt doch, daß diese Feinde keine Rücksicht kennen. Immer habe ich schon gesagt, daß ich den alten Spielkasten nicht leiden mag, und nun bringt uns das Ding in solches Unglück. Wenn ich nur wüßte, was sie mit ihm machen!“

Wieder rannen Tränen über die fahlen Wangen. Sie warf den Kopf in die Kissen und schluchzte fassungslos.

Jochen war bereit, die Torheit seiner Tat einzusehen, konnte sich aber trotz der Vorwürfe seiner Mutter keiner

wirklichen Schuld bewußt werden. Hilflos und traurig sah er auf die weinende Frau. Plötzlich erhob er sich.

„Ich will zu ihm gehen, Mutter“, sagte er.

Die Mutter zog ihn zu sich heran und fuhr mit zittrigen Fingern über sein beschmutztes Gesicht. Es schien dem Jungen fast, als wäre ein kleines Leuchten in ihren Augen gewesen.

„Bring ihn mit“, flehte sie, „ohne ihn kann ich nicht leben.“

Da küßte Jochen rasch die Kranke und lief hinaus.

An der Tür rannte er gegen Hilde Thormann. Auch die weinte.

„Wo willst du hin, Jochen?“ Das Mädchen klammerte sich an seine Arme.

„Ich hole meinen Vater wieder“, erklärte er. „Aber du, Hilde, laß mal zuerst das Flennen. Kein Franzmann darf uns weinen sehen.“

„Sie haben meinen Vater fortgeschleppt“, heulte Hilde. Jochen faßte sie bei den schwarzen Flechten, die wie Taue über die Brust hingen.

„Waas?“ rief er entsetzt, „deinen Vater auch?“

Er schob die Zähne gegeneinander. Das war ja allerhand.

„Geh du zu meiner Mutter, Hilde. Die weint immerzu. Deinen Vater bringe ich natürlich auch mit.“

Hilde wollte ihm noch einen guten Rat zurufen, aber er jagte schon über den Marktplatz auf die Bürgermeisterei los.

Vor dem Stadthause standen die Posten. Als Jochen kurzerhand an den Soldaten vorüber auf die Treppe zusetzte, riefen sie ihn an. Der Junge bremste.

„Ich will zu meinem Vater“, keuchte er.

Der Soldat schüttelte den Kopf und winkte Jochen zu sich. Der stemmte seine Hände in die Seite und hörte sich die Rede an, die der Mann ihm in fremder Zunge zu halten begann.

„Kann ich nicht verstehen“, fiel er dem Posten ins Wort und fuhr sich ungeduldig durch das versträhnte Haar.

Er hatte das kurze Gespräch bei der Festnahme seines Vaters angehört und versuchte nun, anders weiterzukommen. „Ich“, sagte er und deutete auf seine Brust, „ich — Musik: Deutschland über alles!“

Der Soldat wurde ernst; offenbar hatte er verstanden. Und da er die Sache für wichtig genug hielt, bedeutete er dem Jungen zu warten und meldete den Fall seinem Vorgesetzten.

Jochen schob beide Hände in die Taschen, und um einen guten Eindruck zu machen, pfiff er unbekümmert vor sich hin. Ein Offizier erschien und rief Jochen ins Haus. Er wurde zwischen zigarettenrauchenden Soldaten hindurch in das Sitzungszimmer geführt, das von dem französischen Stab belegt worden war. Die Männer saßen an dem hufeisenförmigen grünen Tisch, rauchten und redeten und beachteten ihn nicht. Da er nicht ganz sicher war, ob er gut daran tat, sich durch kräftiges Husten bemerkbar zu machen, wartete er ab. Ein Frösteln aber überlief ihn doch, als er die Reitpeitschen gewahrte, mit denen die Offiziere herumfuchtelten.

Endlich fragte ihn jemand nach Namen und Begehr. Jochen wunderte sich, wie gutes Deutsch der Mann sprach. Bereitwilligst gab er Auskunft. Jetzt hatte er wieder nur

den einen Gedanken, seinen Vater und den Nachbar Thormann freizubekommen.

„Mein Vater hatte keine Ahnung davon. Das Lied habe ich allein spielen lassen“, bekannte er freimütig. Der Dolmetscher blickte ihn zweifelnd an.

Jochen fuhr fort: „Sie müssen meinen Vater und Herrn Thormann freigeben. Sie sind unschuldig.“

Einen Augenblick überlegte er, ob er nicht hinzufügen sollte, daß man ihn selber ruhig einsperren möchte. Aber er schwieg.

Der Dolmetscher berichtete. Jochen bemerkte, wie der Kommandeur unwillig die Zigarette auf den Boden warf und dem Dolmetscher eine Anweisung gab. Er mußte an den Tisch treten und seinen Namen und die Wohnung auf einen Bogen schreiben. Angst verspürte er nicht, aber ein wenig zittrig fielen die Buchstaben doch aus.

„Du kannst jetzt gehen“, sagte der Dolmetscher.

Jochen stand wie ein Pfahl und fragte: „Und wo bleibt mein Vater?“

„Der hat noch zu tun“, bemerkte der Soldat lachend, „geh jetzt!“

Nun mußte Jochen sich aber zusammenreißen, wenn die Franzosen ihn nicht weinen sehen sollten. Die paar Tränen, die dennoch hochquollen, quetschte er breit und schritt langsam dem Ausgang zu. Daß die Tür zukrachte, konnte auch an dem Herbstwind liegen, der fauchend durch das Haus fegte.

Die Tür zu der Kleiderablage stand nur leicht angelehnt. Jochen schob den Kopf hinein. Da sah er seinen Vater,

den Onkel Thormann, Schneidermeister Kärgel und noch eine Anzahl bekannter Männer vor niedrigen Holzkübeln hocken und Kartoffeln schälen.

„Vater!“

„Was machst du hier, Jochen?“

„Ich habe den Franzosen die Wahrheit gesagt. Ich glaube, daß ihr nun alle freikommt.“

Peter Thormann, der so leicht nicht kleinzukriegen war, lachte. „Einen Prachtjungen haben Sie da, Sturm, einen Teufelskerl. Grüß auch bei mir zu Hause, Jochen, und sage den Frauensleuten, wie gut es uns geht.“

Jochen wollte sich gerade in das Zimmer drücken, um mit den Männern auszuhalten, als er von hinten beim Kragen gefaßt und die Treppe hinuntergeschoben wurde. Bevor er auch nur leise brummen konnte, stand er schon auf der Straße. Er zog die Schultern hoch und schlenderte heim.

Am späten Nachmittag kamen die Männer zurück. Jochen sah sie über den Marktplatz schreiten. Meyer war allen ein gutes Stück voraus. Er lief mehr, als er ging. An der Ecke Langestraße fiel er in einen regelrechten Trab.

„Angsthase“, lachte Jochen und rannte seinem Vater entgegen. „Den Meyer kriegt kein Franzose wieder“, rief er vergnügt.

Dem Vater trat eine scharfe Falte zwischen die Augenbrauen. Da verschluckte Jochen rasch seinen Spott und hängte sich bescheiden an Thormanns Seite.

„Das hat nochmal geklappt, Sturm“, sagte Thormann beim Abschied. „Kartoffelschälen ist übrigens keine üble Beschäftigung. Nur schade, daß es unsere eigenen Kartoffeln waren.“

„Wenn's dabei bleibt", nickte Vater Sturm ernst und reichte dem Nachbarn die Hand. Ohne sich nach Jochen umzusehen, trat er ins Haus.

2.

Seit einer Woche stand Jochen wieder in der Werkstatt, hämmerte und feilte, schlug den Nieten die Köpfe platt, als gälte es Stahlhelme einzuhauen, und war guter Dinge. Wenn er den Blasebalg trat, pfiff er Märsche oder sang Soldatenlieder. Seine Lieblingsbeschäftigung war der Dienst am Amboß. Da hielt er dem Vater die glühenden Stangen hin, wendete sie rechts und links, schob sie nach Bedarf vor und zurück und verfolgte mit stolzem Staunen, wie unter den sicheren Schlägen sich das glatte Eisen in scharfe Zacken, zartgeschwungene Stiele und formenschöne Blumenranken verwandelte. Die Esse glühte weiß. Funkenschwärme sprühten in den dunklen Rauchfang.

„Schröders haben auch Einquartierung bekommen", bemerkte Jochen, als er ein frisches Eisen aus der Glut zog. Er stieß auf dem Amboßsockel die Schlacke ab und legte die Stange vor. Krach! sauste der Hammer nieder und tanzte zur Beruhigung einige Male klingend auf der Stahlplatte auf und ab.

Jochen preßte die Zange mit seinen Fäusten fester zusammen, kantete das Eisen und lachte: „Nicht so scharf, Vater, sonst springt der Amboß in Stücke."

Es ruckte bis in die Schultern hinein bei jedem neuen Zuschlag. „Bei Meyers wohnt jetzt der Offizier, der deutsch

spricht, Vater!“ Bei diesem Hieb sprang ihm die Zange aus den Händen und polterte in die Schmiede.

„Festhalten, Jochen! Das Gitter muß noch fertig werden.“

Der Junge hob überrascht die Augen.

„Wir haben doch bis zum Frühjahr Zeit. Das Haus ist ja noch nicht einmal hoch“, entgegnete er.

Der Vater lachte heiser auf.

„Werden bald mehr Zeit haben, als uns lieb ist, Junge“, rief er, „los, das andere Stück!“

Er schlug zu, als würde er mit der Peitsche angetrieben. Jochen verstand den Vater nicht und schwieg. Vielleicht ist es der Gedanke an die Mutter, der den Vater so merkwürdig erregt macht, grübelte er.

Der Zustand der Mutter war in der Tat seit dem Vorfall mit der Besatzungstruppe besorgniserregend. Meistens lag sie mit gefalteten Händen da, während ihre Blicke ängstlich suchend umherirrten. Nur auf drängendes Zureden nahm sie die notwendigsten Speisen zu sich, und wenn sie überhaupt etwas sagte, fing sie von ihrem Tode zu sprechen an. Sie war auch seit dem Unglückstag nicht mehr zu bewegen, am Nachmittag einige Stunden im Lehnsessel zu verbringen, was sie bis dahin immer noch getan hatte. Der Arzt war hilflos.

„Sie dürfen nicht ins Grübeln verfallen“, sagte er bei jedem Besuch. „Wir werden auch diese Zeit noch überstehen, wenn wir die Zähne zusammenbeißen und den Kopf nicht verlieren. Es werden ja nicht ewig französische Soldaten in Deutschland marschieren.“

So suchte er sie aufzumuntern. Aber sie lächelte ihn mit schimmernden Augen an.

„Das werde ich nicht mehr erleben, Herr Doktor.“

Der riet draußen dem besorgten Manne: „Vor allem kein Wort über die letzten Ereignisse. Jede Aufregung bedeutet Gift bei ihrem jetzigen Zustand.“

Da die Kranke nie fragte, war es leicht, alle die Gerüchte über Zusammenstöße und Übergriffe vor ihr zu verbergen.

Wie Unheilsvögel schwirrten seit Tagen die Nachrichten über Massenausweisungen durch die Stadt. Jeder unerwartete Besuch mußte daher abgefangen und unterrichtet werden.

Hilde Thormann kam jeden Tag einmal herübergesprungen. Mit leisen Füßen trat sie an das Krankenlager, brachte Grüße ihrer Eltern, legte goldgelbe Wasserbirnen auf die Decke oder stellte einen Strauß später Astern auf den Tisch. Die Mutter sah die Kleine gern. Sie ließ die dunklen Zöpfe des Mädchens durch ihre Finger gleiten, zupfte die Schleife zurecht und machte, solange sie das Kind um sich wußte, einen zufriedenen und ruhigen Eindruck. Alles aber war verdorben, wenn plötzlich Marschmusik ins Zimmer drang oder auch nur der Gleichschritt der Soldaten von der Straße her zu hören war. Dann wurde sie gleich von einer fieberigen Unruhe befallen, ihre Augen erhielten einen glasigen Ausdruck, und die Hände zerrten erregt an den Zipfeln der Decke herum. Der Atem ging stoßweise und kürzer als gewöhnlich. Bis der Erregungszustand einer völligen Erschöpfung Platz machte und sie wie eine Tote dalag.

Lange ging Ernst Sturm mit sich zu Rate. Als der Entschluß gefaßt war, besprach er sich mit dem Arzt. Die Män-

ner kamen überein, daß der Versuch gemacht werden mußte, die Kranke ins unbesetzte Gebiet zu schaffen. Anders war das Unheil nicht mehr abzuwehren.

Als der Mann seine Frau vorsichtig auf einen Umzug zur Schwägerin in das franzosenfreie Westfalen vorbereitete, wurde er durch ihre augenblickliche Bereitwilligkeit überrascht. Sie begann sogar lebhaft über die notwendigen Vorbereitungen zu sprechen und erhoffte von der Bergluft einen guten Einfluß auf ihre Gesundung. Beharrlich aber hielt sie an dem Wunsch fest, daß sowohl ihr Mann als auch der Junge sie begleiten und bei ihr bleiben möchten. Ernst Sturm nickte ihr beistimmend zu und war mit dem Ergebnis dieser ersten Aussprache vollauf zufrieden. Über seine eigene Rückkehr hatte er überdies seine besonderen Gedanken.

Er schrieb einen ausführlichen Brief an die Frau seines Bruders, die tapfer den kleinen Hof ihres gefallenen Mannes versorgte. Mit Jochen besprach er aufgeräumt alle Einzelheiten der Übersiedlung. Auch meinte er, daß es wohl gut sei, wenn Jochen zunächst auf dem Hof bleiben würde. Da hätte die Mutter gleich jemand zur Hand, wenn das Heimweh käme.

„Aber, Vater“, wehrte Jochen traurig, „und was wird aus der Schmiede, wenn ich nicht hier bin?“

Nun mußte Ernst Sturm zum ersten Male seit Wochen wieder herzlich lachen.

„Schließlich bin ich ja auch noch da, und ich will mich bemühen, dich, so gut ich kann, zu vertreten.“

Jochen zog die Mundwinkel nach unten und schob den Löffel in den Teller.

„Den ganzen Hunger hast du mir verdorben mit deinem Vorschlag, Vater“, maulte er.

Nach drei Tagen kam ein Brief. Nicht der aus Westfalen. Ein französischer Soldat reichte ihn eigenhändig herein. Er schob ihn in der Schmiede auf die Werkbank hin. Dabei sagte er kein Wort. Er nickte nur. Dann mußte Meister Sturm einen Empfangszettel unterschreiben, und der Soldat verließ mit harten Schritten den Arbeitsraum.

Jochen stand an der Esse und vergaß den Blasebalg zu treten. Er wagte keinen Laut. Er sah nur seinen Vater an. Der starrte wie angeschmiedet auf den Brief mit dem blauen Umschlag.

Plötzlich lief ein Beben durch den starken Mann. Er faßte den schwersten Schmiedehammer und rief:

„Leg das Eisen auf, Jochen!“

„Es ist noch dunkel“, hauchte der Junge, dem beim Anblick seines Vaters unheimlich zumute ward. Der Schmied schob Jochen beiseite, ergriff eine Stange, die kaum rot glühte und knallte sie auf den Amboß. Dann schlug er mit einer Wucht auf das Eisen los, daß der Junge sich angstvoll gegen die Wand drückte.

„So wird geschmiedet, Jochen, siehst du, so muß draufgeschlagen werden. Nur nicht zimperlich, nur nicht ängstlich sein. Hätten wir immer so gehämmert, dann wäre alles gut heute, aber zu weich waren wir, zu vornehm, zu dämlich, verstehst du!“

Der Hammer krachte.

„Auch kaltes Eisen kann geschmiedet werden, mein Junge, es muß eben glühend gehämmert werden, so Jochen, so!“
Jochen stöhnte.

„Nimm einen Hammer, Junge. Nicht zusehen mußt du, immer draufschlagen, feste drauf!“

Es hallte durch die Schmiede.

Jochen hatte einen Hammer gepackt und begann die Zwischenschläge. Tack — tack — Tack — tack trommelte es in wildem Wechsel. Das Eisen schrie, es wurde weich und breit.

„Solange man selber schlägt, geht es immer noch, Jochen. Das merke dir für dein Leben. Stillehalten ist schwerer als dreinhauen, mein Junge!“

Er stemmte den Hammer auf den Sockel und wischte mit dem entblößten Arm über die Stirn.

„Vater“, sagte der Junge nur und sah verzweifelt von dem verzerrten Gesicht des Alten weg nach der Werkbank hinüber, wo der Brief lag.

„Gib den Wisch her!“ befahl Ernst Sturm.

Er riß ihn mit seinen großen, schweren Fingern unbeholfen auseinander. Kein Muskel zuckte in seinem Gesicht, als er las. Nur die Augen kniffen sich zu schmalen Spalten zusammen. Da wußte auch Jochen, daß es eine Unglücksbotschaft war.

„Ausgewiesen!“

Der Vater stieß es nach einer unerträglich langen Zeit zwischen den Zähnen hervor.

„Oh“, stöhnte der Junge und rieb sich die Fäuste durch die Augen. Dann ließ sich der Vater auf dem Amboß nieder und zog seinen Jungen an sich.

„Jetzt heißt es stark sein, Jochen, der Mutter wegen. Kein Wort über diesen Brief, kein anderes Gesicht als sonst auch! Hörst du?“

„Ja, Vater.“

„So. Du weißt, daß ich an Tante Frieda geschrieben habe. Die Antwort kann morgen hier sein. Übermorgen müssen wir fort. Ich spreche jetzt mit Thormann und dem Doktor, du räumst hier die Schmiede auf.“ Er machte eine kurze Pause und ließ die Blicke die Wände entlanglaufen. „Sie soll in Ordnung sein, wenn wir heimkehren.“

Er faßte den Kopf seines Jungen in beide Hände und sah ihm lange stumm in die Augen. Dann ging er mit schweren Schritten hinaus.

Thormann tobte. Er redete von Beschweren und wollte sofort auf die Kommandantur rennen. Ernst Sturm strich mit der Hand durch die Luft. „Das ist Unsinn“, sagte er hart.

Das brachte die Männer in ein besonnenes Gespräch. Sie überlegten die erforderlichen Schritte. Das Haus zu verkaufen war unmöglich, auch dachte Sturm nicht daran, ohne Not sein Vaterhaus aufzugeben.

„Nichts wird geändert, Sturm, nicht ein Nagel kommt fort, das verspreche ich Ihnen. Aber mit Ihrer Frau, mit der kranken Frau, das geht doch nicht. Lassen Sie mich mit dem Befehlshaber reden, das ist ja der reine Wahnsinn, Mann!“

Von dem Gebettel wollte der Schmied nichts wissen. Der Hinweis auf die gleichen Fälle in den Nachbarorten überzeugte denn auch Thormann schließlich. Er übernahm das Haus mit allem Zubehör zu treuen Händen. Damit war

eigentlich alles geregelt, denn der Koffer mit Wäschestücken, den man ihnen großmütig zugestanden hatte, war schnell gepackt. Nur mußte dabei mit der größten Vorsicht verfahren werden, damit die Mutter bei dem Glauben an den harmlosen Landaufenthalt blieb. Obwohl es Jochen wahrlich nicht danach zumute war, lief er mit einem Gesicht herum, das besser für eine Ferienreise als für diesen Abschied gepaßt hätte. Dem Vater gelang die Maske weniger. Er dachte mit Grauen an den Augenblick, in dem er seiner Frau die Wahrheit gestehen mußte.

Jochen trabte in seiner Bude umher wie in einem Käfig. Ihm fehlte noch etwas. Ein Andenken wollte er mitnehmen. Der Vater hatte traurig den Kopf geschüttelt; im Koffer würde jedes Eckchen für die Kleider benötigt. Also, dachte Jochen, dann wird es ohne Koffer gehen. Er stand vor dem Bücherbort still. Was sollte er jetzt damit. Da war das Bild vom Alten Fritz über seinem Bett schon besser. Den Rahmen hatte er selber mit der Laubsäge verfertigt, das wäre eine Erinnerung. Aber auch das genügte ihm nicht recht. Unter dem Bild hing das Seitengewehr seines Vaters; das hatte den ganzen Krieg erlebt. Er hob es aus den Nägeln und ließ es durch die Luft sausen. So zum Dreinhauen war ihm zumute.

Halt, nun hatte er's. Auf dem Schmiedebalken lagen doch die Jagdgewehre versteckt. „Für alle Fälle", hatte der Vater damals gemeint. Das wäre der Mühe wert. Und schließlich konnte man auf dem Lande nach seiner Meinung nichts besser gebrauchen als ein ordentliches Gewehr. Es kribbelte ihm in den Fingern. Keine Frage, die Dinger mußten mit. Ebenso klar war ihm aber auch, daß es keinen anderen Weg gab, als die Gewehre durch die Postenkette zu schmuggeln. Dieser Gedanke reizte ihn unbändig.

Ganz einfach war die Sache nicht, und Zeit durfte nicht verloren werden. Seine Augen leuchteten. War er denn umsonst jahrelang der Häuptling einer Indianerbande gewesen? Kannte er vor der Stadt nicht jeden Strauch und Graben, hatte er nicht alle Winkel und Schleichwege hundertmal erprobt?

Der Plan stand fest. Nur mußte er heimlich zu Werke gehen, der Vater hätte ihm wahrscheinlich die Munition in Gestalt einer seiner berühmten Ohrwatschen mitgeliefert.

Unter den Brettern auf dem dunklen Schmiedeboden fand er die Gewehre. Für den Vater wählte er den neuen Drilling. Junge, würde der Augen machen. Vor Freude schob er die leichtere Büchse, die er für sich bestimmt hatte, rasch an die Backe und ließ ein paar Mal den Hahn schnappen. Dann umwickelte er die beiden Stücke mit Sackleinenstreifen, band sie zu einem harmlosen Bündel zusammen und stellte den Packen bereit.

Es war der Abend vor dem Auszuge. Der Vater war in die Stadt gegangen. Er mußte noch hier und dort vorsprechen und wollte auch nicht ganz ohne Abschied davongehen. Vor zehn konnte er kaum zurück sein.

Die Mutter war aufgeregt. Ob auch alles gepackt und versorgt sei, wollte sie wissen. Jochen hatte ihr schon zweimal den Brief von Tante Frieda vorgelesen, die sich von Herzen auf den Besuch freute und ein ruhiges Zimmerchen für die liebe Kranke bereithielt. „Nun mußt du schlafen, Mutter“, mahnte Jochen und dachte an die Gewehre. Als sie keine Antwort gab, schlich er sich aus dem Zimmer. Er holte die Büchsen, klemmte sie unter den Arm und ging los.

Ganz ruhig mußt du gehen, sagte er sich. Den Marktplatz umkreiste er, dort waren ihm zu viele Soldaten. Hinter

der Kirche war es stiller und dunkler. Nun schritt er kräftig aus, bog bei der Wirtschaft Bredtloh um die Ecke und gewann freies Feld. In der Dunkelheit tauchte ein Trupp Franzosen auf. Er stoppte. Je lauter sein Herz gegen die Rippen trommelte, um so kräftiger pfiff er einen Gassenhauer. Dann schlenderte er geradezu gemütlich an den Soldaten vorbei und verschwand unbeachtet im Dunkeln.

Schneller gehen, aber noch kein Trab, rechnete er. Ruck, stand er fest. Er hörte französische Worte. Lautlos drückte er sich in den Wiesengraben, fühlte eisiges Wasser die Hosenbeine durchlaufen, hielt den Atem an und sah die Patrouille über den Weg kommen. Er kniff die Augen zusammen; in seinen Ohren brauste es, und dann war es überstanden. Die Streife wanderte ahnungslos vorüber.

Jetzt rannte Jochen los, huschte wie ein Schatten über den Bahndamm, kroch durch Stacheldrahtzäune, sprang über Gräben und Hügel hinweg und gelangte in den Wald. Gerettet! Den Waldsteg fand er auch im Finstern, kletterte bergan, lief über die Höhe, wieder zurück ins Tal und schlich nach einer Stunde, immer noch vorsichtig Umschau haltend, an einen mächtigen Strohschober heran. Der Lehm klebte in dicken Klumpen an seinen Stiefeln.

Was dort grau durch die Dunkelheit schimmerte, war die Landstraße, die schon außerhalb der Besatzungszone lag. Den Weg sollte morgen das Auto nehmen. Hier also konnte er die Gewehre ohne Gefahr die eine Nacht verbergen.

Der Rückweg verlief glatt und ohne Störung. Vor der Bürgermeisterei tippelte der Posten auf und ab. Die Hände in den Taschen vergraben, schritt Jochen zum letzten Mal über den Marktplatz. Als der Vater kurz vor zehn heim-



kehrte, lag Jochen schon zu Bett. Aber er hörte noch die Glockenuhr Mitternacht schlagen, bevor er endlich einschlummerte.

Der Abschied war kurz. Er mußte es sein. Das Krankenauto, das die Besatzungsbehörde auf Thormanns Vorstellungen genehmigt hatte, fuhr um sechs Uhr morgens vor.

Ernst Sturm nahm seinen Sohn bei der Hand und durchschritt noch einmal mit ihm alle Räume des kleinen Hauses, von der Schmiede bis zu Jochens schräger Dachkammer. Kein Wort kam über des Vaters Zunge. Jochen würgte es so im Halse, daß er kaum Luft kriegte. Unter seinem Bücherbrett hing ein kleines Lichtbild. Es zeigte Jochen auf seinem ersten Schulwege, in den Armen trug er eine übergroße Zuckertüte. Er riß das Bildchen hastig herunter und schob es in die Rocktasche.

Auch der Arzt war erschienen. Er redete der Kranken einige ermunternde Worte zu und wünschte ihrer Kur, wie er diese Reise lächelnd nannte, guten Erfolg. Dann knallte die Wagentür zu.

Unheimlich blaß sieht sie aus, dachte Ernst Sturm, aber er war es nicht weniger als sie.

An der Tür stand Hilde Thormann. Als Jochen sie weinen sah, rannen auch ihm plötzlich die Tränen über die Backen. Rasch sprang er noch einmal vom Wagen herunter, drückte dem Mädchen die kleinen Hände und reichte ihr das Lichtbild aus der Rocktasche zum Andenken hin. „Wir kommen wieder, Hilde, ganz gewiß kommen wir wieder.“

Der Wagen ruckte an. Drei deutsche Menschen fuhren einem dunklen Schicksal entgegen.

Die letzte Prüfung durch den französischen Doppelposten war scharf und umständlich. Der Koffer mußte entleert werden. Das ganze Auto wurde durchstöbert. Die Kranke hielt während der Untersuchung die Augen mit einem Schal bedeckt. Sie wollte keinen fremden Soldaten sehen.

„Nun sind wir draußen", sagte Sturm nach einer Weile erleichtert zu ihr. Die Frau schlug die Lider hoch und lächelte ihn dankbar an. „Du Guter", flüsterte sie glücklich und zog seine schwere Hand an ihren Mund.

Mitten auf der Landstraße hielt der Wagen plötzlich an.

„Einen Augenblick, bitte", rief Jochen, sauste auf den Strohschober los und kehrte stolz mit dem grauen Bündel zurück.

Der Vater riß die Augen auf und starrte den Jungen an. „Zwei Gewehre", lächelte Jochen, „die habe ich gestern abend hergebracht."

„Junge!"

Mehr Worte fand der Vater nicht. Jochen sprang auf den Sitz, und die Fahrt ging weiter.

Der Himmel war grau, und ein feiner Streuregen sprühte gegen die Scheiben. Es wurde kalt. Aber Jochen hielt neben dem Fahrer aus, bis der Wagen gegen Mittag einen matschigen Feldweg hinaufgeholpert war und vor einem weißgetünchten westfälischen Bauernhause hielt.

3.

Jochen fand sich in den neuen Verhältnissen am schnellsten zurecht. Er hielt die Übersiedlung durchaus nicht für ein Unglück, das sich nicht ertragen ließe. Zwar wurde aus dem erträumten Jagen und Schießen nichts, da der Vater die Gewehre bei der Ankunft sogleich auf dem Heuschober verbarg; aber das Anwesen der Tante mit seinen Scheunen und Winkeln, dem Kuhstall und Geräteschuppen bot so viel Unbekanntes und Entdeckungswürdiges, daß seine Zeit vollauf besetzt war. Seit er als fünfjähriger Junge mit seiner Mutter einige Wochen hier verlebte, hatte er den Hof nicht wieder gesehen. Und niemand kümmerte sich um ihn, wenn er nur die Mahlzeiten pünktlich einhielt, was er ohne besondere Abmachung gern besorgte.

Tante Frieda war doch ein wenig überrascht gewesen, als sie die ganze Familie aus dem Wagen steigen sah. Damit hatte sie nicht gerechnet. Aber ein Blick in das sorgenvolle Gesicht ihres Schwagers ließ sie ein Unglück ahnen. Stand es so böse mit der Kranken?

Die Mutter wurde in einem sauberen Stübchen im zweiten Stock des Hauses untergebracht und fiel nach der anstrengenden Fahrt bald in einen bleiernen Schlaf.

„Wie geht es ihr?“ fragte die kleine Frau den Schwager besorgt.

Ernst Sturm führte sie wortlos in die Küche hinunter. Sie lehnte zitternd an dem Tisch.

Als sie die Wahrheit erfuhr, schrie sie auf. Sie hielt die Schürze vor das Gesicht und schluchzte. Der Mann legte seine Hand auf ihre Schulter und sagte:

„Anna darf es noch nicht erfahren, das würde ihren Tod bedeuten.“

Nach einer Weile fuhr er fort: „Ich will mich nach Arbeit umsehen, Frieda. Schlafen kann ich wohl in der Magdstube, die leersteht. Dann bin ich in ihrer Nähe, wenn sie mich braucht."

Die Frau rieb sich die Augen blank, sah ihren Schwager an und sagte mutig: „Auch das werden wir tragen müssen, wenn nur Anna wieder gesund wird. Und wegen der Arbeit, da mußt du dich mal umhören, es liegen augenblicklich so viele Betriebe still." — —

Hinter dem Tisch auf dem Arbeitsnachweis, vor dem Schmiedemeister Ernst Sturm den ganzen Morgen wartete, bis die Reihe an ihn kam, saß ein junger Mann mit einer knallroten Nelke im Knopfloch. Nach jeder Abfertigung, die kurz und ohne Aufsehen vor sich ging, brannte er sich eine frische Zigarette mit Pappmundstück an, sog den Qualm in die Lungen und stieß ihn in zwei dünnen Strahlen aus der Nase heraus.

„Der Nächste."

Ernst Sturm räusperte sich und sagte: „Ich suche irgendeine Beschäftigung."

Der Angeredete zog die Augenbrauen hoch und sah in das fremde Gesicht. „Woher kommen Sie denn?" erkundigte er sich lächelnd, „sind Sie denn hier angemeldet?"

„Ich bin ausgewiesen. Der Ortsvorsteher verweist mich an Sie."

„Ach so. Und da suchen Sie nun Arbeit bei uns?"

Durch die Menschenkette hinter Ernst Sturm rann ein Gemurmel.

„Dann will ich Sie in die Liste eintragen", sagte der Mann mit der Nelke ruhig und malte den Namen schwungvoll auf einen Bogen.

„Sie fragen dann später noch einmal nach. Der Nächste."

Sturm blieb vor dem Tische stehen und stemmte die Arme auf die Platte.

„Wünschen Sie noch etwas?"

„Arbeit will ich, sonst nichts!"

Er sprach so laut, daß sie hinter ihm die Hälse reckten.

„Wollen wir auch haben", lachte einer.

„Genossen", erhob sich der Rote in gekünstelter Ruhe und kniff die Zigarette aus, „die Partei tut, was sie kann, das wißt ihr alle. Ihr seht auch hier wieder, immer ist es der Arbeiter, der die Suppe auslöffeln muß. Wer ist denn an der Besatzung schuld, wir Arbeiter etwa oder dieser Mann hier? Nein! Die Kapitalisten haben die französischen Soldaten hereingeholt, um durch sie unsere Errungenschaften der Revolution niederschlagen zu lassen. Dieser Genosse hier . . ." Er brach ab und wich vor den drohenden Augen des Schmiedes zurück.

„Halt dein Maul!" brauste Sturm auf, polterte den Tisch beiseite und stampfte hinaus. Angeekelt von den roten Phrasen trat er in die nächste Wirtschaft und bestellte sich einen doppelten Korn.

Es goß in Strömen, als er sorgenschwer den lehmigen Fahrweg hinauf dem Hofe zustieg. Wenn er sich vorstellte, daß er vielleicht auf unabsehbare Zeit arbeitslos umherlaufen sollte, krampfte sich sein Herz zusammen. Da waren die paar hundert Mark bald ausgegeben, die er mit her-

übergebracht hatte. Der Schwägerin konnte er unmöglich zur Last fallen. Die arme Frau schleppte ihr Besitztum mühsam von einem Tag zum andern und war froh, wenn sie es überhaupt durch diese Zeiten rettete. Dazu gesellte sich bei ihm eine immer stärkere Furcht vor der Stunde, da er seiner Frau die Wahrheit gestehen mußte. Womit sollte er denn seine dauernde Anwesenheit hier begründen? Das Wasser rann ihm in Bächen vom Hut über Gesicht und Nacken herab. Er beachtete es nicht. Sein Gang wurde unter der grauen Not, die ihn bedrückte, schwankend und unsicher, als trüge er eine überschwere Last den Berg hinan.

In der Diele empfing ihn die Schwägerin mit verweinten Augen. Den ganzen Nachmittag hatte die Kranke nach ihm gefragt. Sie wollte wissen, warum er nicht bei ihr bliebe. Als Sturm auch zu Mittag nicht zurück war, hatte sie einen heftigen Anfall bekommen und zum ersten Mal Blut gespien. Nun läge sie wie gestorben unter der Decke und gebe nicht einmal mit den Augen ein Lebenszeichen von sich. In ihrer Angst hatte die Schwägerin Jochen ins Dorf nach dem Arzt geschickt. Der schüttelte nach kurzer Untersuchung den Kopf und gestand, daß er von Hoffnung nicht mehr zu reden wage.

Ernst Sturm hängte den triefenden Rock an den Haken neben dem Küchenofen, atmete tief und stieg langsam die Treppe zum Krankenzimmer hinauf. Seine Frau schien seine Anwesenheit zu bemerken, jedenfalls lief ein leichtes Zucken über ihr verfallenes Gesicht. Der Mann faßte die kalte Hand, die völlig in seiner breiten Faust versank. Erschüttert schaute er in ihre Augen, die eine unheimliche Starre ausdrückten.

„Anna, hier bin ich“, sprach er und erschrak über den rauhen Ton seiner Stimme. Die Kranke wandte kaum merklich

den Kopf. Ein sanfter Druck ihrer Hand zeigte, daß sie ihn verstanden hatte.

Ernst Sturm wagte nicht, ihre Hand loszulassen. Er saß noch unbeweglich neben dem Lager, als Jochen am andern Morgen den Kopf durch die Tür schob. Der Vater rührte sich nicht. Da schlich der Junge lautlos näher und legte seinen Arm um die Schulter des Vaters. Der schreckte zusammen, als würde er aus einem Traum gerissen. Angstvoll legte er sein Ohr an den Mund der Kranken, aber ihr Atem strömte ruhiger als in der Nacht über ihre Lippen. „Komm, Junge, sie schläft jetzt."

Sie schlief zwei Tage lang ohne Unterbrechung. Dann schien die Krise überwunden. Langsam begann sie wieder zu essen.

Vater Sturm klopfte in den nächsten Tagen wie ein Bettler bei allen Schmieden und Fabriken an und fragte nach Arbeit. „Wir bedauern." „Wir machen die Bude zu." „Da müssen Sie schon die Aufträge mitbringen; tja, so ist das heute."

In einer Scherenschmiede, die für Australien arbeitete, kam er nach langer Rede endlich unter. Der Lohn war kümmerlich genug und die Beschäftigung eintönig, aber es war doch wenigstens Arbeit.

Jochen werkte auf dem Hof herum. Er stand morgens mit dem Vater auf und ging der Tante nach Kräften zur Hand. Zu tun gab es genug, da Tante Frieda doch sehr von der Mutter in Anspruch genommen war. Da sollte die „Liesel" zum Schmied geritten werden. Was tat Jochen wohl lieber als im Galopp durch die Felder jagen. Überdies war die „Liesel" eine alte Bekannte. Auf ihrem Rücken hatte er schon als kleiner Bub die ersten Reitversuche unternom-

men. Dann gab es Holz zu spalten und Heu für das Vieh heranzuschaffen. Das Ausmisten des Stalles, sonderlich der Schweineecke, entsprach seinem Geschmack schon weniger, aber gehörte nun mal zu einem rechten Bauernleben. Das Melken war im Anfang noch schwieriger. Je tapferer er zog und preßte, desto unruhiger wurden die Tiere, aber Milch gaben sie keinen Tropfen.

„Die Bleß ist ja trocken", behauptete Jochen fachmännisch, nachdem er die brave Kuh durch sein vergebliches Zerren wild gemacht hatte.

Die Tante lachte, schob ihn vom Schemel weg und melkte einen halben Eimer voll. Jochen kniete im Stroh nieder und äugte wie ein Spitzbube. So erlernte er allmählich auch diese Kunst.

„Du, Tante", rief er ihr zu, während er das Pferd anschirrte, um eine Fuhre Futtermehl vom Bahnhof abzuholen, „den Knecht kannst du im Frühjahr sparen, bis dahin bin ich soweit."

„Wir werden bald ankaufen müssen", gab sie scherzend zur Antwort.

Jochen knallte zufrieden mit der Peitsche und trabte den Hügel hinunter. Als er durch das Dorf dem Bahnhof zufuhr, bemerkte er in den wenigen Schaufenstern Spielwaren ausgestellt, die ersten Boten des nahenden Christfestes. Bei diesem Anblick befiel ihn eigentlich zum ersten Mal seit dem Auszug ein Gefühl wie Heimweh nach seiner Vaterstadt. Wie oft hatte er um diese Zeit vor den Läden gestanden und die Nase gegen die Scheiben gedrückt und dann doch nie recht gewußt, welche von den Kostbarkeiten er sich diesmal wünschen sollte.

Er schüttelte den Kopf, als ließen sich solche Gedanken einfach wie Fliegen verjagen. Er zog die Zügel stramm und begann wie immer, wenn ihn eine Sache stark bewegte, zu pfeifen. Das half. Und als er erst einen der schweren Futtersäcke aufpackte und nicht locker ließ, bis er ihn auf dem Karren stehen hatte, war der Sehnsuchtsanfall überwunden. Schließlich war man auch gerade kein Kind mehr. Ohne abzusetzen schleppte er Sack für Sack, den ganzen Wagen voll. Stolz reckte er die Arme und freute sich seiner wachsenden Körperkraft. Er wartete nur auf den Tag, da er es seinem Vater gleichtun konnte. Der hatte vor einigen Tagen eine störrische Kuh bei den Hörnern genommen und gegen die Stallwand gedrückt, daß Jochen glaubte, er hätte ihr das Genick abgedreht.

So wurde Jochen auf dem Hof geradezu unentbehrlich. Der Zustand der Mutter erforderte eine ständige Pflege, und eine fremde Hilfe ins Haus zu nehmen hatte die Tante entschieden abgelehnt. Aber von einer Besserung der Kranken war nicht zu reden, eher deutete alles auf ein Versiegen der Lebenskräfte hin. Die wenigen Augenblicke, in denen sie frischer und teilnahmsvoller erschien, konnten Ernst Sturm über ihr wahres Befinden nicht hinwegtäuschen.

Jochen hatte ihr vom Gärtner für ein paar Groschen einen Topf mit dunkelroten Alpenveilchen besorgt, die er ihr auf den Tisch stellte. Sie schob ihm ihre abgezehrte Hand über die Decke zu und hauchte ein Dankeswort. Jochen verstand es nicht einmal. Von dieser kleinen Anstrengung ermüdet, schlossen sich ihre Augen wieder.

Wenn der Vater nach der Arbeit nicht neben ihrem Lager saß, machte auch er sich noch im Stall oder an den Scheunen zu schaffen. Es war keine große Arbeit zu tun jetzt im

Winter, aber schleifende Türen in Ordnung bringen, Schlösser nachsehen und ähnliche Kleinigkeiten gab es immer zu verrichten. Die Zeitung rührte er nicht an, nichts mehr wollte er wissen von dem, was sich draußen begab. Die Tante war darin anderer Meinung. Sie hätte gern einmal eine Stunde mit ihm über die Politik und die Zukunft Deutschlands geplaudert, aber schon nach den ersten Sätzen winkte er ab. Wenn sie ihm nur seine Arbeit ließen und nicht mit Sprüchen kamen wie der rote Jüngling auf dem Arbeitsamt. Dann allerdings konnte er wild werden.

Eines Tages kam ein Brief von Thormann an. Der schrieb, daß Sturms Haus nun von einem französischen Offizier bewohnt sei. Der neue Herr habe sich auch schon seine Frau, wie man so sage, nachkommen lassen. Sonst ginge es leidlich, stand in dem Brief. Daß Sturms Möbel auf die Straße gesetzt und für ein paar Pfennige verschachert worden waren, darüber fand sich in dem Schreiben nicht eine Zeile. Aber vielleicht hätte selbst diese Mitteilung den alten Sturm nicht besonders ergriffen, denn die Erlebnisse der letzten Wochen hatten den starken Mann so ausgelaugt und zermürbt, daß er begann, sein Herz gegen alle Eindrücke von außen abzuriegeln. Lediglich die Erzählungen seines Jungen und die Berichte über den Tagesverlauf im Befinden seiner Frau fanden bei ihm ein offenes Ohr. So legte er den Brief beiseite und beantwortete ihn lange Zeit nicht.

Sie standen eines Abends im Stall zusammen. Vater Sturm nagelte eine Kette an einen Balken, als Jochen zu ihm sagte:

„Machen wir in diesem Jahr einen Christbaum, Vater? In vier Tagen ist Heiligabend.“

Der Hammer in seiner Hand ruhte. Er las dem Jungen den Wunsch von den Augen ab und antwortete: „Jetzt erst recht, Jochen. Weihnachten ist das Fest der armen Leute, und das sind wir doch, nicht wahr?“

„Es gibt noch ärmere, als wir sind, Vater“, entgegnete Jochen leise.

Da legte der Alte den Hammer fort, ging in die Stube und rührte keinen Finger mehr an diesem Abend. Gab es wirklich noch ärmere Menschen, als sie es jetzt waren? Er wurde in der ganzen Nacht nicht mit dieser Frage fertig.

Die Tante hatte Heimlichkeiten. Das konnte sie vor Jochen nicht verbergen. Ein Paket war angekommen, mehr brachte er auch nicht heraus. „Frag nicht, arbeite!“ befahl sie schmunzelnd und schickte ihn in den Wald, eine Tanne zu holen.

Jochen nahm das Handbeil und rückte eine Stunde später mit einem Baum an, der mit Ehren in einer großen Kirche hätte stehen können.

„Wenn schon, dann ordentlich“, sprach er zufrieden vor sich hin, als er die Tanne in der Scheune unterstellte.

In der Mädchenkammer stand eine Eichentruhe. Darin entdeckte Jochen Weihnachtsfiguren, eine herrliche kleine Krippe mit Strohdach, geschnitzte Rinder und Schafe sowie eine Anzahl Hirten mit Schäferhunden.

„Die Sachen hat Onkel Paul geschnitzt, ein Jahr bevor er in den Krieg zog“, bemerkte die Tante wehmütig, als Jochen die Stücke auf dem Küchentisch aufbaute. Von da an betrachtete Jochen die Figuren mit einer besonderen Ehrfurcht.

Der Vater machte am Heiligen Abend den Heimweg durch das Dorf. Es war keine Weihnachtsfreude in seinem Herzen, aber ein Geschenk für den Jungen wollte er doch haben. Ein heftiger Ostwind fegte durch die Gassen. Eilige Menschen hasteten an ihm vorüber. Vor einem Musikladen hielt er an und überlegte. Er trat ein und kaufte eine Mundharmonika. Sie war Jochens Spielgerät von Kindertagen an gewesen, und er verstand es meisterhaft, sie zu spielen. Erst auf der Straße fiel ihm ein, daß es mit dem Musizieren doch nichts werden konnte, solange seine Frau so krank dalag, aber umtauschen wollte er das Instrument auch nicht mehr. In einem Tuchgeschäft hing eine graue Wolljacke. Die kaufte er für Jochen. Für die Schwägerin nahm er ein buntgestricktes Umschlagtuch mit. Auf dem Hof war es feierlich still. Der Steinplatz vor dem Hause war weiß gescheuert und mit Sand bestreut. In den Fugen glitzerte das Eis. Auf der Diele wehte ihm der weihnachtliche Duft von Tannen und frischgebackenem Kuchen entgegen. Die Schwägerin stieg vorsichtig die Treppe herab, deutete nach oben und sagte: „Sie schläft immer noch."

Jochen hatte in der Stube den Baum aufgestellt, der mit der Spitze an den Deckenbalken stieß. Auf einer niedrigen, mit einem Leinentuch behängten Kiste stand die Krippe, mit frischem Heu angefüllt. Ringsherum drängten sich in bunter Vielfarbigkeit die Eltern des Christkindes, die Hirten und die Tiere. Der Anblick der geschmückten Tanne mit der sinnigen Darstellung der Weihnachtsgeschichte daneben bewegte den stillen Mann fast zu Tränen. Er wandte sich ab und ging in seine Kammer, um sich ein wenig weihnachtlich herzurichten. Kurze Zeit hernach klopfte es.

Die Schwägerin erschien und flüsterte:

„Komm rasch, sie fragt nach dir."

Ernst Sturm vermochte bei dem gedämpften Licht das bleiche Antlitz seiner Kranken kaum von dem Leinen zu unterscheiden, auf dem ihr Kopf ruhte. Sachte legte er seine Hand auf ihren Scheitel.

„Anna, es ist Heiligabend heute."

Die Frau öffnete die Augen überweit und wurde unruhiger.

„Willst du schlafen, mein Kind?"

Ihre Finger tupften leicht auf die Decke.

„Jochen, wo ist Jochen?" hauchte sie kaum vernehmbar. Die Tante holte den Jungen. Der stand am Fuße des Bettes und fragte:

„Freust du dich, Mutter, daß Weihnachten ist?"

In diesem Augenblick begannen im Dorfe drunten die Festtagsglocken zu läuten. Der Wind trug den Klang die Höhe hinauf bis in das Krankenzimmer hinein. Plötzlich versuchte die Mutter sich aufzurichten. Ernst Sturm schaute erschrocken die Schwägerin an, deren Augen ratlos umhersuchten. Nun legte der Mann seinen Arm unter das Kissen und hob den federleichten Körper sanft hoch. Die Augen der Mutter belebten sich unirdisch, ein fremdes Leuchten schimmerte auf den todesblassen Zügen.

Alle Glocken setzten ein.

„Da kommen sie", strahlte es von ihren dünnen Lippen.

Jochen konnte nicht anders, er mußte erstaunt durch das Fenster sehen. Draußen aber war dunkle Nacht.

„Wer kommt, Mutter?"

„Ach, alle kommen sie, alle, alle. Hört ihr, wie die Engel singen? Ach wie schön ... wie — — schön — — — war — — das.“

Ihre Blicke irrten mit einem Mal angstvoll umher, als suchten sie das verlorene Bild.

Der Mann fühlte das Röcheln in der schmalen Brust.

„Geh, Jochen, und zünde die Kerzen an“, sprach er leise.

Unendliche Traurigkeit schwang in seiner Stimme. Die letzten Augenblicke sollten dem Jungen erspart bleiben.

Als er nach langer Zeit mit seiner Schwägerin die Weihnachtsstube betrat, waren alle Lichter schon heruntergebrannt. Nur vor der Krippe leuchtete noch eine rote Kerze. Der Junge aber lag über den Tisch gebeugt und weinte.

4.

Jochen schritt an der Seite seines Vaters hinter dem Wagen her, der die Mutter den Hügel hinab durch das Dorf zum Friedhof trug. Als sie vom Feldwege ab in die Dorfstraße bogen, schlossen sich einige Männer an, und am Friedhofseingang hatte der Zug eine Stärke von zehn Menschen erreicht.

Das Kapellenglöckchen weinte seinen Abschiedsgruß in den frostigen Wintertag. Dann sprach der Pfarrer, aber der scharfe Wind zerriß seine Worte in Fetzen.

Als der Prediger Ernst Sturm und dem Jungen die Hand gereicht hatte, schob der Vater mit dem Fuß die

harten Lehmschollen beiseite. Er griff eine Handvoll Erde, zerkrümelte sie und ließ sie auf den Sarg rieseln. Jochen streute den Strauß von Christrosen, den ihm die Tante mitgegeben hatte, in das Grab. Fremde Männer sprachen ihm Worte zu, die er nicht verstand, und dann stand er plötzlich mit dem Vater allein.

„Komm, Junge", sagte Ernst Sturm und strebte mit langen Schritten dem Ausgang zu. Draußen ergriff Jochen die Zügel des Pferdes und führte den Karren hinter dem Vater her.

Das Herz war ihm unsagbar schwer. Er wurde den quälenden Gedanken nicht los, daß er allein die Schuld an dem frühen Tode der Mutter trug. Daß sie bis zur Todesstunde von der Ausweisung nichts erfahren hatte, tröstete ihn nur wenig.

So lief er in den leeren Tagen nach der Beerdigung mit traurigen Augen auf dem Hof umher, suchte Arbeit, die ihm aber gar nicht zusagte, und saß am liebsten in einem dämmerigen Winkel in der Scheune im Heu. Dabei geschah es wohl, daß er versunken die Mundharmonika aus der Tasche zog und ganz leise eine schwermütige Weise vor sich hinsummte.

Die jugendliche Unbekümmertheit, die auch in den dunklen letzten Wochen ihn nicht verlassen hatte, begann nun immer mehr einer Grübelsucht zu weichen, aus der ihn auch die Tante mit ihren kleinen Freundlichkeiten nicht herausriß. Er fühlte unbewußt, daß mit dem Tode der Mutter die Brücke in die Welt seiner Jugendjahre abgebrochen war. Ihm waren die Augen für die Schattenseiten des Lebens gewaltsam geöffnet worden.

Zu einer anderen Zeit hätte er wie ein Schulbube losgebrüllt, als Tante Frieda mit der Überraschung heraus-

kam, die sie ihm von Weihnachten aufgespart hatte. Nun aber geriet sein Herz in eine Erregung, die ihm bis dahin völlig fremd und unbekannt gewesen war. Hilde Thormann hatte ihm ein Päckchen geschickt, in dem sich neben einem selbstgehäkelten Wollschal ihr eigenes Lichtbild, in einen Metallrahmen eingefaßt, befand. Das war alles. Ein kleines Zeichen herzlichen Gedenkens an den ausgewiesenen Jugendgespielen. Jetzt aber zitterten die Finger, als er die roten Seidenschnüre des Päckchens losknotete. Er stieß einen Freudenruf aus, als er das Bild der Freundin in den Händen hielt. Sie trug zum ersten Male — jedenfalls hatte Jochen sie noch nie so gesehen — keine Flechten mehr, sondern hielt das Haar zu einem Knoten geschlungen, der das zarte Köpfchen leicht in den Nacken zu ziehen schien. Die Tante, die ihm über die Schultern schaute, konnte eine Bemerkung nicht unterdrücken.

„Ein schönes Mädchen, Jochen!"

Da legte er blitzschnell die Hand über das Bild, als müsse er es dem fremden Zublick entziehen. Gleichzeitig bekam er einen feuerroten Kopf und rannte aus der Stube.

Früh um sechs machte der Vater den einstündigen Weg zur Arbeit und kehrte am Abend müde und bleich heim. Er hatte den Versuch gemacht, von der einförmigen Presse in die Schlosserei zu kommen, deren vielseitige Tätigkeit seinen Neigungen und Fähigkeiten besser entsprach. Der Werkmeister zog die Schultern hoch und bedauerte.

„Wir können längst nicht mehr, wie wir wollen, Sturm."

In der Frühstückspause, als Ernst Sturm allein auf einer umgestürzten Kiste saß und sein Butterbrot verzehrte, trat ein Mitarbeiter auf ihn zu.

„Bist du eigentlich organisiert, Genosse?“ fragte er.

Sturm wickelte sein Brot in die Zeitung ein. Er antwortete ruhig: „Kümmert euch nicht um meine Sachen, ich bin nicht organisiert und werde es nie sein.“

„Ich bin der Obmann vom Betriebsrat“, stellte der andere sich breitbeinig vor ihm auf, „und in diesem Betrieb arbeitet keiner, der das Buch nicht hat.“

Der Schmied erhob sich, um an seinen Arbeitsplatz zu gehen. Der Obmann faßte seinen Ärmel.

„Morgen bist du organisiert, oder du fliegst!“ drohte er.

Wie von ungefähr hielt Sturm einen Schraubenschlüssel in der Faust.

„Loslassen, oder du kannst dich auf dem Friedhof organisieren lassen“, rief er in maßloser Empörung, schleuderte das Eisen auf die Werkbank und ließ den bis unter die Haare bleichgewordenen Betriebsrat stehen.

„Arbeiterverräter“, zischte der leise und warf dem Riesen einen haßerfüllten Blick nach.

Vater Sturm hielt damit den Fall für geklärt und trat an seinen Arbeitsplatz. Als er am nächsten Morgen die Presse in Schwung setzte, krachte es in den Zahnrädern, und die Maschine stand still. Der Meister kam herzugelaufen und machte ein verdrießliches Gesicht. Die Presse mußte auseinandergenommen werden. Das nahm einen guten Arbeitstag weg und bedeutete einen beträchtlichen Lohnausfall, da Pressearbeit im Akkord betrieben wurde. Zwischen den Zahnrädern fand sich eine Schraubenmutter, die böswillig hinter den Schutzkasten geworfen war. Aha, dachte Ernst Sturm, das ist die Rache.

Am zweiten Tage war die Schmierkanne nicht aufzufinden. Als er sich eine bei seinem Mitarbeiter ausleihen wollte, zuckte der die Schultern und grinste. Er mußte sich von dem Meister eine neue Kanne geben lassen. Daß sie ihm an seinen Kleiderkasten die „Volksstimme" genagelt hatten, berührte Sturm nicht sonderlich. Als er jedoch eines Morgens den Treibriemen zerschnitten vorfand, war es mit seiner Langmut aus. In der Pause, als die Leute auf den Bänken und Schemeln hockten, die Eßnäpfe zwischen den Knien, trat er vor sie hin. Das Reden war wahrlich nie seine Sache gewesen, nun aber schossen ihm die Worte wie Pfeile von der Zunge.

Arbeiterverräter hätte ihn der Obmann gescholten, so begann er. Wenn an dieser Stelle davon gesprochen werden sollte, dann sei er auch dazu bereit. Er könne ihnen sogar mit Namen dienen. Und nun schleuderte er den Leuten sackweise die Revoltemacher vor die Füße, denen das Lob gebühre, gerade den Arbeiter in Grund und Boden verraten zu haben. Burschen, die zum Kämpfen zu feige und zum Arbeiten zu vornehm, die von Weltfrieden gaukelten und dafür den Krieg in das eigene Volk hineintrügen. Mit einer Hand streuten sie dem Arbeiter große Worte vor und mit der anderen zögen sie ihm den letzten Groschen aus der Tasche.

Er wurde so grob, daß Thormann seine helle Freude an ihm gehabt hätte. Von sich und seinem Schicksal erwähnte er nicht ein Wort. Aber von den betrogenen Massen und der täglich wachsenden Not sprach er, und immer von neuem von den Revolutionshyänen, die „Volk — Volk" schrien und den Geldbeutel meinten. Unbarmherzig schlug er zu, wie damals, als er kaltes Eisen schmiedete. Der Obmann, der ganz hinten saß, gröhlte. Als Sturm sich den Schweiß aus den Augen wischte, sprang der Rote



auf und schüttete ganze Säcke voll Schlagworte auf die Genossen aus. Auf einigen Gesichtern aber stand nach Sturms Worten ein deutlicher Zweifel an der Echtheit dieser Parteilehren zu lesen.

„Wer gegen uns steht, kämpft für den Kapitalismus", brüllte der Obmann. Da blies die Dampfpfeife das Ende der Mittagspause. Langsam gingen die Arbeiter wieder ans Werk.

Am Abend ließ der Besitzer Ernst Sturm in die Schreibstube bitten. Der schmächtige Herr mit dem Zwirbelbart wanderte aufgeregt in dem Zimmer umher. Er trat auf Sturm zu und klopfte ihm, wohl aus Mitgefühl, auf die Schulter.

„Tja, lieber Sturm", er sprach ganz leise, „offen gestanden, ich teile durchaus Ihre Auffassung. Der Meister hat mir berichtet, jawohl. Aber sehen Sie, die Zeit ist nun mal nicht anders, und da muß ich als Kaufmann den Dingen ein wenig Rechnung tragen. Das werden Sie begreifen, nicht wahr?"

Ernst Sturm, dem diese Einleitung viel zu umständlich war, stützte die Hände in die Seiten und fragte:

„Und was wünschen Sie von mir, Herr Krämer?"

Herr Krämer bekam einen leichten Hustenanfall, erholte sich jedoch rasch und vertauschte seine Brille mit einem scharfsichtigen Kneifer.

„Tja, was Sie anbetrifft, lieber Sturm, so hätte ich Sie gern bei mir behalten. Aber der Betriebsrat, wissen Sie, der verlangt es nun mal, und bei der gegenwärtigen Lage, Sie verstehen ..."

Daß es dem Meister Sturm bei dieser Nachricht durch alle Knochen fuhr, bemerkte selbst der Herr mit dem Kneifer. Aber die Erbärmlichkeit, mit der sich hier ein ordentlicher Mann der roten Willkürherrschaft unterwarf, damit sein Geschäft keinen Schaden nahm, erregte einen solchen Abscheu in dem Schmied, daß er sich auf dem Fuße umdrehte und wortlos das Zimmer verließ.

Schluß mit dem ganzen Dreck hier!

Die Arbeiter standen vor den Eimern und wuschen sich, als er durch die Fabrik an sein Spind schritt. Er sah nicht rechts und nicht links, packte seinen Rock und ging seiner Wege.

Der Parteiapparat begann zu spielen, und er spielte verteufelt gut. Acht volle Wochen war Ernst Sturm nun schon ohne Arbeit. In den paar Betrieben, die überhaupt noch voll beschäftigt waren, wurde er von der Leitung freundlich, aber bestimmt darauf hingewiesen, daß nur organisierte Arbeiter eingestellt würden. Seine besondere Notlage fanden alle sehr bedauernswert, aber nehmen tat ihn keiner. Man hoffe allgemein auf eine baldige Besserung des Arbeitsmarktes, war der einzige Trost, den sie ihm mitgaben.

Dreißig Jahre lang hatte er in der Schmiede gestanden, zwanzig Jahre, wenn er den Krieg mitzählte, war er selbständiger Handwerksmeister gewesen. Mit Freude und Fleiß hatte er sein Tagewerk verrichtet, und nun kam diese rote Meute und machte ihn brotlos. Wollte ihn zwingen, in ihre Reihen zu treten. Lieber würde er verhungern, als hier seinen Nacken beugen. Der Gedanke an seinen Jungen quälte ihn am meisten. Er peinigte ihn

so, daß er keinen Schlaf mehr fand. Der Jochen durfte ihm nicht verkommen, da mußte er einen Ausweg finden. Aber er zergrübelte sein Gehirn, ohne eine Lösung zu sehen.

Er stand in der Stube und starrte auf den Hof hinaus. Der verspätete Märzschnee wirbelte seit Stunden seine Kristallflocken auf die Erde. Das Land lag unter einem weißen Tuch begraben. Plötzlich hielt es den Mann nicht länger zwischen den engen Wänden. Er griff zu Hut und Mantel und rannte aus der Tür. Er lief durch die Felder, er stapfte durch brusthohe Schneewehen, er durchwanderte den Tannenstand, er umkreiste in weitem Bogen das Dorf und hielt endlich auf der Anhöhe an, wo die Birken standen. Es war dunkel geworden. Aus der Stube drüben vom Hofe her fiel ein dünnes Lichtbündel in das weiße Gewimmel. Schneewasser lief über sein heißes Gesicht. Er mußte sich an einen Baum lehnen. Seine Fäuste umspannten den kalten Stamm.

„Ich tu es doch“, stöhnte er verzweifelt, „ich halte es nicht länger aus. Was liegt an mir, aber den Jungen, den sollt ihr nicht auch noch umbringen.“

Er warf den Kopf hoch. Sein Entschluß stand fest. Langsam, als sammle er sich zu einer schicksalsschweren Prüfung, schritt er auf das Haus zu. Er stampfte den Schnee von den Stiefeln und trat in die Stube. Jochen zog erschrocken die Mundharmonika von den Lippen, als er den Vater ansah. In dem grauen Schnurrbart hingen Eisperlen, die wie gefrorene Tränen blinkten.

„Du bist krank, Ernst“, sagte die Schwägerin und schob einen Stuhl an den Ofen. Sie war es seit einiger Zeit gewohnt, keine Antwort von ihm zu bekommen und eilte in die Küche, um das Nachtessen zu besorgen.

„Willst du mit, Jochen?“ fragte der Vater den Jungen unvermittelt, als sie allein waren.

„Wohin, Vater?“

„Wir wollen fort von hier. Nach Amerika oder Indien oder Afrika oder wohin du willst, das ist gleich. Nur hierbleiben wollen wir nicht.“

„Aus Deutschland fort, Vater, aus Deutschland?“

Der Alte knallte die Faust auf den Tisch.

„Ja“, schrie er, „aus Deutschland fort!“

Da wußte Jochen, daß es unabänderlich war. Er langte über den Tisch und faßte des Vaters Hand.

„Wann gehen wir?“

Seine Stimme war fremd und heiser.

„Mit dem ersten Schiff“, antwortete der Vater dumpf.

Tante Friedas Tränen änderten den Vorsatz nicht. Sie holte aus dem Schrank das Schreibzeug und einige vergilbte Aktenbogen, da Ernst Sturm noch am gleichen Abend wichtige Briefe zu schreiben hatte. Der längste ging an seinen Nachbar Thormann.

Jochen saß still auf der Bank hinter dem Tisch. Er staunte, wie rasch die schwielige Faust des Vaters die Feder zu führen verstand. Wie er so vor sich hinsann, begann sich sein junges Herz mit einer großen Erwartung zu füllen. Der Gedanke an eine Reise über das Weltmeer in ein fernes, unbekanntes Land begann ihn so zu fesseln, daß sein anfängliches Erschrecken sich bald in ein regelrechtes Reisefieber verwandelte. In der Tasche glitten seine Finger über die blanken Beschläge seiner Harmonika. Er

verspürte Lust, ein Wanderlied zu blasen. Da legte der Vater die Feder hin. Es war noch eine Handbreit unbeschriebener Raum auf dem Bogen. „Setz einen Gruß darunter, Junge“, sagte der Alte und schob Jochen den Brief zu, „es wird für lange Zeit der letzte sein, den Thormanns erhalten.“

Jochen knabberte verlegen am Federstiel herum und schrieb dann mit breitbeinigen Buchstaben einen Abschiedsgruß an Hilde Thormann unter den Brief.

„Aber wohin wollt ihr denn eigentlich?“ warf die Tante plötzlich ein, „man muß doch ein Ziel haben, auf das man losgeht. Kein Mensch fährt blind in die Welt hinein.“

Der Vater hatte ein frisches Blatt begonnen und antwortete ohne aufzublicken, daß sie zuerst nach Hamburg fahren wollten. Dort würden sie weitersehen. Es gäbe so viele Schiffe, und eines werde sich schon finden, das sie mitnähme. Und übrigens sei es auch gleichgültig, wohin sie reisten.

Er hielt mitten in einem Satz inne und hob den Kopf. Die Schwägerin trug das Wolltuch, das er ihr zu Weihnachten geschenkt hatte, eng um die Schultern geschlagen.

„Wer erst einmal aus Deutschland fort muß“, sagte er leise, „der hat keine große Auswahl mehr.“

Nach einer dumpfen Pause fuhr er fort: „Du hörst von uns, wo wir gelandet sind. Hier habe ich so etwas wie ein Testament gemacht. Alles gehört dem Jungen. Wenn Thormann das Haus verkaufen kann, soll er das Geld an dich schicken. Du hebst es für Jochen auf, das mußt du mir versprechen. Ob ich nach Deutschland zurückkehre, das weiß Gott allein. Da müßte schon ein Wunder geschehen. Aber der Junge, der wird wiederkommen, der

soll nicht immer in der Fremde bleiben. Der gehört hierher. Mit mir ist das etwas anderes. Mich wollen sie nicht mehr. Du brauchst nicht zu weinen, Frieda; komm, setz deinen Namen hier unter das Schriftstück und du auch, Jochen. So. Nun können wir schlafen gehen."

Schon am nächsten Morgen begannen die Vorbereitungen. Der Vater ging auf das Amt und besorgte die Pässe. Jochen nahm die Gewehre auseinander und fettete sie wie Ölsardinen ein. Natürlich war es Unsinn, ohne Munition die Büchsen über das Meer zu nehmen, und so wickelte Jochen sie traurig wieder in die grauen Tücher ein. Die Tante schleppte eine Menge Sachen von ihrem Mann herbei, die sollte Jochen tragen, wenn er älter wäre. So kam eine ganze Kiste voll zusammen. Aber es verging noch eine Woche, bis die Papiere in Ordnung waren.
An einem kühlen Märzmorgen zog Jochen um fünf Uhr das Pferd aus dem Stall. Er schirrte es vor den gleichen Karren, der auch die Mutter auf ihrem letzten Wege getragen hatte. Den Schal von Hilde Thormann hatte er um den Hals gewunden. Auf der Kiste saßen die Tante und der Vater eng aneinandergerückt. Jochen faßte die Zügel kurz und fuhr los. Die Nüstern des Pferdes dampften. Am blauschwarzen Himmel blinkten unzählige Sterne. Kein Lüftchen wehte. Es hing eine ängstliche Stille über dem Land. Aus einem Gebüsch am Wege schreckte ein Vogel auf. Nur aus einem Fenster drunten im Dorfe schimmerte ein Lichtschein. Dort lag wohl einer, der den Tag ersehnte. Der Wagen polterte über das Pflaster. Zu sagen wußte keiner etwas. Jeder hing seinen Gedanken nach.

Als der Vater zwei Fahrkarten nach Hamburg verlangte, riß der Beamte die schläfrigen Augen auf und schüttelte

den Kopf. Bis Münster wohl, aber nicht bis Hamburg. Solche Reisen trat hier kein Mensch an. Also bis Münster, lächelte Ernst Sturm.

Obwohl noch eine halbe Stunde Zeit war, reichte er der kleinen Frau die Hand. Er wollte es kurz machen.

„Geh jetzt, Frieda, du frierst ja."

Die Tante umschlang den Jungen, preßte ihre Lippen auf seinen Mund und lief weinend aus der Halle. Die Männer hörten das Gefährt dem Dorfe zutraben.

„So, Junge, nun sind wir beide auf uns allein gestellt. Kein Mensch wird nach unserm Glück oder Unglück fragen. Wir müssen uns eben durchbeißen, so gut es geht."

„Vater", sagte der Junge, und seine Augen leuchteten, „auf mich darfst du dich verlassen."

5.

Jochen stand an Deck des kleinen Frachtdampfers „Anna Maria" und ließ die Augen in dem riesigen Schiffspark umherwandern, der den Hamburger Hafen zum Bersten füllte. Es waren nicht viele deutsche Schiffe auf den Meeren um diese Zeit.

Ein wirres Geflecht von Masten und Tauen, Schornsteinen und Eisenarmen ragte vor ihm auf. Zahlreiche Möven flogen zwischen den Segellaken umher. Drüben schäumte ein Motorboot durch das schwarze Wasser auf einen Ozeanriesen los, den eine Anzahl kleinerer Schiffe

wie Küken die Glucke umlagerten. Das Wasser gurgelte und klatschte gegen die Kaimauern, Bretter und Flaschen und Konservenbüchsen tanzten auf den Wellen. An den Schuppen und Stapelhäusern wurde nicht gearbeitet. Einer der Matrosen von „Anna Maria" sagte, daß in der Stadt wieder etwas los sei.

Jochen spie in das Wasser hinab. Nun ging es also doch nach Amerika. Am ersten Tage in Hamburg hatte der Vater noch geschwankt. Wäre der geschwätzige Ratgeber auf dem Auswandererbüro nicht gewesen, so meinte Jochen, säßen sie heute schon auf dem Schiff nach Südafrika. Er war jedenfalls immer für Afrika gewesen. Diesem Lande hatte schon in der Schule seine Sehnsucht gegolten, seitdem Lehrer Baumann, der den Hereroaufstand als Schutztrüppler miterlebt hatte, Erdkundeunterricht gab. Aber der Mann auf dem Büro hatte die Schultern hochgezogen und mit einem hämischen Gesicht behauptet, es gäbe keine deutschen Kolonien mehr.

Und nun sollten sie mit diesem Kahn über den Ozean. Das war eine Sache für sich. Der nächste ordentliche Dampfer lief erst in drei Wochen. Aber solange wollte der Vater nicht warten. Er hatte schon geschimpft, daß sie sechs Tage in Hamburg herumgerannt waren, ohne zum Schuß zu kommen. So hatte er sich auf diesem Getreideschiff eingemietet.

„Meinetwegen", brummte Jochen vor sich hin. Vielleicht war auch Amerika nicht übel. Abwarten.

In letzter Stunde waren noch drei weitere Fahrgäste an Bord gekommen. Außer einem Mann in den vierziger Jahren erschien noch ein älteres Ehepaar aus dem Holsteinischen. Die Leute hießen Hansen und reisten nach Chikago.

„Karl Wäntig aus Hannover", stellte der andere sich vor und strahlte dabei wie ein Kind, das sich auf den Weihnachtsmann freut. Er fuhr seinem Bruder nach, der vor zwölf Jahren ausgewandert war und irgendwo in Kanada als Pelzjäger lebte. So waren mit der Besatzung rund dreißig Menschen auf dem Schiff.

Um acht Uhr in der Frühe lichtete der Dampfer die Anker. Die Schiffssirene schrie in den nebligen Morgen hinaus. Jochen stand an der Reeling und winkte einigen Schiffern zu, die vom Kai aus der „Anna Maria" nachblickten. Langsam glitt das Schiff aus dem Hafen. Die Schraube zeichnete einen schaumigen Streifen in das Wasser. Als Jochen nach einer Weile aufschaute, schwammen sie schon so weit, daß er die Männer am Lande nur noch schwach erkennen konnte.

Er zog seine Mundharmonika aus dem Rock und begann ein Abschiedslied zu spielen. Der Vater an seiner Seite hielt mit beiden Händen das Geländer umklammert und starrte nach der Heimat hinüber, bis der letzte Turm im grauen Dunst ertrank. Da wandte er den Kopf und sah auf das Meer hinaus. Stunde um Stunde stand er dort und schaute dem ewig gleichen Spiel der grauen Wogen zu. Jochen hatte gar keine Zeit, trüben Gedanken nachzuhängen. Das Schiff mit seinen Geheimnissen lockte. Als er am Nachmittag von einem Rundgang durch alle Räume und Winkel an Deck zurückkehrte, schwamm die „Anna Maria" schon tief in der Nordsee und steuerte stampfend auf den Ärmelkanal los.

„Es schaukelt mir zu wenig", gab Jochen dem alten Hansen zur Antwort, der ihn beim Abendtisch fragte, wie ihm das Meer gefiele. Sie saßen im Mannschaftsraum, wo sie das Essen mit den übrigen Fahrgästen einnahmen.

„Mir langt es gerade“, sagte der Mann aus Hannover steif und rückte seinen Teller fort.

Hansen lachte und bemerkte: „Dann wird's wohl bald überlaufen.“

„Man sagte mir in Hannover“, entgegnete Herr Wäntig ein wenig kläglich, „Hoffmannstropfen seien ein sicheres Mittel gegen Seekrankheit. Aber ich habe den Eindruck, als hätte ich schon zuviel von dem Zeug genommen.“

„Dat geiht allens wedder met rut“, tröstete der Holsteiner ihn. Er hatte vierzig Jahre lang die Nordsee und einiges mehr auf kleinen Fischkuttern befahren und verfügte über genügend Erfahrungen in diesen Dingen. Seelenruhig brannte er sich seine Tonpfeife an und begann zu klönen. Jochen rückte dicht an ihn heran und zog seine Beine auf die Bank.

„Dat woarn noch Tiden, min Jung“, nickte er und setzte ernst hinzu: „da hat es uns oft mehr als genug geschaukelt.“

„Mach den Jung nicht bange“, schob seine Frau ein, die neben ihm saß und an einem Kinderjäckchen häkelte.

„Man los“, trieb Jochen den Seebären an.

Und nun plauderte der alte Hansen von den Erlebnissen und Gefahren seines schweren Berufes. Von Sturmnächten, die Menschen und Schiffe verdarben, von Segenstagen, da die Boote von Fischen überflossen, und dann wieder von mühevollen Arbeitswochen, nach denen sie am Ende dankbar waren, wenn sie das nackte Leben nach Hause brachten.

Karl Wäntig saß derweilen gegen die Wand gelehnt und hörte nur mit halbem Ohr zu. Von Zeit zu Zeit reckte er

den Hals, als wäre ihm der Rockkragen zu eng geworden. Als sein Gesicht die Farbe eines frischen Klatschkäses angenommen hatte, sprang er plötzlich auf.

„Aber was tut man denn gegen diese elende Würgerei?“ fiel er dem Alten ins Wort.

Auf seiner Stirne standen Schweißperlen.

„An die Reeling, marsch, marsch!“ ermunterte der Fischer ihn. Der Alte hätte sich übrigens seine Antwort sparen können, denn im gleichen Augenblick flog Wäntig schon die Treppe hinauf.

Jochen preßte die Hand vor den Mund und prustete.

„Laß das, Jochen“, verwies ihn der Vater, der auch nicht mehr ganz fest war.

Aber Hansen wehrte bedeutungsvoll ab. „Gönnen Sie ihm die kleine Freude ruhig, bis wir in den Kanal kommen.“

„Abwarten“, dachte Jochen und lief noch einmal an Deck. Es war dunkel geworden. In regelmäßigen Abständen sprangen von einem Leuchtturm breite Lichtbündel über das Meer. Von Süden her blinkten die Inselfeuer. Sterne fand er keine. Die Nachtbrise wehte ihm kalt ins Gesicht. Da er zu frieren begann, kletterte er rasch in den warmen Schiffsbauch zurück.

Aber auch im Kanal lachte Jochen weiter. Die See legte das Schiff auf die Seite, daß die Schemel wie Kegelhölzer purzelten. Alle Luken waren dichtgemacht, und an Deck durfte von den Gästen keiner mehr. Der Vater lag bleich in seiner Koje, und Karl Wäntig wäre über Bord gegangen, wenn er die Kraft besessen hätte, sich auf die Beine zu stellen. Jochen besuchte ihn.

„Wenn du mich lieb hast“, stöhnte Wäntig, „dann versprich mir, jeden Morgen nachzusehen, ob ich noch da bin. Mir ist so elend, ach, was ist mir elend ...“

„Es ist noch kein Mensch an Seekrankheit gestorben“, behauptete Jochen, um ihm Mut zu machen.

„Dann bin ich ganz gewiß der erste“, röchelte Wäntig ergeben, und seine Augen schillerten grün.

In diesen Tagen saß Jochen mit dem seefesten Hansen zusammen und ließ sich immer neue Geschichten erzählen.

Nach einer Woche sprang das Wetter um. Die Sonne schien, und das Meer lag schwer wie flüssiges Blei. Da erschien auch Karl Wäntig wieder. Er lebte noch und war guter Dinge. Sie schwammen nun schon nördlich der Azoren. Es wurde wärmer, und die Fahrgäste konnten am Tage einige Stunden an Deck verbringen.

„Gibt es denn Vögel hier?“ rief Jochen eines Tages überrascht und zeigte auf einen Schwarm, der über das Wasser schoß.

„Nee, Junge, das sind fliegende Fische“, belehrte ihn der alte Holsteiner. Der Junge sah ihm prüfend in die schelmischen Augen, als fühlte er sich genasführt.

Sonst gab es viel weniger zu sehen, als Jochen sich vorgestellt hatte. Die Überfahrt hatte er sich mit tausend Erlebnissen ausgemalt. Nun dampften sie schon fast zwei Wochen auf dem Ozean, ohne auch nur einen einzigen Walfisch zu Gesicht zu bekommen. So mußte er sich mit den Delphinen begnügen, die ihre dunklen Leiber in fröhlichem Spiel durch die Wellen rollten.

Eines Abends faßte Hansen Jochens Vater unter den

Arm und zog ihn in den Eßraum hinunter. Dort saß um diese Zeit nur Karl Wäntig und schrieb in seinem Tagebuch.

„Sie müssen sich entscheiden, was Sie tun wollen“, begann der Seemann väterlich, „drüben ist die Auswahl nicht allzu groß. Wenn Sie mit nach Chikago fahren, will ich sehen, ob mein Junge nicht etwas für Sie tun kann. Aber Sie wollen nicht unter so vielen Menschen leben, sagen Sie immer.“

Sturm saß mit aufgestütztem Arm da und überlegte. Aber der Gedanke an die Riesenstadt weckte eine Art Angstgefühl in ihm, das ihn schon in Hamburg befallen hatte. Er lehnte das Angebot Hansens ab. Er hielte es zwischen den Steinhaufen einfach nicht aus und würde versuchen, irgendwo auf dem Lande, auf einer Farm oder sonstwie unterzukommen.

Karl Wäntig hatte schweigend dem Gespräch gelauscht.

Jetzt klatschte er mit der flachen Hand auf den Tisch.

„Aber, Herr Sturm“, rief er begeistert, „dann reisen Sie doch mit mir nach Kanada, da sind Sie vor Großstädten ganz gewiß sicher. Mein Bruder wird sich freuen, und für Sie ist es doch gleichgültig, ob Sie im Westen oder Norden wohnen.“

Als Ernst Sturm ihn daraufhin anschaute, fuhr er fort: „Und Land ist da, Land, sage ich Ihnen, mehr als hier Wasser. Wälder, Prärien und Wild, gar nicht zu sagen. Bären hat mein Bruder schon mehr geschossen, als ich Hasen gesehen habe. Reich werden kann man dort also nebenbei, und deswegen zieht einer doch schließlich nach Amerika.“

Das war dem bescheidenen Schmiedemeister ein wenig reichlich auf einmal, aber es war in der Tat einerlei, ob sie in Kanada oder sonstwo lebten. Er blickte zu Jochen hinüber, der ihm kräftig zunickte. Seit der Junge etwas von Bären gehört hatte, stand sein Entschluß fest.

„Gibt es Indianer dort oben?“ forschte er begierig.

Damit hatte er den Boden aus dem Faß geschlagen. Karl Wäntig, der seine Seekrankheit endgültig überwunden hatte und wieder ungestört reden konnte, entrollte nun ein so farbenprächtiges Bild seines Gelobten Landes, daß der alte Hansen lächelnd einwarf:

„Haus und Hof sollte man verkaufen und zu Fuß nach Kanada pilgern.“

Wäntig überhörte den spöttischen Alten.

„Was wollen Sie mehr, Herr Sturm? Dort können Sie siedeln oder jagen, ganz nach Wunsch, und Bekannte treffen Sie in Ihrem ganzen Leben nicht. Mehr kann doch kein Mensch Ihnen bieten.“

Seine Hände fuhren durch alle Taschen. Er suchte den Brief, den berühmten Brief seines Bruders. Er fand ihn nicht.

„Lassen Sie, Herr Wäntig“, lächelte Sturm ihm zu, „das Schreiben kennen wir ja, Sie haben es gestern erst vorgelesen.“

Wäntig setzte zu einer neuen Rede an, als das Nebelhorn loslegte.

„Was gröhlt denn das Ding in einem fort?“ rief er ärgerlich, weil er gegen das Getute nicht ankam.

„Wir fahren seit heute früh im Golfstrom“, klärte Hansen ihn auf, „da gibt es nun mal Nebel zu schlucken.“

„Also Schluß für heute. Gute Nacht.“

Jochen hätte gern noch mehr über das Wunderland erfahren, von dem er aus der Schule nur wußte, daß es sowohl mit C als auch mit K geschrieben werden konnte. Aber der Vater redete kein Wort weiter über die Sache. So wälzte er sich lange Zeit in der Hängematte, bis er endlich, mit wilden Traumbildern zugedeckt, einschlummerte. Doch der Vater schlief nicht. Er lag mit wachen Augen bis in den Morgen. Mit weniger großen Worten zwar, aber doch auch nicht ärmer als Wäntig, hatte ihm der Steuermann vor ein paar Tagen Kanada geschildert, und der war selber einige Jahre drüben gewesen. Aufs Goldgraben brauche er nicht gerade zu verfallen, aber sonst wäre dort wohl zu leben. Und wenn den alten Sturm etwas lockte, so war es die menschenferne Einsamkeit dieses Landes. Dort hoffte er, ganz auf sich selber gestellt, mit seinem Jungen ein neues Leben zu beginnen. Da gab es weder französische Besatzungstruppen noch rote Betriebsräte. Und wenn der Kampf schwer war, härter vielleicht als in den Staaten — seit wann hatte Ernst Sturm die Arbeit gescheut?

Er reckte seine Arme, als hielte er Generalprobe.

„Wenn's an den Fäusten liegt, wollen wir es schon schaffen.“

Er richtete sich auf und suchte seinen Jungen. Der atmete ruhig und lächelte im Schlaf.

„Gut“, sagte Sturm entschlossen, sprang aus der Matte und zog sich das Hemd über den Kopf. Schlafen konnte

er jetzt nicht mehr. Er planschte sich das kalte Wasser ins Gesicht und stieg an Deck. Wie ein Tuch lag der Nebel über der See. Die Bordlichter glimmten in dem Schwaden wie Zündhölzer. Unaufhörlich schrie das Nebelhorn. So blieb es den ganzen Tag und den nächsten auch noch, dann leuchtete die Sonne wieder über den Wogen.

Karl Wäntig liefen die Augen über, als Sturm ihm seinen Entschluß bekanntgab, mit nach Kanada zu ziehen. Mit Jochen war gar nicht mehr zu reden, den ganzen Morgen hing er an seiner Mundharmonika und schmetterte einen Marsch nach dem anderen über das Meer. Strupp, der Steuermannshund, erhielt am Mittag, als gerade niemand hinschaute, das ganze Wurststück von Jochens Teller zugeworfen, so daß er vor Staunen über diese Großtat auf den Rücken kollerte.

In den nächsten Tagen begegneten sie immer häufiger fremden Schiffen. Jochen lag jede freie Minute an Deck und suchte den Horizont nach Rauchfahnen ab. Der Koch hatte ihm seinen Ölmantel geliehen. So hielt er auch im Regen aus und wartete auf die neue Welt. Nach dreieinhalb Wochen endlich passierten sie am frühen Morgen ein Feuerschiff.

„Jetzt haben wir's geschafft, Jochen", sagte der alte Hansen. Bald entdeckte Jochen die Freiheitsstatue, die ihren Arm wie zum Gruß in die Luft reckte. Sie liefen in den New Yorker Hafen ein.

Als sie glücklich die vielen Untersuchungen und Kontrollstände hinter sich hatten, war es Mittag geworden.

„All right", meinte Karl Wäntig in fließendem Englisch und dachte damit Jochens Hochachtung zu gewinnen. Aber der Junge stand mit aufgeklapptem Munde da und stierte

an den Häuserriesen hinauf, die mit ihren Spitzen bis in die Wolken stießen. Er mußte den Kopf tief in den Nacken beugen, wenn er die blitzenden Stahlbänder bis hoch oben zu ihrem Ende verfolgen wollte.

Ernst Sturm lächelte nur. Wäre er nicht schon auf der Reise über das Ziel klar gewesen, beim Anblick dieser Steinwüste mit ihren Straßenschluchten hätte er sich ohne Besinnen für Kanada entschieden.

„Hierher, mein Junge", drängte Karl Wäntig neben Jochen vorwärts, „sonst bleibst du uns noch in diesem Babel hängen."

Jochen aber hielt sich lieber an seinen Vater, der mit großen Augen über das Gewimmel hinwegsah und einen Weg durch das Menschengewühl bahnte.

Es tutete und brauste um Jochen herum, daß ihm ganz wirr im Kopf wurde. Die Luft hing voller Benzingeruch. Über die Straßen schoben sich Autoketten, die überhaupt nicht abzureißen schienen. Dann stockte der Strom plötzlich, und sie konnten sich auf die andre Seite hinüberretten. Es schien nicht besonders weit her zu sein mit Herrn Wäntigs englischen Kenntnissen. Er redete verschiedene Leute an, die zwar aufmerksam zuhörten, dann aber die Schultern zuckten und lächelnd weitergingen.

„Mit seinem ‚Allreiht' allein kommt er auch nicht durch", meinte der Vater und wartete.

Wäntig kämpfte sich mit Hilfe eines Wörterbuches weiter. Ernst Sturm mußte ihm den Koffer tragen, weil er jeden Augenblick in dem Buch nachblätterte. Endlich winkte er eine Taxe herbei. Er hielt dem Führer ein viertelstündiges Kolleg aus seinem Nachschlagewerk, und nach einer endlosen Fahrt gelangten sie an das kleine deutsche Hotel, das

Wäntigs Bruder in dem berühmten Brief vorgeschlagen hatte. Als der Besitzer die Gäste mit deutschen Worten begrüßte und sich als waschechten Berliner vorstellte, versank bei Jochen das letzte Mißtrauen gegenüber Karl Wäntigs Versprechungen. In dieser Nacht schlief er so tief und ruhig, als läge er in seinem schrägen Dachstübchen in der Heimat. —

Karl Wäntig wollte Jochen durchaus New York zeigen. Der Junge brannte vor Neugierde. Der Vater hatte von den ersten Eindrücken genug. Er saß lieber auf dem sauberen Zimmer und studierte, was er sich nie hätte träumen lassen, in einem Sprachlehrbuch herum. Das hatte ihm der Wirt mit der Bemerkung geliehen, ein wenig Englisch sei gerade kein Fehler.

„Wiederkommen werdet ihr ja?" meinte der Vater schmunzelnd, als die beiden losgingen.

Wäntig überhörte diese Mahnung. Er faßte Jochen unter den Arm und zog ihn auf die Straße. Eine Hand ruhte in der Tasche auf dem Wörterbuch, ohne das er seit dem Betreten amerikanischen Bodens keinen Schritt aus dem Hause tat. Da ihm die Stadt ebenso fremd war, wie sie ihm entdeckungswürdig erschien, wanderte er mutig drauflos und geriet nach einer guten Marschstunde in das Getriebe des Broadway.

Jochen ließ sich ohne Murren durch die Menschenmassen zerren. Mit immer neuem Erstaunen kletterten seine Blicke an den Wolkenkratzern hinauf. Auf der Straße entdeckte er in dem wimmelnden Menschenteich alle Rassen der Erde und lachte vergnügt über die bunten Reklameschilder, die ihm förmlich ins Gesicht brüllten. Und wie überall, so auch hier, Autos über Autos, schnittige Wagen darunter

und solche, die ihn an die Hochsitze erinnerten, die der Förster in der Heimat zum Reheschießen an den Wildwechsel baute. Wäntig hielt vor dem Paramountkino und schlug vor, einen Blick in die Flimmerbude zu werfen. Aber Jochen meinte, einen besseren Film, als hier die Straße böte, gäbe es drinnen auch nicht zu sehen.

„Gut", erklärte der Ältere und zog sein Wörterbuch. Als er eine Weile vor- und rückwärts geblättert hatte, übte er das Stichwort einige Male leise vor sich hin und fragte einen Mann nach dem Chinesenviertel. „Das muß man einfach gesehen haben, sage ich dir, sonst ist man umsonst in New York gewesen", legte er Jochen dar.

Also Chinesenviertel. Und es war schon der Mühe wert, das mußte Jochen ihm zugestehen, plötzlich mitten in China zu leben, lauter Chinesen, soweit Jochen herumsuchte, gelb, schmuddelig und lächelnd.

Aber müde machte dieser Ausflug. Außerdem hatte Jochen einen Bärenhunger und wollte nach Hause. Karl Wäntig redete auf ihn ein. Nicht ein Zehntel der Sehenswürdigkeiten hätte er ihm vorgeführt, und in drei Tagen ginge es weiter. Das gäbe eine unverantwortliche Lücke in seinem Tagebuch. Wenigstens noch die Negerstadt, bitte!

Jochen war kein Unmensch. Und so machten sie einen Sprung von China bis nach Afrika hinein, wenigstens was die Menschen betraf.

Jochen fragte gar nichts mehr, er schaute sich kaum noch um, obgleich sein Führer fortwährend mit der Hand in die Luft stach und immer neue Wunder entdeckte. Langsam kamen sie wieder in weiße Gegenden. Jochen brannten die Füße von dem stundenlangen Asphalttreten, und er war froh, als Karl Wäntig in einen Laden trat, um einige Kleinigkeiten für die Weiterreise einzukaufen.

In dem Geschäft war es um diese Zeit still. Jochen ließ sich auf dem Eisenschemel vor dem Verkaufstisch nieder und sah seinem Begleiter zu, der eifrig sein Nachschlagewerk studierte. Der Verkäufer wartete geduldig auf das Ergebnis von Wäntigs Untersuchungen. Dann sagte Karl etwas, und bald lag eine Auswahl Zahnpastatuben vor ihm auf dem Tisch. „Sehr richtig", lobte Karl glücklich, „all right" verbesserte er sich und ließ einen triumphierenden Blick auf Jochen fallen. Er wählte eine Tube aus und setzte seine Forschungen fort. Es dauerte eine Weile, da schaute er Jochen wieder an und fragte so nebenhin: „Du weißt auch nicht zufällig, wie Hoffmannstropfen auf Englisch heißen?"

Das wußte Jochen nicht, aber in schlechter Erinnerung waren sie ihm noch aus der Zeit, da er zuviel Pflaumen gegessen hatte.

„Ohne dieses Mittel kann ich unmöglich in die Wildnis reisen", brummte Wäntig und blätterte. Aha, da hatte er schon die Hälfte: Tropfen = drop.

„Oh — entschuldigen Sie, bitte, ich bin gleich fertig, ich suche noch etwas."

Der Verkäufer hatte keine Eile und priemte mit unveränderter Miene seinen Kaugummi.

„Hoffmann" stand leider nicht in dem Buch. Lächerlich, daß gerade die wichtigsten Wörter fehlten. Der Verfasser hatte wohl noch nie in seinem Leben Magenschmerzen gehabt, mit denen Herr Wäntig so oft zu tun hatte, sonst hätte er ganz gewiß auch Hoffmannstropfen in das Verzeichnis aufgenommen.

Hoffnung = hope, ganz war's das zwar nicht, aber zur Not mußte das ausreichen. Also los.

„Hope-drop“, lächelte Wäntig den Mann hinter der Theke an. Der kniff die Augenbrauen zusammen und versuchte das Kreuzworträtsel zu lösen.

„No“, kam es nach einer Minute heißen Ringens von seinen Lippen.

„Ach du liebe Zeit, er versteht mich nicht“, klagte Karl verzweifelt.

„Sie müssen ihm vormachen, was Sie wollen“, griff Jochen jetzt ein, da ihm das Geplänkel Freude bereitete. Wäntig nahm den Vorschlag ernst. Er deutete auf seinen Magen und legte das Gesicht in schmerzvolle Falten. Als das noch nicht half, begann er sich zu krümmen und stöhnte so jämmerlich, daß Jochen vor Lachen neben den Schemel rutschte. Wäntig richtete sich auf und machte nun die Gebärde des Trinkens.

Das Gesicht des Händlers hellte sich plötzlich auf, er hatte begriffen. Er lief in ein Nebenzimmer und kehrte mit einer Flasche zurück, auf der unter anderm das Wort ‚Rizinus‘ zu lesen stand. Nun aber lachte Karl Wäntig so schallend los, daß der Verkäufer ihn beleidigt ansah.

„Nee, mein Junge“, rief Karl, „das Zeug sauf man selber. Davon haben wir beim Kommiß mehr als genug geschluckt.“

„Deutsch geht es bei Ihnen doch besser“, stellte Jochen fest. Wäntig bezahlte die Zahnpasta und verließ den Laden.

„Wenn der Kerl nicht einmal Hoffmannstropfen kennt, müßte seine Bude geschlossen werden“, schimpfte er auf der Straße weiter.

Jochen lachte nur und hatte seine müden Beine längst vergessen.

In dem Hotel verkehrten viele Deutsche. Von denen erfuhr Ernst Sturm, daß die Aussichten in den Vereinigten Staaten keineswegs so rosig waren, wie sie in Deutschland gern geschildert wurden. Da war er froh, daß er gar nicht den Versuch gemacht hatte, sich hier festzusetzen. Fast begann er sich auf Kanada zu freuen.

Mit Unterstützung des Wirtes hatten sie ihre Ausrüstung vervollständigt. Den Kauf von Waffen und Handwerkszeug verschoben sie auf später. Als Karl Wäntig in einem deutschen Laden auch noch eine Flasche seiner unentbehrlichen Magentropfen aufgetrieben hatte, stand der Abreise nichts mehr im Wege. Jochen knallte die Hacken zusammen und meldete seinem Vater:

„Es kann losgehen. Das Auto wartet unten!“

6.

„Darf ich einmal fragen, ob du uns bis an das Eismeer verschleppen willst?“ rief Karl Wäntig seinem Bruder zu, der an der Spitze der kleinen Karawane ritt, die nach Verlassen der letzten Bahnstation am Friedensfluß schon volle vierzehn Tage lang dem Norden zustrebte.

Das rotbraune Gesicht des Trappers wandte sich lachend um. „Bekommt dir unsere Wildnis schon nicht mehr? Kannst getrost zurückreisen, wenn es dir in New York besser gefällt!“

Karl brummte etwas von Rücksichtslosigkeit vor sich hin, fand indessen zu großen Gegenreden keine Zeit, da sie eben

in eine Waldfährte einbogen, die so eng war, daß ihm die Pappelzweige ins Gesicht klatschten.

Trotz der frühen Jahreszeit herrschte eine dumpfe Schwüle in dem Dickicht. Jochens Brauner, ein prächtiges Indianerpferd mit langer gelber Mähne, peitschte unruhig den Schweif durch die Luft. Auf dem weichen Boden schritten die Tiere lautlos wie auf Teppichen vorwärts. Nach zweistündigem Ritt mündete der Weg in eine weite Lichtung ein, die der Führer Richard Wäntig zum Lagerplatz bestimmte.

„Tom", rief der Jäger einem etwa fünfzigjährigen Iren zu, der den Schluß des Zuges bildete und die beiden Lastpferde führte, „hier schlagt das Zelt auf. Ich will versuchen, noch ein Bratenstück zu besorgen. Das Büchsenfleisch bekommt einem Trappermagen auf die Dauer doch nicht."

„Kommst du mit, Jochen?" fragte er den Jungen, der schon die Pferde hobbelte, damit sie sich nicht zu weit von dem Lager entfernten. Jochen zog die neue Büchse von der Schulter und schritt stolz dem Jäger nach, der auf seinen Mokassins geräuschlos durch das Gebüsch fortschlich.

Der Ire war ein alter Jagdgenosse von Richard Wäntig. Er hatte in den Jahren so viel Deutsch abgekriegt, daß er sich mit den beiden zurückbleibenden Männern gut unterhalten konnte. Kaum waren die Jäger verschwunden, als Karl sich auf seine Decke warf und zu fragen begann. „No", wehrte Tom ruhig ab, „zuerst Holz für das Feuer, dann reden."

Ernst Sturm schob lachend seine Pfeife in den anderen Mundwinkel, griff nach seinem Gewehr und ging mit Karl auf die Trockenholzsuche.

„Wenn man nur wieder einmal Menschen zu sehen bekäme", klagte Wäntig und schleppte einen Bund trockener Birkenrinde vor sich her. „Diese Einsamkeit erstickt mich geradezu."

„Nur keine Menschen", entgegnete Ernst Sturm, dem in dieser menschenverlorenen Wildnis langsam die Erinnerung an die Erlebnisse der letzten Monate zu verblassen begann. Seit sie vor zwei Wochen die Eisenbahn verließen und auf dem Pferderücken die ungeheuren Wälder und Steppen durchquerten, tagelang an endlosen Seen vorüberritten und nun vor drei Tagen die letzte menschliche Siedlung hinter sich gelassen hatten, erschien ihm das Leben in einem neuen Licht. Wie aus einer düsteren Umklammerung befreit erlebte er die ungewohnte Weite dieses Landes, das ihm zur zweiten Heimat werden sollte.

Ohne Zögern war er auf den Vorschlag Richard Wäntigs eingegangen, mit hinaus in den Norden zu ziehen, wo die reichen Jagdgebiete lockten. Dort allein waren sie auch vor dem Haß der verhetzten kanadischen Bevölkerung sicher, die seit dem Kriege jeden Deutschen schlechthin für einen Verbrecher hielt.

Der Jäger hatte grausame Dinge von Deutschenverfolgungen erzählt. Er selber war bei Kriegsausbruch gefangengesetzt worden, war ausgebrochen, hatte sich einige Jahre in Alaska herumgetrieben und wohnte nun in einer verlorenen Blockhütte am Schlangensee. Nicht einen Augenblick hatte Richard Wäntig gezaudert, sich der beiden Sturms anzunehmen. Waren sie auch Neulinge in dem wildbewegten Trapperleben, so konnten sie doch beide reiten und schießen, und außerdem war ihm die besonnene Art des alten Sturm wahrlich lieber als das ängstliche Gefrage und Forschen seines Bruders.

Als die Holzsucher die zweite Ladung herantrugen, brannte vor dem Zelt schon ein lustiges Feuer. In der Ferne fielen Schüsse, und Tom zog sogleich eine Bratpfanne aus dem Zeltsack. Es verging indessen noch eine geraume Zeit, bevor die Jäger anrückten und dem Koch die besten Stücke einer erlegten Elchkuh ablieferten. Der Rest sollte auf der Weiterreise am nächsten Tage mitgenommen werden.

„Wir wollen die Pferde anbinden, Tom“, sagte der Jäger, als sie die Füße gegen das Feuer streckten und den duftenden Braten kauten, „die Wölfe heulen wieder.“

Kärl Wäntig riß die Augen auf und rückte an den Iren heran. „Sag mal, Tom, in dieser Jahreszeit fallen die Biester doch keine Menschen an?“

„Je nach Bedarf“, antwortete der Bruder an Toms Statt mit ernster Miene, „am liebsten allerdings Männer mit Weiberherzen, und da kommt von uns wohl keiner in Betracht. Wir können uns also ruhig aufs Ohr legen.“

Es war inzwischen finster geworden. Der Feuerschein warf gespenstische Schatten gegen das Zelt. Der Wind trug jetzt auch für die Neulinge deutlich hörbar ein heiseres Heulen herüber.

Tom pflockte die Pferde hinter dem Zelt an und legte einige frische Scheite auf das Feuer. Nun begann die Stunde, die Jochen so liebte. Die Pfeifen brannten, und die Jäger plauderten von ihren Abenteuern. Am meisten schätzte Jochen die Bärengeschichten.

Vor zwei Tagen hatten sie zum ersten Mal eine Alte mit ihren Jungen gesichtet. Leider war sie beim Näherrücken des Zuges abgetrollt. Seitdem brannte er förmlich auf die erste Begegnung mit einem richtigen Meister Petz, obwohl er aus Toms Erzählungen wußte, daß Bärenjagen ein

ander Ding als Spatzenschießen ist. Die furchtbare Narbe, die über Toms linkes Gesicht vom Schädel bis an das Kinn lief, stammte von einer Bärenpranke. Es war an einem Sommerabend gewesen. Tom hatte sich an einen seichten Fluß unweit seiner Wohnhütte begeben, um einige Hechte zu speeren. In seinem Jagdeifer war er unerlaubt weit von seinem Gewehr fortgegangen, und als er gerade den Zinken in einen fetten Braten stoßen wollte, hörte er dicht hinter sich das bekannte Gebrumm. Er gewahrte einen mächtigen Braunbären, der sich zu seinem Schrecken sogleich aufrichtete und auf ihn zukam. Ein Blick überzeugte ihn, daß er die Büchse nicht mehr erreichte, bevor der Bär heran war. In dieser Lage wußte er nichts Besseres zu tun, als den leichten Angelspeer kurz zu fassen und dem Tiere die Zinken in den Rachen zu treiben. Der Bär heulte entsetzlich auf, und Tom gewann einen Augenblick Luft. Mit verzweifelten Sprüngen setzte er am Ufer entlang und faßte die Büchse. Als der Schuß krachte, stand das Tier so dicht vor ihm, daß es ihm beim Niedergehen die Waffe von der Backe riß. Tom glitt im Ufersand aus und erhielt im Fallen den Prankenhieb, der ihm das halbe Gesicht fortnahm. Als er den ersten klaren Gedanken fassen konnte, lag der Bär tot neben ihm in dem Flüßchen. Das war nun acht Jahre her, und immer noch leuchtete die Narbe rot wie Blut.

An diese Geschichte mußte Jochen denken, als Richard Wäntig auch an diesem Abend seine Mahnung wiederholte, nie ohne das Gewehr schlafen zu gehen. Man sei eben nicht mehr in Hannover und vor Überraschungen in diesem Lande nie sicher. „Ein Jäger ohne Büchse ist wie ein Hund ohne Schnauze.“

Die Nacht verlief ruhig. Einmal schreckte Jochen hoch, aber er sah nur Tom einige Stücke Holz in die Glut werfen.

Da zog er sich die Decke über den Kopf und schlief bald wieder ein.

Als sie am anderen Tage den Pappelbusch hinter sich ließen, gelangten sie auf eine baumlose Hochebene, auf der sie gut vorwärtskamen. Außer spärlichem Graswuchs und hin und wieder einem Krüppelstrauch sah das Auge nichts weiter als einzelne gelbe Staubwolken, die wie schwere Nebelschwaden über die Hochfläche trieben. Schweigend ritten sie Stunde um Stunde dahin. Nur Karl Wäntig machte sich an Tom heran und versuchte ein Gespräch anzuknüpfen. Tom antwortete mit: „Yes“ und „No“, rollte seinen Priem von rechts nach links und wieder zurück und sah besorgt in den Himmel.

Der Führer schlug einen schärferen Gang an.

„Es gibt Regen. Wir müssen vor Abend noch über den gelben Fluß, sonst sitzen wir fest, und der Umweg kostet uns wenigstens vier Tage“, bemerkte er zu Ernst Sturm, der neben ihm ritt.

Sie hatten nun starken Gegenwind, und die feinen Staubkörner trommelten wie Hagel auf das Lederzeug.

Richard Wäntig trieb vorwärts, so viel es die Lastpferde erlaubten. Die Tiere dampften trotz der Kälte, die auf der Ebene herrschte. Obwohl es nicht später als drei Uhr nachmittags war, begann es zu dunkeln. Der Jäger hielt an und suchte den Horizont ab.

Jochen entdeckte nichts als gelbe Wolken, und Karl Wäntig beschwerte sich über den Dreck, bei dem er kein Auge aufhalten konnte. Der Führer bog plötzlich nach Osten ab. Es regnete. Eine Weile blieben es einzelne Tropfen, dann aber riß ein Windstoß die Schleusen auf.

„Können wir nicht zelten?“ fragte Ernst Sturm.

Der Trapper verneinte. Also weiter. Von den großen Hüten goß das Wasser wie aus Dachrinnen herab.

Endlich erreichten sie ein schmales Flußbett, in dem schmutziggelbes Wasser dahinbrauste. Richard Wäntig ritt den Fluß eine Strecke weit ab.

„Hier müssen wir durch“, rief er, „eine Stunde später hätten wir vor einem Strom gestanden, den kein Mensch mehr durchreiten kann. Glück muß man haben, nicht wahr, Karl?“

Der schäumende Brei spritzte den Pferden bis an den Sattel, aber in zehn Minuten standen alle am andern Ufer. Der Boden fiel auf dieser Flußseite stark ab und lief in eine Mulde aus. Dort fand sich ein kleiner Fichtenstand, auf den der Zug sogleich zustrebte.

Der Regen hielt mit unverminderter Stärke an. Als die Reiter unter den ersten Bäumen hielten, trugen sie keinen trockenen Faden mehr auf dem Leibe. Im Nu war das Zelt aufgerichtet und das Gepäck in Sicherheit gebracht. Die Tiere band Jochen unter einigen dichten Fichten an. Aus den wetterfesten Rucksäcken holten die Männer trockene Hemden hervor und kleideten sich um. Nur Tom hielt solche Umstände für überflüssig. Er tat einen kräftigen Zug aus seiner Buddel und murmelte: „Ist naß geworden, wird auch wieder trocken werden.“ Karl Wäntig grub in seinem Ledersack herum, bis er eine grüne Flasche fand, aus der er schnell einige Hoffmannstropfen in den Hals träufelte.

Schnell war eine Fichte gefällt, die einigermaßen trockenes Brennholz lieferte, und bald bullerte in dem

Eisenöfchen mitten im Zelt ein so prächtiges Feuer, daß sich sogar Karl Wäntigs Gesicht wieder aufhellte. Als dann Tom den heißen Tee herumreichte und der Braten-rest in der Pfanne knusperte, kletterte die Stimmung vol-lends in die Höhe.

In der Nacht mußte eine Wache ausgestellt werden. Ob-gleich der Regen nachgelassen hatte, war es nicht möglich, im Freien ein Feuer zu unterhalten. Die Jäger aber mein-ten, der Pferde wegen sei Vorsicht geboten.

Jochen, der nicht ausgeschaltet werden wollte, übernahm die erste Wache. Von den Anstrengungen des Tages über-müdet, schliefen die Männer bald ein. Jochen stand am Zelteingang und lauschte in die schwarze Nacht hinaus. Der Regen trommelte eintönig auf das Zeltdach. In den Bäumen sauste und zerrte der Wind. Allmählich gewöhn-ten seine Augen sich an die Finsternis, und er vermochte deutlich die Umrisse der Pferdeleiber zu erkennen. Zu-weilen ließ er den Lichtkegel seiner Taschenlampe über die Stämme laufen, aber der Schein verlor sich in dem dichten Unterholz.

Plötzlich stand der Lichtkegel zitternd still. Zwei winzige Kugeln fingen ihn auf, brannten in seinem Widerschein rot und grün und wichen unmerklich in das Dunkel zurück. Dem Jungen rann ein kaltes Gruseln den Rücken hin-unter. Er rührte sich nicht, nur der Arm, in dem die Büchse ruhte, zuckte. Die Lampe fiel ins Gras, er riß das Gewehr an die Backe und schoß. Ein wildes Aufheulen war die Antwort. Die Männer sprangen hoch.

„Wölfe?“ fragte Richard Wäntig sofort.

„Ich weiß nicht“, entgegnete Jochen und hielt den Schein-werfer auf das Strauchwerk, „dort hat er gesessen.“

„Nachsehen."

Die Umgebung des Lagers wurde abgeleuchtet.

„Hallo", rief Tom aus dem Gestrüpp her, und im gleichen Augenblick krachte es. Er hatte dem Räuber den Fangschuß gegeben. Dann schleifte er einen grauen Pelz vor das Zelt.

„Guter Schuß", lobte er und klopfte Jochen auf die Schulter.

„Ein wilder Hund", sagte Jäger Wäntig, „solche Burschen sind hier gar nicht selten und gefährlich wie Wölfe."

„Großartig von dir, Jochen", lobte Karl, „ganz prächtig hast du den Kerl abgeknipst. Ich schätze ja solche nächtlichen Schießereien gar nicht, aber hier muß ich sagen: Hut ab vor diesem Schützen."

Da an Schlafen vorerst doch nicht zu denken war, so feuerte Tom das Öfchen frisch an. Und als die Pfeifen qualmten, fiel der Jäger von einer Wolfsgeschichte in die andere, bis sein Bruder hintenüberkippte und durch kräftiges Schnarchen bekundete, daß er dieses erste Abenteuer gesund überstanden hatte.

Der Marsch wurde in den nächsten Tagen immer beschwerlicher, von Wegen konnte gar keine Rede sein. Durch die dichten, mit Unterholz und Gestrüpp bewachsenen Urwälder mußten mit Axt und Haumesser Pfade geschlagen werden. Jägerfährten fehlten ganz. Dafür aber zeigte sich ein derartiger Wildbestand, daß dem alten Sturm beim Anblick der riesigen Elchherden zum ersten Mal seit Monaten ein helles Leuchten über das Gesicht sprang. Sein

Jägerherz hatte Feuer gefangen. Mit Hingabe ließ er sich von den erfahrenen Trappern die Lebensweise und Eigenarten der Tiere erklären. An den Flüssen lernte er Bisamratten, Ottern und Biber kennen und zeigte eines Tages, daß er noch mit der Büchse umzugehen verstand, als er auf siebzig Schritt einen Luchs von einem Baum herunterholte.

Anfang Mai erreichte der Zug den Schlangensee. Zwischen wildromantischen Felsenhängen eingebettet, zog sich das breite Wasser in vielen Windungen meilenweit von Süden nach Norden hin. Von den Bergen aus gesehen bot der See das Bild einer tiefblau schillernden Riesenschlange. In dieser unberührten Wildnis hatte Richard Wäntig seinen Wohnsitz aufgeschlagen.

In einer hafenähnlichen Bucht schwamm ein rohgezimmertes Boot, das erste Zeichen, das eine menschliche Siedlung in dieser Einsamkeit bekundete. Als sie die Bucht umritten hatten, hielt der Jäger sein Pferd an. Er deutete auf die Höhe. Überrascht stieß Jochen einen Freudenruf aus. Dort oben auf einem mächtigen Felsvorbau thronte eine Blockhütte.

„Wundervoll“, gab auch Karl Wäntig zu.

„Mein Adlernest“, lachte sein Bruder und sprang aus dem Sattel. Über den Bergen im Westen lag der goldene Schein der sinkenden Sonne. „Hier werdet ihr also leben müssen“, fuhr der Jäger fort. „Wild und Fische gibt es im Überfluß. Wir haben“ — er zeigte auf ein Stück frisch gerodetes Brachland — „auch schon mit der Landwirtschaft begonnen. In dieser geschützten Lage werden wir Getreide und Gemüse für unseren Bedarf ziehen können. Der Boden ist gut.“



Er wandte sich dem alten Sturm zu, der ergriffen das herrliche Naturbild bewunderte.
„Vor Massenbesuch sind wir hier auch sicher, höchstens werden sich einmal ein paar Jäger oder Indianer nach hier durchschlagen. Den Fluß hinauf erreicht man bei ordentlichem Wasser in fünf Tagen bequem eine kleine Siedlung, wo wir unsere Vorräte ergänzen und die Pelze verkaufen können. Das ist alles, was ihr für heute wissen müßt. Vorerst seid ihr meine Gäste. Morgen beginnen wir mit dem Bau eurer Hütte. Also, meine Herren, herzlich willkommen!"

Ernst Sturm drückte dem Jäger schweigend die Hand. Dann stiegen sie den Pfad nach dem Adlernest hinauf.

7.

Das war eine Freude, als Ernst Sturm zum ersten Mal die Axt auf die Schulter nahm und zum Baumfällen in den Urwald ging. Endlich hatte er wieder ein sinnvolles Werk unter den Fäusten. Die Späne sprangen unter seinen Hieben, wie einst die Funken von dem Amboß hüpften. Krachend schlugen die Baumriesen auf den Boden. Den letzten Schlag vor dem Fallen überließ er seinem Jungen, der jedes Mal hell auflachte, wenn einer der langen Kerle umkippte.

Von den gefällten Bäumen hieb Jochen die Zweige herunter. Dann wurden die Stämme geschält und gekantet und zuletzt auf Maß zersägt. Vom Morgengrauen, wenn über dem See noch der Nebel braute, bis in den Abend hinein klang das fröhliche Gehämmer durch die Einsam-

keit. Erst wenn die Dunkelheit der Arbeit ein Ziel setzte, stellte Ernst Sturm das Werkzeug zusammen und sagte: „Komm, Jochen, für heute war es genug."

Einen halben Flintenschuß weit von Richard Wäntigs Adlernest lag der neue Bauplatz. Das Gelände schob sich wie eine Plattform aus dem Bergrücken hervor und fiel dann in sanften Wellen nach dem See hinunter. Wie eine Insel, einige hundert Schritt im Geviert, ruhte der Platz zwischen herrlichsten Fichtenständen eingebettet. Über die Bäume nach Westen hin gewährte er einen vollen Ausblick auf den Schlangensee. Wäntig hatte zu dieser Baustelle geraten, weil sie gegen Osten durch die Felshänge im Rücken und nach Norden hin von einer mächtigen Bergwand geschützt wurde. In seinen kühnsten Jungenträumen hatte Jochen keine wildere Landschaft erlebt.

Für die Wohnhütte wählten sie natürlich den Platz mit der besten Aussicht auf den See und die dahinter aufragende Bergkette, deren Gipfel auch jetzt im Frühling noch hohe Schneekappen trugen. Was später an Scheunen und Ställen für das Vieh zu errichten war, sollte gegen die Ostwand gesetzt werden. An Weideplätzen für die Tiere war kein Mangel. Jede Regenzeit umsäumte das breite Seeufer mit einem so üppigen Grüngürtel, daß dort sehr wohl eine ganze Viehherde Futter finden konnte. Zuvor aber mußte des vielen Raubzeuges wegen eine sichere Umzäunung hergestellt werden. Über Arbeitsmangel war also nicht zu klagen.

Im Juni wurde das Blockhaus fertig. „Es soll ‚Sturmeck' heißen", erklärte Jochen feierlich, und der Vater gab lachend seine Zustimmung. Er schritt mit hellen Augen auf seinem Besitztum einher und hatte den Kopf voller Pläne. Obstbäume sollten herbei, und eine Werkstatt mußte ge-

schaffen werden, und vor die Hütte wollte er, gerade wie in seinem Garten daheim, einen Tisch mit einer Feierabendbank setzen.

Wenn irgendein Werkzeug fehlte, brauchte er sich nur an Tom zu wenden. Tom besaß alles, was ein Mensch in dieser Wildnis benötigte. Woher die Sachen stammten, war selbst Richard Wäntig ein Rätsel. In Toms Besitz befand sich sogar ein Messerkasten für Schnitzarbeiten. Und als die heißen Tage kamen und die grobe Bauarbeit beendet war, lag er mit Jochen im Schatten der Bäume und zeigte dem Jungen, wie sich aus Hölzern und Baumrinde allerlei schöne und nützliche Dinge schnitzen ließen. Tiere, Kämme, Löffel und kunstvolle Bilderrahmen entstanden unter seinen kunstfertigen Händen. Den ersten Birkenrahmen schenkte er Jochen. Der suchte das kleine Bild von Hilde Thormann aus der Kiste und nagelte es über seine Lagerstelle.

Überhaupt entwickelte Tom sich immer mehr zu Jochens Lehrmeister in allen Fragen des Trapperlebens. Er war ein Mann des Zupackens; das Wortemachen war nicht seine Sache. Er konnte einen langen Abend mit Jochen am Seeufer herumbummeln, ohne einen anständigen Satz über die Lippen zu bringen. Dabei liefen seine Augen wie Spürhunde durch alle Büsche, prüften jeden Eindruck im Ufersand, und bald gab es keine Wildfährte mehr, die Jochen nicht zu lesen verstand.

Als erfahrener Jäger wollte Tom auch, daß der Junge sparsam mit der Munition umgehen lernte. So werkte er einen mannshohen Bogen, schnitt ein Dutzend Pfeile und nahm Jochen mit an das Wasser. Den Pfeil auf der Sehne, stand er wie angepflockt am Ufer und sah in den See.

„Was machst du, Tom?" forschte Jochen.

Tom deutete wortlos vor sich hin. Jochen entdeckte zwischen den Steinen einen armlangen Fisch, der unbeweglich im Wasser stand. Tom zog die Sehne an, der Pfeil schnitt in die Tiefe. Eine Weile planschte es wild in dem Wasser herum, und dann schwamm ein schwerer Hecht an der Oberfläche. Der Pfeil hatte seinen Kopf durchbohrt.

Nun mußte Jochen den Bogen übernehmen. Tom zeigte Ziele, und Jochen schoß. Als der dritte Schuß fehlging, zog der Alte den Mund schief. Er spannte die Sehne, schnellte seinen Hut in die Luft, und pfeifend glitt der Pfeil mitten durch den braunen Deckel. Immer wieder sauste der Hut in die Höhe. Tom ließ nicht eher nach, bis Jochen dem ersten Loch ein zweites hinzugefügt hatte.

„Well", brummte Tom zufrieden und stülpte das breitkrempige Dach auf den Schädel, „du lernst es noch, Junge."

Zum Lohn übergab er Jochen den Bogen als Geschenk. Der Junge wollte vor Freude gerade zu einem Luftsprung ansetzen, als Toms Tatze ihn auf den Boden niederdrückte. Gewohnheitsmäßig riß Jochen sein Gewehr von der Schulter.

„No", knurrte Tom leise und nahm den Bogen. Es dunkelte schon, und Jochen vermochte trotz angestrengten Umhersuchens nichts Verdächtiges zu entdecken. Wie eine Katze glitt der Jäger am Ufer entlang. Gespannt folgte Jochen seiner Spur. Tom hockte nieder, die Sehne surrte, und aus dem Wasser erscholl ein ängstlicher Schrei. Jochen sah nur ein leichtes Sprudeln eine Strecke vom Ufer entfernt. Tom aber saß schon im Boot und ruderte an die Stelle, wo es jetzt nur noch leicht plätscherte. Er kehrte mit einem prächtigen Fischotter ans Land zurück.

„Die Fische gehören uns", bemerkte er und zog den Pfeil

aus dem glänzenden Balg, „diese Räuber müssen sterben.“ Das war die längste Rede, die Jochen an diesem Tage aus dem Munde seines Meisters vernahm.

Als der Tisch vor der Hütte fertig stand, fing Ernst Sturm an, Land zu roden. Er begann seinen Arbeitstag schon, wenn noch die Sterne blinkten. In den heißen Stunden, wenn die Luft über der Erde flimmerte, war es im Freien nicht auszuhalten. Dann zog er sich in seine Werkstatt zurück, die er von der Scheune abgeteilt und, so gut es ging, eingerichtet hatte. Sogar ein gemauerter Schmiedeherd fehlte nicht. In diesen Stunden entstanden die notwendigen Möbelstücke für die Wohnung.

Seit der Vater den Hammer wieder führte, war er ein anderer Mensch. Als wäre ihm frisches Blut in die Adern gegossen, so stark und unternehmungsfroh fühlte er sich. Nichts mehr von der stumpfen Grübelei war in ihm. Sein Leben hatte wieder einen Sinn bekommen, und er war willens, ihn zu erfüllen. Mitten in der härtesten Arbeit konnte es geschehen, daß er die Pfeife, die ihm so leicht nicht kalt wurde, in die Rocktasche schob und ein Liedchen vor sich hinsummte. Selbst Jochen hob dann verwundert den Kopf. Es schien wirklich so, als hätte Ernst Sturm schon Wurzel in dem fremden Land geschlagen. Nur an den schönen Abenden, wenn die Berge im Widerschein der versunkenen Sonne goldrot leuchteten und er still auf der Bank vor der Hütte saß und seine Feierstunde hielt, dann kam ganz sacht die alte Not angekrochen. So sehr er sich auch wehrte, immer wieder glitten die Gedanken nach Deutschland hinüber, und die Fäuste krampften sich, wenn die dunklen Bilder nicht weichen wollten. Da freute es ihn, wenn die Männer vom Adlernest herüberkamen, um ein Stündchen mit ihm zu „verrauchen“, wie

Tom das nannte. Dann mußte Jochen die kerbgeschnitzte Tabakskiste herbeiholen, und bald war die trübe Stimmung im muntersten Geplauder untergegangen. Die Tagesarbeit bot Stoff genug. Die Winterversorgung mußte beraten werden, und bald gingen sie auch daran, die ersten Jagdpläne für den Herbst festzulegen.

Wenn Tom seine Pfeife gestopft hatte, saß er lieber mit Jochen abseits im Grase. Der Junge sollte lernen, wie ein Lasso wurfbereit gewickelt werden mußte. Als diese Prüfung bestanden war, schielte Tom nach den Pferden hinüber, die in der Abendkühle auf der Wiese hinter der Hütte grasten. Jochens Brauner stand zunächst. Tom erhob sich, ließ das Seil um seinen Kopf kreisen, und im gleichen Augenblick hing die Schlinge am Pferdehals fest. Der Braune stieß Löcher in die Luft, aber schon umschlang ein zweiter Wurf die Vorderfüße, so daß er wiehernd auf die Seite kugelte.

Jetzt mußte Jochen ran. Das Seil aber surrte beim Werfen rückwärts und hätte unter hellem Gelächter der Jägerrunde um ein Haar Karl Wäntigs Kopf umschlungen. Das war übrigens nicht die einzige Überraschung bei Jochens Lassoübungen. Es geschah auch zuweilen, daß er sich selber in dem Seil verstrickte und hilflos ins Gras purzelte. Aber bald wurden die Fehlwürfe seltener, und eines Tages gelang es ihm, den wild dahinjagenden Rappen seines Vaters einzufangen und zum Stehen zu bringen. Daß er bei dieser Übung von dem stampfenden Hengst ein gutes Stück über die Erde geschleift wurde, machte ihn nicht kopfscheu. Er ließ nicht locker, bis das Pferd schnaubend anhielt und verwundert seinen jungen Bezwinger anschaute. Allerdings sah Jochens Gesicht hernach aus, als hätte er sich mit einer Drahtbürste gewaschen.

Hin und wieder hatte auch Karl Wäntig seine Übungsstunde. Eines Abends kam er an und wollte Fische speeren. Tom und Jochen begleiteten ihn an den See. Schon bald hatte Tom einen prächtigen Hecht gesichtet und deutete mit dem Finger ins Wasser.

„Laß ihn mir", fieberte Karl und hob den Speer.

In seinem Jagdeifer aber stieß er zu, als gälte es einen Ochsen zu spießen. Leider fuhren die Zinken eine Handbreit an dem Opfer vorbei, so daß Karl vornüber kippte und in den See schoß. Unter Prusten und Planschen arbeitete er sich wieder an Land, während die Freunde am Ufer standen und sich vor Lachen die Bäuche festhielten.

„Selbst die Fische lachen", kicherte Jochen vergnügt.

Um dem gefürchteten Schnupfen vorzubeugen, begann Karl Wäntig nun wie besessen am Seeufer entlangzurennen.

„Ein echter Trapper", murmelte Tom und schüttelte seinen grauen Jägerkopf. Er begriff nicht, wie ein Mensch an einem zwölfpfündigen Fisch vorbeistechen konnte.

Karl Wäntigs Bedarf war für heute gedeckt. Er drängte nach Hause. Es müsse doch alles gelernt sein, meinte er kleinlaut, und zu Tom gewandt fügte er hinzu, der Bruder brauche das Mißgeschick gar nicht erst zu erfahren, sonst bezöge er von dem noch die zweite kalte Dusche. Tom grinste und schwieg.

Eine Woche nach diesem Vorfall, als Jochen mit dem Vater die letzten Wurzeln aus der Rodung hackte, erschien Richard Wäntig und sagte, er wolle nun nach der Station fahren und den Pachtvertrag für die Siedlung abschließen.

„Bisher habt ihr als meine Gäste gegolten, aber es muß alles in Ordnung gehen, wenn ihr hierbleiben wollt. Außerdem brauchen wir die Jagdscheine und auch sonst noch manche Dinge für den Winter. Wenn Sie wollen, Sturm, nehme ich den Jungen mit. Das Wasser im Fluß steht gut, so daß wir wohl in zehn Tagen zurück sein können."

Die Reise wurde auf den übernächsten Tag festgesetzt. Den letzten Abend vor der Fahrt saß Jochen am Tisch vor der Hütte und schrieb Briefe.

„Meine Hände sind zu schwer geworden", entschuldigte der Vater sich. Er schritt im Grase auf und ab und gab einen Bericht an seine Schwägerin, den Jochen niederschrieb. Es war eine große Unruhe über den Mann gekommen. Er sprach so stockend und abgerissen, als könnte er heute gar nicht recht mit seinen Gedanken in Ordnung kommen.

„Das Land ist sehr reich und schön und ist uns schon zur zweiten Heimat geworden." Er hielt wieder inne.

Jochen saß über dem Bogen und schrieb. Der Vater blieb stehen und schaute über die Wipfel nach dem See hinab. Er schüttelte den Kopf und fuhr fort: „Nee, Jochen, das mit der zweiten Heimat laß mal weg, so können wir das nicht schreiben."

Er sann wieder nach. „‚Das Land ist reich und schön, und wir haben uns schon ganz gut eingelebt.' So geht es. Also weiter. ‚Besonders Jochen fühlt sich wohl und ist schon ein rechter Jäger geworden. Wenn man jung ist, wird einem ja ein solcher Wechsel überhaupt viel leichter. Schließlich bin ich doch bald fünfzig und habe die beste Zeit meines Lebens hinter mir.'"

Jochens Hand begann zu zittern, und er blieb mit der Feder hängen.

Er kannte seinen Vater zu gut und ahnte, was sich hinter diesen Worten verbarg.

„Wir sind heute mit unserer Rodung fertig geworden. Das Stück ist doppelt so groß wie dein Roggenfeld hinter dem Birkenhügel. Der Boden scheint gut zu sein, nur leidet die Ernte hier im Norden oft unter der Dürre und den gefährlichen Trockenfrösten.“ Nun war er im Zuge. „Wenn du nur einmal unsere Hütte sehen könntest, da würdest du Augen machen. Zwar ist sie nicht ganz so gemütlich wie unser Haus daheim, aber dafür leben wir eben in der Wildnis. Einige Raubtiere haben wir auch schon geschossen. Doch darüber soll dir Jochen erzählen. Er ist übrigens schon so groß, daß er mir bis an die Schultern reicht.“ Er brach ab. Er sagte, sonst nähme er Jochen den ganzen Stoff weg. Aber als der Junge erst anfing, fand er gar kein Ende, so daß der Vater schließlich fragte, ob er noch immer an die Tante oder schon an Hilde Thormann schreibe.

Jochen richtete bei dieser Anspielung nicht einmal die Augen auf. Ihm war eine Glutwelle ins Gesicht geschossen, als hätte er ein Verbrechen begangen. Kurz schloß er das Schreiben an die Tante ab.

Der Brief an Thormanns ging viel glatter. Der Vater erzählte von der Reise, malte dem Freunde die Landschaft am Schlangensee aus und plauderte leicht und hoffnungsfroh von dem neuen Leben in der Wildnis. Dann erkundigte er sich nach seinem Hause und der Schmiede. Auch über die Vorgänge in der Stadt wollte er unterrichtet werden und bat seinen Freund zum Schluß, ihm doch ge-

legentlich einige Nummern des Stadtanzeigers zu schicken, er möchte wieder einmal eine deutsche Zeitung in Händen haben.

Eigentlich hätte sich Jochen nun den Bericht an Hilde Thormann sparen können. Was er wußte, stand ja in dem Brief an ihren Vater. Aber er legte doch die Feder nicht fort. Ein paar Zeilen wenigstens sollte sie von ihm haben. Sie hatte so geweint, als er fort mußte, und ihm das Bild geschickt, das nun an seiner Wand hing. Dabei fiel ihm plötzlich ein, wie ängstlich früher schon ihre dunklen Augen auf ihn gerichtet waren, wenn er ihr eine frisch gelesene Indianergeschichte erzählte oder sie mit auf den dunklen Dachboden des Hauses zog, um ihr dort mit seinen Kameraden einen regelrechten Raubüberfall vorzuführen. Bis sie vor Aufregung zu weinen begann und ihr Köpfchen in den Armen des Häuptlings verbarg.

Und so wurde, als er nun zu schreiben begann, aus den paar vorgesetzten Zeilen eine volle Seite, und aus der einen Seite wuchs eine ganze Geschichte seiner Erlebnisse in Kanada.

„Später hörst Du noch viel mehr von mir. Vorher aber mußt Du einen langen Brief schreiben an Deinen Freund Jochen Sturm“, setzte er unter den Schrieb, legte die Feder fort und kroch zufrieden auf sein hartes Lager.

Dann kam die Reise. Obwohl der Fluß in den ersten Meilen kein starkes Gefälle hatte, war es eine harte Arbeit, das Boot gegen die Strömung zu rudern. In den Morgenstunden, wenn die halbdunkle Sommernacht dem neuen Tage zu weichen begann, brachen sie das Zelt ab und machten das Boot flott. Sie konnten immer nur die frühen Stunden am Morgen und den Abend zur Fahrt benutzen; in der Sonnenglut wäre das Rudern Selbstmord

gewesen. Um diese Zeit ruhten sie unter den schattigen Uferbäumen, plauderten und schliefen. Der Jäger, den Jochen „Onkel Wäntig“ nannte im Gegensatz zu dessen Bruder, bei dem er das „Herr“ nicht loswurde, war auch ein Meister des Kochlöffels. Jochen brauchte nur das überall herumliegende Holz zu sammeln und das Feuer zu bedienen. Dann konnte er auf dem Bauche liegend zusehen, wie der Onkel die Fische schabte und ausnahm und in dem Eisentiegel braun und knusprig briet. Eines Mittags saß Jochen am Feuer und rührte Bohnensuppe. Sein Gesicht verriet kein besonderes Gefallen an dieser Mahlzeit. Der Jäger sah ihm schmunzelnd zu und erhob sich. Nach einer Weile kehrte er mit einem Hut voll Enteneier zurück, die er im Uferschilf aufgestöbert hatte. Die Bohnen wurden ausgekippt, und dann klatschten die Eier in die Pfanne. Es gab einen Eierkuchen mit Speck, wie Jochen ihn in seinem Leben weder gesehen noch gegessen hatte.

Am fünften Tage der ermüdenden Schifferarbeit lenkte Wäntig das Boot ans Ufer und gurtete es an einen Baum.

„Wir sind da“, sagte er, aber Jochen sah nichts weiter als den Fluß und den Urwald wie an den Tagen vorher auch. Er warf seinen Rucksack über und schritt dem Jäger nach, der den Fluß eine Strecke hinaufwanderte und bald in einen Pfad einbog, der sich wie eine Gasse durch das Dickicht hinzog. Wie selten dieser Weg begangen wurde, zeigte das hohe Gras, das keine Spur eines Menschenfußes aufwies. Aber schon bald weitete sich der Pfad zu einem bequemen Fußweg, der Wald wurde lichter, und Jochen gewahrte die ersten, von Staketenzäunen umfriedeten Hütten. Wäntig zeigte auf ein größeres Blockhaus, auf dem eine zerfetzte Flagge wapperte.

„Das ist die Station, dorthin muß ich zunächst.“

Jochen hatte sich ein größeres Siedlerdorf vorgestellt, nun zählte er höchstens ein Dutzend Hütten, die Ställe und Scheunen eingerechnet. Vor dem Polizeihaus mußte Jochen warten. Onkel Wäntig schien hier bekannt zu sein, denn Jochen vernahm durch das Fenster eine freundliche Begrüßung. Dann begann ein Gespräch, wovon Jochen wieder kein Wort verstand.

Vor einer Hütte spielten ein paar Kinder Fußball, sonst entdeckte Jochen keinen Menschen. Er setzte sich ins Gras und schaute dem Spiel zu. Plötzlich stand ein Mann in Uniform vor ihm und redete ihn an. Jochen erkannte nach Wäntigs Beschreibung sogleich den Polizisten. Da der Mann aber englisch sprach, konnte Jochen nur bedauernd die Schultern hochziehen und auf das Gebäude verweisen, in dem der Jäger immer noch verhandelte. Etwas unwillig wandte sich der Rotrock ab und trat in das Haus.

„Red' deutsch, wenn du was von mir willst“, grunzte Jochen hinter ihm her. Seit seiner Begegnung mit den Franzosen trug er eine helle Wut gegen alle fremden Uniformen im Herzen.

Nun erregte ein junger Wolfshund seine Aufmerksamkeit. Das Tier jagte heulend hinter einer Blockhütte hervor und sprang den Weg hinauf, an dem Jochen sich niedergelassen hatte. Neben der Hütte erschien sogleich eine scheltende Alte, die dem Hund mit einem Prügel nachdrohte. Der zog ängstlich einen Bogen um den Jungen und hielt jankend ein Stück weit von ihm auf der Straße an. Jochen hatte Mitleid mit dem struppigen Kerl, zog einen Brotbrocken aus dem Beutel und warf ihn dem Tiere zu. Gierig schnappte der Hund das Stück aus der Luft auf. Das verwahrloste Aussehen und die Gier, mit der das Tier die

nächsten Brocken verschlang, verrieten seine Herrenlosigkeit. Mit heiserem Gebell strich er mißtrauisch näher an Jochen heran, ohne dessen Lockungen ganz Folge zu leisten und sich streicheln zu lassen. Erst als der Junge ihm einen Fleischrest vorhielt, schoß er herbei und riß ihm den Fetzen aus den Fingern. Nun wurde er schon zutraulicher, und als erst der Heißhunger gestillt war, schob er seinen Kopf dankbar gegen Jochens Knie und ließ sich das Fell kraulen. Jochen klopfte ihm den mageren Balg und sagte: „Bei mir sollst du es gut haben, wenn du mitkommst. Dich können wir noch brauchen auf Sturmeck.“

Das Tier blickte den Jungen an, als verstände es die freundliche Einladung. Seine bisherigen Erfahrungen mit den Menschen hatten ihn allerdings anders belehrt.

Da kehrte Richard Wäntig zurück. Als der Hund den Jäger gewahrte, sprang er auf. Jochen suchte ihn zu halten, aber der Kerl zeigte knurrend ein so prächtiges Gebiß, daß der Junge ihn gern laufen ließ. Er jagte an dem Polizeigebäude entlang und war bald im Wald verschwunden.

„Das wäre geschafft“, sagte Wäntig und klopfte die Pfeife in der Hand aus. „Sonst schreien sie immer nach neuen Siedlern und bieten das Land wie sauer Bier aus, aber wenn heute ein Deutscher kommt, ziehen sie die Schnauze breit und tun gerade so, als trügen wir die Pest ins Land. Es lebt hier seit dem Kriege ein unheimlicher Haß gegen alles, was deutsch ist. Und warum? Wenn man die verfluchte Lügenhetze abzieht, bleibt eigentlich nur die Angst vor den deutschen Leistungen als Erklärung übrig. Sie fürchten eben unsern Fleiß und Unternehmungsgeist noch mehr als die deutschen Kanonen. Hätte ich dem Statthalter hier vor Jahren nicht den Bären umgelegt, der ihn ge-

rade liebevoll in seine Arme schließen wollte, dann wäre der Bursche imstande gewesen und hätte den Vertrag für deinen Vater verweigert. Mit einem Besuch der Polizei werden wir immerhin bald rechnen müssen."

Sie waren vor einer Hütte angelangt, die sich schon von weitem als Kramladen kundtat. Die Wände waren mit bunten Reklameschildern benagelt. An einer Stange unter dem Dach baumelten Lederwesten und Fangeisen, Pferdegurte neben Rucksäcken, Messer, Tabaksbeutel, Hüte und Beile in buntem Durcheinander.

Hier pflegte der Jäger einzukaufen. Jochen staunte nur darüber, was dieser Laden alles zu bieten hatte. Onkel Wäntig erzählte, daß seit einigen Jahren das Dampfboot regelmäßig bis an diese Siedlung käme, das Fort mit der nötigen Ausrüstung versorge und daß dieser Laden der einzige in einem Umkreis von mehreren hundert Meilen sei, wo die verstreuten Siedler und Jäger Einkäufe machen und ihre Felle verkaufen könnten. Ein Zug in die Stadt würde Wochen in Anspruch nehmen. Außerdem zahle der Besitzer hier nicht schlechter als die Händler in den Städten. Seit der Dampfer die Verbindung herstellte, war die Station auch die nächste Poststelle geworden.

Zum Abschluß des Handels schob der Verkäufer einige Flaschen in den Sack und zwinkerte Wäntig verständnisvoll zu. „Feuerwasser", bemerkte der Jäger zu Jochen und lachte.

Draußen erscholl Pferdegetrappel. Gleich darauf betraten zwei Männer den Laden und verlangten Whisky. Es waren unheimliche Gesellen mit rohen, finsteren Zügen. Der Ältere, dem eine pechschwarze Haarsträhne über die Stirn fiel, hinkte stark mit dem linken Bein. Er begann in rauhen Worten dem Ladenbesitzer sein letztes Abenteuer zu er-

zählen, woraus für Wäntig soviel klar wurde, daß es sich dabei um eine Indianerfrau handelte. Der zweite Jäger war offenbar nicht betrunken. Seine sehnige Gestalt huschte in dem Laden in allen Ecken herum, als suche er etwas Bestimmtes.

„Hallo, Jack“, brüllte er plötzlich und schlang sich ein buntes Kopftuch um den Hals, „hier ist ein Geschenk für deine Squaw. Die wird gewiß ein wenig zahmer, wenn du ihr etwas mitbringst.“

Richard Wäntig, der den Hinke-Jack von früher her kannte, wurde hellhörig. Langsam, als könnte er nicht recht fertig werden, knotete er an seinen Säcken herum, um noch mehr von den Burschen zu erfahren.

„Ein Dollar“, sagte der Händler.

Der Lange knallte das Geld auf den Tisch. Dann stülpte er ein ganzes Wasserglas Branntwein hinunter und spie auf den Boden gerade vor Wäntigs Füße.

Der Jäger stemmte die Hände in die Taschen und trat vor den Schwarzen hin.

„Sei vorsichtig, oder ich zeige dir einen Spucknapf“, erklärte er in voller Ruhe und sah dem Betrunkenen in die gläsernen Augen.

„Ihr Germans seid doch nicht mehr wert“, grinste Hinke-Jack. Er hatte den Satz kaum über die Zunge gebracht, als ihm auch schon Wäntigs Faust unter das Kinn fuhr, daß er wie ein Brett auf den Boden schlug.

Jochen hatte seine Pistole aus dem Gürtel gerissen und hielt sie dem zweiten Burschen so dicht vor die Nase, daß der es vorzog, das blitzschnell gezückte Messer fallen zu lassen, statt es dem Jäger in den Rücken zu stoßen.



Der Lange klappte die Augen auf und schleuderte einen haßerfüllten Blick gegen den Deutschen. Er hielt es aber in dieser Lage für ratsamer, zu schweigen. Mühsam stemmte er sich hoch, ergriff das bunte Tuch und verließ torkelnd den Laden. Der Kleine schlenderte verächtlich lachend hinter ihm her.

„Geben Sie auf den Hinke-Jack acht", mahnte der Händler, der mit verschränkten Armen dem kurzen Auftritt zugesehen hatte, „er ist ein rachsüchtiger Kerl und schrickt vor einer Kugel aus dem Hinterhalt nicht zurück."

„Ich kenne ihn", entgegnete der Jäger ruhig, „aber dann muß er schon Blattschuß geben, sonst hat er zum letzten Mal eine Büchse bedient."

„Wo hält er sich eigentlich jetzt auf", fragte er so obenhin, „als ich ihm vor fünf Jahren auf einem Trip durch die Berge begegnete, da war er auf dem Wege nach Kalifornien."

„Er ist noch nicht lange wieder da", antwortete der Händler, „ich glaubte schon, wir wären ihn ganz los. Aber seit er wieder im Lande ist, hört man tolle Stücke von ihm. Jetzt will er eine Indianerfrau geraubt und verschleppt haben. Sie hörten ja, daß der kleine Billy davon sprach. Wohnt überall und nirgends, aber wenn mich nicht alles täuscht, so haust er jetzt in der Gegend des Schwarzen Flusses." Er lud inzwischen die Säcke und das Bündel Fangeisen auf einen breitspurigen Zweiräderkarren, um die Sachen bis an den Wald hinaufzufahren. Von den beiden Raubvögeln war keine Spur mehr zu sehen.

Als Richard Wäntig das Boot vom Ufer stieß, raschelte es verdächtig im Unterholz. Sogleich ruderte er an Land zurück.

„Komm her, Jochen, wenn die Halunken hier stecken, wollen wir ihnen einen zweiten Denkzettel geben, daß ihnen endgültig die Lust vergeht, anständige Leute zu belästigen."

Die Büchse schußbereit in der Hand, schob er sich vorsichtig durch das Gestrüpp und horchte nach allen Seiten.

„Da", hauchte Jochen. In der Nähe knackte ein dürrer Ast. Der Jäger hockte nieder und wartete. Plötzlich lachte er so schallend auf, daß Jochen ordentlich zusammenfuhr. „Dein Köter hat uns gefoppt", rief er lustig und deutete auf den jungen Wolfshund, der durch das Gestrüpp strich. „Der muß mit", rief Jochen und lockte das Tier, das bei seinem Zuruf sogleich stehenblieb und seine Wiedersehensfreude durch kräftiges Schwanzwedeln kundtat. Als Jochen auf ihn zukroch, blieb er still stehen und ließ sich von dem Jungen ohne Widerstreben ins Boot tragen. „Jetzt kommst du doch mit nach Sturmeck", freute Jochen sich und strich ihm über den staubigen Pelz.

„Und Trap sollst du heißen, hörst du, gerade so wie unser Dackel früher."

Der Hund legte sich gehorsam zwischen die Säcke und sah seinem neuen Herrn bei der Arbeit zu.

Das schwer beladene Boot schoß mit der Strömung talabwärts, ohne daß sie viel zu rudern brauchten. Wäntig saß am Steuer und beobachtete zugleich mit scharfen Augen den Uferrand. Die Büchse ruhte auf seinen Knien. Es war immerhin möglich, wenn auch sehr unwahrscheinlich, daß die Raufbrüder sich irgendwo versteckt hielten, um die Rechnung sofort zu begleichen. Nach zwei guten Fahrstunden legte er das Gewehr ins Boot.

„Selbst wenn sie bei dem dichten Unterholz hätten reiten können, wären sie nicht bis hierher gekommen."

Er lehnte sich bequem gegen den Bootsrand und ließ sich den lauen Abendwind ins Gesicht wehen.

Trotzdem brannten sie in der ersten Nacht kein Feuer an und wechselten mit der Wache ab. Wäntig wollte nicht, daß dem Jungen ein Unheil zustieße. Er wußte auch ohne die Warnung des Händlers, daß die beiden Strolche nicht lange Federlesens machten, wenn sie erst zum Schlage kamen.

Die Fahrt verlief jedoch ohne besonderen Zwischenfall.

Das Wasser war gefallen, und so mußte das Boot an manchen Stellen vorsichtig zwischen Felsbänken hindurchgesteuert werden. Bis auf eine leichte Schramme kamen sie glücklich davon.

Der See lag wie flüssiges Silber in der Frühsonne, als sie einfuhren. In den Bergen dampften die Nebel. Adlernest thronte wie eine Märchenburg über den Wolken. Mit dem Glas konnte Jochen feststellen, daß Tom vor der Hütte stand und Ausschau hielt. Auf Jochens lustigen Jodler, der aus allen Schluchten widerhallte, riß Tom den Hut vom Kopf und winkte. Bald erscholl auch aus dem Nebel von Sturmeck herunter die Antwort. Vater Sturm arbeitete schon in der Rodung, als Jochen wie ein Esel beladen den Berg hinaufkletterte. Als Erstes berichtete er seinem Vater von dem prächtigen Kinnhaken, den Onkel Wäntig bei dem Hinke-Jack gelandet hatte. Karl Wäntig, der sich die Geschichte auch anhörte, stöhnte auf und sagte: „Das kann ich mir gut vorstellen, Junge, bei mir hat er doch die ersten Übungen im Boxen gemacht.“

8.

Trap saß vor seiner Hütte, zerrte an der Kette und tanzte jaulend hoch, als Jochen mit dem Gewehr unter dem Arm aus der Tür trat, um einen Gang an den See zu machen und die letzten Fangeisen aus dem Boot zu holen. „Bald darfst du mitgehen, Kerlchen“, wandte er sich dem Hunde zu, „zunächst aber mußt du dein Heim kennenlernen, dann brauchen wir die Kette nicht mehr.“

Das Tier leckte ihm dankbar die Hand.

„Ich gehe jetzt“, rief Jochen nach dem Stall hinüber, wo der Vater mit den Pferden beschäftigt war. Er setzte seine Mundharmonika an, begann einen Marsch zu spielen und war bald zwischen den Fichten verschwunden. Er gedachte vor der Rückkehr rasch einen kurzen Besuch auf der anderen Seeseite zu machen, wo nach Toms Bericht die Bisamratten in Horden hausen sollten. Obgleich eine Jagd in dieser Jahreszeit nicht in Betracht kam, wollte Jochen das Revier doch einmal in Augenschein nehmen. Dem Vater hatte er von dieser Absicht nichts verraten, der war schon besorgt, wenn Jochen allein an den See hinunterging.

„Ein wenig darfst du mir schon zutrauen, Vater“, hatte Jochen erwidert, während er eine Patrone in den Lauf schob. „Nur wenn ich schieße, ist etwas los.“

Über den See blies ein frischer Wind. Klatschend liefen die Wellen am Ufer entlang. Das Boot schaukelte an der Kette. Jochen warf die Eisenbündel ans Ufer und sprang in den Kahn. Mit kräftigen Stößen trieb er ihn voran. Mitten auf dem Wasser legte er die Hände vor den Mund und stieß einen Jauchzer in die Luft. Er zählte bis sechs Widerhalle, die aus den Bergen antworteten.

„Was essen die Studenten?“ brüllte er, „enten-enten“ kam es zurück.

In einer guten halben Stunde erreichte er das Westufer. Vorsichtshalber entsicherte er das Gewehr und wanderte ein Stück am See hinauf. Der Wald reichte hier, soweit er sehen konnte, bis auf wenige Meter an das Wasser heran. Tom hatte nicht übertrieben, es wimmelte von Bisamratten. Alle paar Schritt hielt Jochen ein und beobachtete Tiere, die vor ihrem Bau herumspielten und ohne Scheu den seltenen Besuch anschauten.

Im Ufersand fand sich aber außerdem eine solche Menge weiterer Wildspuren, daß Jochen seine ganzen Fährtenkenntnisse zusammennehmen mußte, um einigermaßen durchzufinden.

„Wild wie Heu“, murmelte er zufrieden vor sich hin und zwängte sich durch ein Gebüsch weiter.

Plötzlich stand er wie angewurzelt. Seine Augen klebten an einer Fährte, die er am anderen Ufer noch nicht gesehen hatte. Die Eindrücke glichen der Form nach einer großen Menschenhand, nur die Finger waren kürzer.

„Bären“, schoß es ihm durch den Kopf. Einen Augenblick mußte er die Augen zukneifen. Sein Atem ging kürzer, und über seinen Leib lief ein Frösteln. Sein erster Gedanke war, so schnell wie möglich ins Boot zurück. Aber dann warf er den Kopf hoch. Sein Körper straffte sich. Um sich Mut zu machen, sagte er:

„Hast du Angst, Jochen? — Nein!“

Er horchte in den Wald hinein. Kein Laut traf sein Ohr. Nur der See rauschte leise. Er kniete nieder und untersuchte die Fährte näher. Ganz frisch schien sie nicht zu sein, aber sie war höchstens zwei Tage alt.

Schließlich brauchte er es ja nicht auf eine Begegnung ankommen zu lassen, aber ein Stück in den Wald konnte er sich wohl wagen. Ein bisher nicht gekanntes Jagdfieber befiel ihn. Die letzte Spur von Furchtsamkeit wich einem fast quälenden Ehrgeiz. Einmal möchte er allein einen Bären hochmachen und, wenn es sich gab, auch wohl einen Schuß abfeuern. Von solchen Gedanken und Gefühlen vorwärtsgetrieben, schob er sich auf seinen Mokassins lautlos in den Wald vor. Zunächst hielt er bei jedem dritten Schritt an, durchsuchte jeden Busch und Baum und horchte angespannt die Wildnis ab. Bald aber schritt er mutiger aus und geriet auf einen ausgedehnten Windbruch. Riesenstämme lagen wie Streichhölzer geknickt übereinander, Wurzeln reckten sich schlangengleich in die Luft, und über allem brütete eine unheimliche Stille.

Jochen erkletterte einen Baumstamm und schaute umher. Auf seine Brust legte sich plötzlich ängstliche Beklemmung, die ihm den Schweiß aus den Poren trieb. Er hatte das Gefühl, als lauere irgendwo eine Gefahr, obgleich er nichts Verdächtiges wahrnehmen konnte. Wie von unsichtbaren Armen zusammengepreßt, stand er da. Und nun kam es. In einer Entfernung von rund fünfzig Schritten bemerkte er einen Schatten, der sich bewegte. Ein leichter Schrei fuhr ungewollt über seine Lippen. Im gleichen Augenblick sah er einen gelbgrauen Pelz. Noch wurde er zum Teil von einer Wurzelschicht verdeckt, doch jetzt tauchte der volle Körper eines starken Grislybären auf, der sich unbekümmert über die Stämme schwang und stracks dahin steuerte, wo Jochen stand.

Dem Jochen rannen vor Aufregung helle Tränen über die Backen. Er kniff die Augenlider fest zu, als könnte er das gefährliche Bild auslöschen. Der Bär schien den

Jungen, der wie gemeißelt auf dem Stamm aushielt, gar nicht zu bemerken, denn ohne aufzusehen oder gar stehenzubleiben trottete er näher.

Jochen keuchte. Mit einem Ruck schüttelte er die Starre von seinen Gliedern ab, sprang auf die Erde und kniete nieder. Er lag mit der Brust gegen den Stamm gelehnt und hielt die Büchse im Anschlag. Wenn er jetzt hochkommt, schieße ich. Er biß vor Angst und Wut seine Lippen blutig und wartete.

Der Bär war auf dreißig Schritt heran. Als er gerade über einen hochgelagerten Baum setzte, zog Jochen den Hahn. Das Tier brüllte auf und taumelte, kam aber sofort wieder auf und richtete sich auf den Hinterbeinen hoch.

Jochen erzitterte, als er den riesigen Leib gewahrte, der mit aufgerissenem Maul auf ihn losstrebte. Er sprang auf und rannte an den Wald zurück. Aber er kam nicht weit. Das Unterholz stand wie ein Gittergeflecht vor ihm, und den Pfad, den er gekommen, fand er nicht. In seiner Todesangst warf er sich wieder herum und sah, wie der Bär gerade den Baumstamm übersprang, hinter dem er eben den Schuß abgegeben hatte. Wieder richtete sich das Raubtier hoch, und Jochen sah nichts weiter als eine Kette fletschender Zähne. Triebhaft hob er noch einmal das Gewehr an die Backe und drückte los. Es knackte nur leicht. Er hatte das Repetieren vergessen. Klatschend fiel ihm die Büchse aus der Hand. In diesem Augenblick schnitt ein pfeifendes Geräusch an seinem Ohr vorbei. Er hörte den Bären entsetzlich aufheulen und sah, daß der Riese vornüberfiel und liegenblieb. Er zuckte einige Male, und dann rührte er sich nicht mehr.

Jochen war wie gelähmt, nicht einmal den Kopf vermochte er zu drehen. Immer noch stierte er mit aufgerissenen

Augen den Bären an. Diese plötzliche Wandlung war ihm schlechthin unfaßbar. Erst als er aus der Brust des Raubtieres einen Pfeil aufragen sah, begannen seine Sinne wieder zu arbeiten.

„Das war Tom“, schoß es ihm durch den Kopf. Er wandte sich um und sah in das lächelnde Gesicht eines Indianers, der aus dem Busch getreten war und seinen Bogen spielend in der Hand wippte.

Jochen erschrak bei diesem unerwarteten Anblick nicht weniger als vorhin bei der Entdeckung des Bären. Er griff in seiner Verwirrung nach der Büchse, aber schon lag die Hand des Roten auf seiner Schulter. Und als der Junge nun in die Augen des Wilden schaute, ließ er das Gewehr liegen und reichte ergriffen seine Hände hin, in die der Indianer einschlug.

„Gut, daß Mithesa kam“, sprach der Wilde in fließendem Englisch, aber so ruhig, daß Jochen jedes Wort verstand. Dabei deutete er auf den Bären. „Angeschossene Grislys sind gefährliche Feinde.“

Um nicht so hilflos dazustehen, hob Jochen das Gewehr hoch und riß das Schloß auf. Die leere Patronenhülse sprang ins Gras.

„Du hast mir das Leben gerettet“, sagte er auf deutsch, „ohne dich wäre ich jetzt in Stücke zerrissen.“

„Oh“, entgegnete der Rote verwundert, „nicht Englishman?“

Jochen schüttelte den Kopf. Obwohl der Indianer keinen Ton begriff, redete der Junge nun los. Es klang, als wollte er sich wegen seiner Unvorsichtigkeit bei seinem Retter entschuldigen.

„Ich hatte am Ufer die Fährte gesehen und wollte feststellen, ob sie einem Bären gehörte. So ist es gekommen."
Der Rote lächelte. Er schien doch zu begreifen, was Jochen wollte.

„Mithesa sah das Boot auf dem Schlangensee und hat gewartet."

Sie traten an das Raubtier heran. Jochens Kugel hatte den Unterkiefer zerschlagen.

„Das Fell gehört dir", sagte er und versuchte den Pfeil aus dem Körper zu ziehen, was ihm trotz heftiger Anstrengung nicht gelang.

Der Rote lachte leise.

„Mithesas Pfeile sitzen fest", bemerkte er, griff eine Pranke des Bären und rollte ihn auf die Seite.

„Sieh da!" Er stieß den Fuß gegen den Riesen, und Jochen sah, daß die Pfeilspitze unter dem Schulterblatt hervorragte.

„Ein herrlicher Schuß", lobte der Junge.

Dann zogen die beiden ihre Messer aus den Gürteln und begannen, den Kerl aus dem Pelz zu schlagen.

Jochen kramte seine englischen Brocken zusammen und fragte: „Wohnst du am Schlangensee?"

Der Indianer hielt einen Augenblick das Messer an und blickte dem Jungen durchdringend in die Augen.

„Mithesa sucht einen weißen Feind", sprach er. Seine Stimme klang plötzlich grausam hart.

„Ich helfe dir, Mithesa", antwortete Jochen ernst, „wo ist dein Feind?"

Die schwarzen Augen blitzten.

„Mithesa hat ihn nicht gesehen, aber er wird ihn finden. Wer wohnt bei dem weißen Jäger am Schlangensee?“

Das war zu viel auf einmal, und er mußte langsamer Wort für Wort wiederholen.

„Du kennst Onkel Wäntig?“ rief Jochen begeistert, als er den Sinn heraus hatte. „Ich wohne dort und mein Vater und Tom und Karl Wäntig. Komm mit hinüber. Wir alle werden dir helfen.“

Wie ein Teppich lag das Fell ausgebreitet in der Sonne. Über den Balg hatte sich ein dicker Fliegenschwarm hergemacht. Der Rote rollte den Pelz zusammen und schritt dem Jungen voran in den Wald. Jochen bewunderte die geschmeidige Gestalt, die federnd über die Hindernisse sprang und sich wie eine Schlange zwischen den Büschen bewegte. Den Bogen hatte Mithesa über die Schulter geschoben. In dem Köcher an seiner Seite steckten wohl zwanzig der tödlichen Pfeile. Wortlos setzte der Indianer sich auf das Ruderbrett und faßte die Riemen. Bevor sie abstießen, kniff er die Augen zu einem feinen Spalt zusammen und lugte nach dem anderen Seeufer hinüber. „Dort kommen weiße Männer“, sagte er ruhig. Jochen entdeckte in dem Wasser zwei Schwimmer, die gerade auf das Boot zuhielten.

„Schnell“, trieb Jochen den Roten an, „der eine ist Tom, ich kenne seinen großen Schädel.“

Die Abmachung mit dem Vater fiel ihm ein.

„Sie haben das Schießen gehört und sind in Sorge um mich“, sprach er leise vor sich hin.

Das Boot schnitt vorwärts. Jochen stand aufrecht und rief und pfiff.

Eine vielstimmige Antwort von der andern Seite folgte. Bald konnte Jochen den Vater erkennen, der aufgeregt am Ufer auf und ab schritt und mit seinem Hut winkte.
Nun stießen sie auf die Schwimmer. Es waren Tom und Onkel Wäntig, die splitternackt, den Dolch in den Zähnen und mit einer Hand die Büchsen über Wasser haltend, herankamen.

„Da hast du uns eine feine Angst in den Leib gejagt", schnaufte der Jäger. „Dein Vater schimpft wie ein Rohrspatz auf dich." Mit einem prüfenden Blick auf die Rothaut fragte er: „Und Besuch bringst du uns auch noch mit?"

Sie kletterten ins Boot. Toms Augen hafteten sofort an dem Bärenfell. „Das dachte ich doch", knurrte er verständnisvoll.

Vater Sturm schloß seinen Jungen stürmisch in die Arme und sagte kein Wort. Aus der Strafrede wurde erst recht nichts, als Jochen auf dem Wege nach Sturmeck die ganze Geschichte erzählte.

Mithesa schritt neben Richard Wäntig. Der hatte eine rege Unterhaltung mit dem Gast angeknüpft.

Ernst Sturm ließ es sich nicht nehmen, der ganzen Gesellschaft zunächst ein tüchtiges Abendbrot vorzusetzen, wobei ihm Tom sachgemäß zur Hand ging. Während der Jäger und Mithesa das Bärenfell an der Scheune aufhängten, machte Karl Wäntig sich an Jochen heran und ließ sich die Begegnung mit dem Indianer noch einmal in allen Einzelheiten berichten. Trotz aller Versicherungen Jochens, daß es sich um einen grundehrlichen Menschen

handele, wurde Karl sein Mißtrauen nicht los. In seiner Erinnerung stiegen grausame Geschichten auf, die er einmal massenweise in dünnen Schmökerheften gelesen hatte. Danach konnte er sich einen Indianer gar nicht anders vorstellen, als vom Kopf bis zu den Füßen mit blutigen Menschenskalps geschmückt.

„Und ich sage dir, es gibt ein Unglück“, flüsterte er.

„Und ich sage Ihnen, Sie sind ein Angsthase“, lachte der Junge.

Bei Tisch war der Rote sehr schweigsam. Er schaute aufmerksam die Gesichter der Männer an, woraus Karl Wäntig schloß, daß er sich bereits das erste Opfer auswähle. Mithesa prüfte, wieweit er in diesem Kreise sein Geheimnis ohne Gefahr lüften könnte. Die herzliche Aufnahme und vor allem der Dank, den Vater Sturm ihm für die Rettung seines Jungen aussprach, hatte ihn aber bald überzeugt, daß er reden durfte. Und als der Jäger nach dem Essen seine Pfeife anbrannte und nach Indianerweise von Mund zu Mund gehen ließ, schwand bei Mithesa die vorsichtige Zurückhaltung. Richard Wäntig fragte ihn, und da begann der Rote zu sprechen. Sein Bericht war ebenso kurz wie inhaltsreich.

Während er eine Woche auf die Jagd gezogen war, hatte seine Frau sich zum Beerenlesen in den Wald begeben und war nicht zurückgekehrt. Ein Unglück konnte nach Mithesas Behauptung nicht vorliegen, da seine Frau eine gute Jägerin war und aus dem Dorf niemand einen Schuß gehört hatte. Einen Tag weit suchten die Männer das Land ab und fanden schließlich in einem Grasflecken einen Teil einer Halskette, die Mithesa als den Schmuck seiner Frau erkannte. Da sie keine Blutspuren entdeckten, so blieb

für das plötzliche Verschwinden der Frau keine andere Erklärung, als daß sie überfallen und geraubt worden sei.

Eine vorsichtige Durchforschung des Geländes ergab, trotzdem seit dem Vorfall einige Regentage dazwischenlagen, für Mithesas Augen deutlich lesbare Pferdespuren, die über die Prärie nach Westen liefen.

Der Indianer machte eine Pause und richtete seine schwarzen Augen auf Richard Wäntig.

„In dieser Nacht bin ich an den Schlangensee gekommen und wollte die Squaw hier suchen."

„Bei mir?" lachte der Jäger laut auf und gab Jochen durch einen Wink zu verstehen, den Mund zu halten.

Knallend schlug er dem Roten auf die Schulter.

„Und doch hast du eine gute Nase gehabt, Mithesa. Ich weiß, wer deine Frau gestohlen hat!"

Karl Wäntig wäre um ein Haar von dem Schemel gekippt. War sein Bruder verrückt geworden?

Mithesas Augen glühten. Jochen mußte an die Lagernacht denken, wo die Wildhundaugen ihn ähnlich angefunkelt hatten.

„Sprich, weißer Jäger, wo ist Mithesas Squaw?"

Die Worte fuhren scharf wie ein Messer über seine Lippen.

„Der Hinke-Jack hat sie geraubt. Wir haben es auf der Station erfahren."

„Oooh", stöhnte der Rote auf, als fürchte er das Schlimmste.

„Sie lebt“, fuhr der Jäger fort, „er hat ihr ein Tuch als Geschenk gekauft. Er soll mit dem kleinen Billy am Schwarzen Fluß hausen.“

Richard Wäntig sann nach.

„Vor sechs Tagen haben wir die Station verlassen. Wenn die beiden sogleich zurückgeritten sind, konnten sie in einer halben Woche den Schwarzen Fluß erreichen. Besonders eilig schienen sie es nicht zu haben. Hinke-Jack war so betrunken, daß er einen Tag brauchte, um seinen Rausch auszuschlafen.“

Er sah sich in der Männerrunde um. Sturm und Tom hatten ihn verstanden und nickten Zustimmung.

„Allein ist es für dich sehr gefährlich“, sagte der Jäger.

„Mithesa ist tapfer und ein guter Schütze“, entgegnete der Rote grimmig.

„Aber ich wette, daß die beiden Strolche dort oben nicht allein leben. Ohne Bewachung haben sie die Gefangene nicht gelassen. Da ist einer zu wenig, zumal du nicht einmal ein Gewehr trägst.“

Mithesa nickte stumm.

„Tom, hol unsere Pferde“, befahl der Jäger. „Mithesa hat unseren Jungen gerettet, dafür helfen wir ihm.“

Tom hängte die Büchse um und ging. Eine Weile herrschte tiefes Schweigen im Kreise.

Jochen rückte an Onkel Wäntig heran und flüsterte ihm leise etwas zu.

„Das kann ich begreifen, Junge, daß du mit willst, aber da hat dein Vater das letzte Wort.“

„Nur wenn ich selber dabei bin“, erklärte der Vater bestimmt.

Aber da fiel Karl Wäntig ein: „Und mich wollt ihr allein zwischen Raubtieren und Verbrechern sitzenlassen?“

„Gut“, schlug der Jäger vor, „die Sache geht uns alle an. Ohne Mithesa wären wir heute abend alle um den Jungen ärmer. Ziehen wir also gemeinsam. Es kann vielleicht nicht schaden, wenn wir mehr als drei Leute sind. Außerdem lernt ihr bei dieser Gelegenheit das Land ein wenig kennen. Der Sommer ist kurz, und bald beginnt die Jagd. Da ist ein Trip von hundert Meilen eine gute Abwechslung. Lauf dem Tom nach, Jochen, er soll alle Pferde bringen.“

Nun kam natürlich auch Trap mit. Wie toll schoß er zwischen den vielen Pferdebeinen durch, so freute er sich. Nur abends mußte er angebunden werden, da er sonst stundenlang herumstrich und allerlei Wild hochkläffte.

Im stillen hegte Richard Wäntig den Plan, seinen Bruder mit den beiden Sturms in einem Lager zurückzulassen, sobald sie den Schwarzen Fluß erreichten. Eine ernsthafte Begegnung mit den Räubern wollte er den Neulingen, wenn es eben anging, ersparen. Er dachte die Rettung der Frau mit Mithesa und Tom durchzuführen.

9.

Solange sie am Seeufer hinaufritten, kamen sie ohne Beschwerden gut vorwärts. Der Abend war so hell, daß sie bis Mitternacht in den Sätteln blieben. Dann rollten sie sich in die Decken und schliefen einige Stunden.

Jochen wurde von dem Knistern des Feuers geweckt, das Mithesa anfachte, während Tom mit den Kesseln losging und Wasser suchte. Es konnte höchstens drei Uhr sein, aber schon warf der neue Tag seinen Schein über die Berge. Jochen blieb still liegen und schaute dem Indianer zu, der bis zu Toms Rückkehr vor dem Feuer hockte und sinnend in die Flammen stierte. Erst als der Kessel brodelte und der Teeduft in die Nasen der Schläfer stieg, wurde es lebendig.

Richard Wäntig besprach sich beim Frühstück mit Mithesa über den weiteren Weg, und bald saßen sie wieder auf den Pferden. Der frische Morgenwind vom See her blies die letzte Schwere aus den Gliedern, und die Tiere schritten trotz der reichlich kurzen Rast rüstig aus. Der See wurde nun merklich schmaler und war nach einigen Stunden zu Ende. Der Jäger zog seinen Taschenkompaß und lenkte sein Pferd scharf nach Westen. „Hinter diesem Berge, den wir bis zum Abend hinter uns haben wollen, liegt die Prärie“, wandte er sich zurück. „Schon wegen der Hitze werden wir sie in der Nacht überqueren. Außerdem aber müssen wir dort oben vorsichtiger sein, da niemand weiß, ob die Bande tatsächlich am Schwarzen Fluß lebt oder wild im Lande herumstreift. Mithesa glaubt allerdings, daß die Kerle weiter nach Norden gezogen sind. Nehmen wir also die Prärie in nordwestlicher Richtung, so halten wir die Mitte und können nach Bedarf abbiegen.“

Die Reiter stiegen aus den Sätteln und führten die Pferde den unwegsamen, steilen Bergkegel hinan. Die Spitze übernahm jetzt Mithesa, dessen natürlicher Spürsinn selbst hier noch einen gangbaren Pfad durch Weidengestrüpp und Felsgeröll bis in den Nadelwald hinauf entdeckte. Dort wurde die erste Rast eingelegt.

„Wenn du mir geschrieben hättest, daß dein berühmtes freies Leben so aussieht“, knurrte Karl Wäntig seinen Bruder an und wischte sich das Wasser aus dem Gesicht, „so hätte ich mich bestens bedankt und wäre in Deutschland geblieben.“

„Du hattest wohl gedacht, daß wir hier den ganzen Tag auf dem Bauch liegen und die Dollars nur so aus der Luft knallen, was?“ erwiderte der Jäger fröhlich.
„Jedenfalls habe ich nicht geglaubt, daß ich hier durch die Wildnis laufen würde, um eine geklaute Indianerfrau einzufangen.“

Es war nicht sein voller Ernst, was er da sagte, aber das Gesicht des Jägers wurde plötzlich hart. Eine scharfe Falte trat zwischen seine Augen, und obwohl Mithesa kein Wort verstanden hatte, fuhr er den Bruder an.

„Schweig jetzt mit deinem Gesalbader, Karl! Wer in Not ist, dem wird geholfen, ob er rot oder weiß ist. Und wer mir einen Dienst tut, der ist meiner Unterstützung doppelt sicher. Das ist das erste Gesetz dieses Landes, das du lernen mußt. Willst du die Frau dieses prächtigen Kerls in den Händen der Halunken lassen, nur weil er eine andere Hautfarbe besitzt? War die Rettung unseres Jochen keine Tat, weil der Pfeil aus dem Köcher eines Roten stammte? Du mußt noch einiges mehr lernen, mein Junge, bis dahin rede etwas weniger.“

„So war es natürlich nicht gemeint“, entgegnete Karl beschämt und sah vor sich hin auf die Erde. Es fiel kein Wort weiter über diesen Punkt. Der Marsch wurde fortgesetzt. Die Fichten wechselten mit Pappelständen und herrlichen Birkenwäldern ab. Aber das Dickicht wurde so undurchdringlich, daß immer zwei Leute eine Gasse schlagen muß-

ten. Die Pferde stelzten wie die Männer im Storchschritt über die Hindernisse und rissen sich an den fingerlangen Dornen blutig.

Der Indianer kämpfte mehr, als er arbeitete. Schlag um Schlag sauste die Axt in die Äste und Wurzeln, bis Ernst Sturm ihn gewaltsam ablöste. Mithesa sprach kaum ein Wort. Jochen bemerkte, wie er von Zeit zu Zeit plötzlich bei der Arbeit innehielt und in die Wildnis horchte, als wittere er schon seinen Feind.

Allmählich wurde die Hitze für die Weißen unerträglich, und da sie die Nacht durchreiten wollten, schlugen sie ein Lager auf und versuchten zu schlafen. Wegen der Moskitoschwärme mußte ein rauchendes Feuer unterhalten werden, sonst wären sie von den Insekten schier angefressen worden. Den Dienst übernahm selbstverständlich Mithesa. Langsam wurden die Pferde ruhiger. Jochen rann noch im Liegen der Schweiß in Strömen am Leibe herunter, und es währte lange, bis er trotz der Müdigkeit einschlummerte. Die Entspannung löste in seiner Seele die Erinnerung an die Bärengeschichte aus. Plötzlich schrie er so gellend im Traume auf, daß die Jäger hochfuhren und nach den Büchsen griffen.

„Leise schlafen“, lächelte der Vater und rollte sich wieder auf die Seite.

Die Bäume warfen lange Schatten, als Mithesa die Schläfer weckte. Unbemerkt hatte er sich fortgeschlichen und eine Wildfährte aufgespürt, durch die der Zug ohne übermäßige Mühe in einigen Marschstunden den Berg erklomm. Die Pferde schnoben vor Freude, als sie endlich auf der Höhe hielten, und bald trabten sie in raschem Gang über das endlose Gräsermeer dahin.

Außer einem gelegentlichen Zuruf oder einem ermunternden Klaps auf einen Pferdehals ging der Ritt wortlos bis in die tiefe Dämmerung. Die Hufe rauschten durch das Gras, als trabten sie durch Wasser. Unter der flimmernden Himmelsglocke trieben einzelne Wolkenfetzen nach Osten. Ein kühler Nachtwind wehte den Reitern ins Gesicht.

Plötzlich reckte Mithesa den Kopf hoch und griff in die Zügel. Das Pferd stemmte sich und stand.

„Was ist?“ fragte Jochen leise nach vorn.

„Da“, rief der Indianer und deutete nach Westen, wo die Männer einen dünnen roten Lichtschein wahrnahmen.

„Die Prärie brennt!“

Das war Richard Wäntigs Stimme. Er hielt schon neben Mithesa.

„Was geht das uns an?“ meinte Karl, aber seine Bemerkung fiel unbeachtet auf die Erde.

Jochen sah, daß in den paar Minuten, die sie anhielten, das Feuer bis auf die doppelte Breite angewachsen war. Ganz deutlich ließen sich die ersten Flammenzungen erkennen. Die Luft trug scharfen Brandgeruch und war merkbar warm geworden.

„Bei dem Wind kommen wir nicht mehr vor dem Feuer her“, sagte Richard Wäntig. Er stieg ab und schritt eine Strecke voraus.

„Das Gras steht fast einen Meter, da ist an ein Durchreiten des Brandes nicht zu denken. Komm, Mithesa, wir brennen die Prärie an. In zehn Minuten folgt ihr uns.“

Schon saß er im Sattel.

„Seht, wie das Feuer uns einkesselt“, bemerkte Tom, „das kann ein feiner Bratofen werden.“

„Achtgeben, daß die Tiere nicht auf den Brand losrennen“, schrie der Jäger zurück.

Jochen ritt an seines Vaters Seite. Er hatte Trap zu sich auf den Sattel gehoben. Der Hund kauerte angstvoll auf dem Pferdenacken. Die Pferde stampften und rissen an den Zügeln. In dem rötlichen Widerschein der Flammenwand glichen die jagenden Reiter Mithesa und Wäntig gespenstigen Schatten, die durch die Luft flogen.

„Es wird Zeit“, meinte Ernst Sturm.

Die Männer erschraken über die Schnelligkeit, mit der die Glutwelle auf sie zurollte. Der Qualm biß so scharf in die Augen, daß Jochen die Tränen kamen. Am Südende des Brandes lohten die Flammen plötzlich himmelhoch auf. Eine einzige Feuerwand fraß die Dunkelheit bis an die Sterne weg.

„Schön“, stieß Jochen, hingerissen von dem überwältigenden Anblick, hervor.

„Aber lebensgefährlich“, ergänzte Karl Wäntig, der sein Pferd kaum noch zu halten vermochte.

„Du reitest rechts von mir“, wandte sich Tom an Karl. Er war nicht sicher, daß dieser das Tier in der Gewalt behalten würde.

„Was war das?“ schrie Karl Wäntig plötzlich auf und riß erschrocken den Kopf herum. Neben den Reitern hetzte eine Wildherde über die Prärie.

„Los!" rief Tom und gab seinem Pferd die Sporen.

Vor ihnen sprangen Feuer auf. Erst zwei, dann vier, dann eine ganze Kette. Der Wind faßte in die kleinen Herde, und bald züngelte ein feuriger Fluß über die Steppe, fraß unheimlich um sich und raste wie ein Vorbote des großen Brandes nach Osten. Die Pferde schnoben und schlugen aus. Füße stießen in die Weichen, und in wilder Jagd preschten sie zwischen den beiden Feuerwällen nach Norden. Neben Karl Wäntig ritt Tom.

Dichter Rauch fuhr ihnen entgegen und legte sich auf die Lungen. Das Feuer prasselte näher, die Luft wurde glühend.

„Hallo", brüllte Tom und setzte hinter seinem Schützling her, dessen Pferd aus der Bahn ausbrach und wie besessen auf die Flammen zurannte. Jochen bohrte die Augen in den Qualm. Sein Brauner steilte hoch und stand. Aber schon schoß Tom mit beiden Pferden wieder an ihm vorbei. „Come on", schrie seine Stimme durch den Lärm, und Jochen jagte ihm nach. Vor ihnen sauste eine Fackel im Kreise. Dort stand Wäntig mit Mithesa. Tom bog plötzlich nach Osten ab und ritt in die abgebrannte Schutzfläche hinein. Das Rettungsfeuer rollte schon weit in der Ebene fort. Sie trabten so tief in die verkohlte Insel hinein, wie der heiße Boden es erlaubte. Überall glühten und glimmerten noch kleine Feuerherde. Mithesa entdeckte einen Hügel, der nur spärlichen Graswuchs getragen hatte. Dort hielten sie an.

Die Pferde dampften. Die Zügel wurden zusammengebunden, und Menschen und Tiere staunten ergriffen das großartige Schauspiel an.

„Eine böse Feuerzange", rief Richard in das immer lauter

werdende Geprassel. Wie zwei riesige Arme schoben sich die Flügel der Flammenmauer um die Insel vor, auf der sie standen.

„Die Nacht ist verloren!“

Das war Mithesa, der auch jetzt nur an die Rettung seiner Frau dachte.

„Eine halbe Meile noch, und die Gefahr ist vorüber“, sagte der Jäger. Funkenschwärme tanzten gegen den Himmel, der wie eine ungeheure Esse glühte. Die Feuerwand knallte und rasselte gegen die ausgebrannte Fläche an und brach plötzlich auseinander. Wie eine Welle verlief sie vor den Augen der Jäger, flammte an einzelnen Büscheln noch einmal auf und sank dann kraftlos und besiegt in sich zusammen. Nur an den Seiten fraß sie mit unverminderter Heftigkeit weiter durch die Nacht.

Karl Wäntig war an Toms Seite getreten und reichte ihm die Hand.

„Ich danke dir, Tom“, sagte er aufrichtig, „ich wußte nicht, wie gefährlich so ein Präriebrand sein kann.“

Tom tat einen tiefen Zug aus seiner Flasche. Der heiße Dunst hatte die Kehlen ausgedörrt. Jochen hockte neben seinem Hund und streichelte ihm das struppige Fell.

„Also, Kinder“, brach Richard Wäntig das Schweigen, „Mithesa glaubt, daß die Raubgesellen den Brand verursacht haben. Indianer leben in dieser Gegend keine, und ordentliche Jäger, wenn es hier überhaupt solche gibt, kommen nicht in Betracht. Das ist auch meine Meinung. Ob sie es waren oder nicht, muß festgestellt werden. Und zwar noch in dieser Nacht. Morgen hätten wir den Schwarzen Fluß erreichen müssen. Dort wollte ich ein Lager auf-

schlagen und mit Mithesa auf die Suche gehen. Da ist nun der Brand dazwischengekommen. Nun werdet ihr hier den Tag abwarten. Mitternacht ist schon vorüber. Mithesa und ich reiten jetzt los. Ihr zieht morgen genau westlich bis an den Fluß. Dort erwartet ihr uns."

Mithesa saß schon im Sattel.

„Wenn wir euch brauchen, hört ihr von uns", wandte der Jäger sich an Tom.

„Also auf Wiedersehen!"

Und schon waren die Reiter in der Nacht verschwunden.

Es blieb den Männern nichts übrig, als sich in die Decken zu rollen. Immer noch trieb der Wind heiße Aschewolken über die Anhöhe. Nur Jochen fielen die Augen zu, die andern wälzten sich in dem Backofen unruhig von einer Seite auf die andere.

„Was sagen Sie nun zu dieser ganzen Geschichte?" wandte Karl Wäntig sich an Vater Sturm. „Ich muß sagen, daß ich die Nase schon lange voll habe."

Da Ernst Sturm schwieg, fuhr er wie im Selbstgespräch fort: „Ich hatte mir eine ordentliche Siedlerarbeit vorgestellt mit Plantagen und Tieren, ein wenig Jagd und einen hübschen Verdienst obendrein. Nun turnt man in dieser Wildnis herum. Wenn man nicht von Bären gefressen wird, verbrennt man bei lebendigem Leibe, und wenn das noch einmal gutgeht, jagt einem irgendein Lump eine Kugel in den Bauch. Finden Sie das etwa schön, wie? Sie sind doch ein vernünftiger Mann, Sturm!"

Ernst Sturm versuchte zu lachen. Es klang aber gequält. „Ob schön oder nicht, das steht nicht zur Frage. Wir leben

hier in einer neuen Welt, Wäntig, und da wir Deutschland aus eigenem Entschluß verlassen haben, müssen wir uns damit abfinden. Diesen Streifzug übrigens mußten wir einfach aus Dankbarkeit mitmachen."

Nach einer Pause fuhr er fort: „Und wir versuchen doch auch seßhaft zu werden. Der Anfang ist gemacht, wir haben die Hütte und das Land, und in einigen Jahren haben wir uns vollends eingewöhnt. Wir müssen verlernen, immer mit unserem früheren Leben zu vergleichen, Wäntig."

„Verlernen, das kann ich nicht verlernen, Sturm." Er stöhnte. „Ich habe nicht geahnt, wie schwer es ist, in der Fremde zu leben."

Ernst Sturm schwieg. Er tat, als schliefe er. Aber seine Augen standen weit geöffnet und sahen in das Sternengefunkel. Im Osten lief das Feuer immer noch.

Das Morgenlicht beschien eine trostlose, schwarze Erde. Die Pferde waren durstig und träge. Mit hängenden Köpfen schritten sie vorwärts. Zuweilen stieß der Zug auf einen verkohlten Fleischklumpen, Überbleibsel eines Wildes, das auf der Flucht von dem Feuer ereilt worden war.

Tom trieb trotz der allgemeinen Müdigkeit zur Eile an. Er wollte vor der sengenden Mittagsglut aus dem unheimlichen Brandfelde heraus sein und den Höhenzug erreichen, der seit einiger Zeit im Westen sichtbar war. Ohne Pause stapften die Tiere mit aufgerissenen Mäulern Stunde um Stunde dahin. Die einzige Erfrischung bot der Wind, der ein wenig die unerträgliche Hitze aus den Gesichtern wischte. Allmählich fiel das Gelände nach Süden ab, und sie gerieten in eine Gegend, aus der schon einsame Krüppelbüsche hervorragten. Tom wandte sich um. „Nun kommt bald das Wasser."

Doch sie stießen auf ein völlig ausgetrocknetes Flußbett. Aber Tom ritt zuversichtlich weiter. Der gelbe Boden wurde langsam dunkler und bald tiefschwarz, ein Zeichen, daß sie sich dem Schwarzen Flusse näherten, dessen Wasser aus dieser Erde die düstere Farbe erhielt.

Eine weitere Hügelkette tat sich vor ihnen auf, und es zeigte sich wieder Graswuchs. Tom hielt auf einer Kuppe an. Die Reiter erblickten vor sich einen üppigen Baumbestand von Espen und Pappeln und dunklen Fichten, der sich in breiter Front nach den Höhen hinüberzog.

„Da ist der Fluß!" rief Jochen und richtete sich im Sattel auf. Durch die Bäume blinkte es verheißungsvoll. Die Pferde fielen von selber in Trab. Eine Stunde später lagerte der Zug an dem schattigen Ufer des Schwarzen Flusses.

Einige Meilen oberhalb des Lagers hatten Mithesa und der Jäger den Fluß durchschwommen. Die abgehetzten Pferde banden sie kurz und warfen sich bis zum Morgengrauen aufs Ohr. Dann machten sie sich auf die Suche, die am Nachmittag zu einem ersten Erfolge führte. Am Flußufer entdeckten sie Fußspuren, die nicht älter als zwei Tage sein konnten. Trotz eifriger Nachforschung fanden sie zu ihrem Erstaunen keinen einzigen Pferdetritt. Daraus schlossen sie, daß äußerste Vorsicht geboten sei. Der Jäger band die Pferde in dem geschützten Dickicht an und schlich dem Indianer nach. Mithesa folgte einem Pfade, der in den Urwald führte. Jeden zertretenen Zweig, jeden verdächtigen Laubhügel tastete er mit brennenden Augen ab. Wo selbst der fährtenkundige Jäger nur ein zufällig umgelegtes Grasbüschel zu sehen vermeinte, las der Wilde noch die Spur von Menschenfüßen heraus.

„Haha", sagte Wäntig, „Mithesa hat recht gehabt."

Über das rote Gesicht lief ein stolzes Leuchten. Dann legte Mithesa einen Pfeil auf die Sehne.

„Nur schießen, wenn es unbedingt sein muß", mahnte der Jäger, der in den Augen des Indianers die Rachlust blitzen sah. „Wenn wir ohne Blutvergießen auskommen, ist es besser."

Der Rote funkelte ihn an.

„Hinke-Jack muß sterben", entgegnete er kalt.

„Nur wenn er ihr ein Leid angetan hat", gestand Wäntig zu.

Mithesa schwieg und nickte stumm. Der Jäger hatte gewonnen. Sie horchten den Boden ab, aber sie vernahmen keinen Laut. Der Pfad schlängelte sich an eine Lichtung heran. In der Mitte des freien Platzes stand ein Zelt. Mithesa schob sich unhörbar bis an den Waldrand vor. Vor dem Zelt rauchte eine Feuerstelle. Sie hörten das dürre Holz in dem Feuer knacken, so totenstill war es ringsum. Kein Mensch war zu sehen.

Richard Wäntig schob den Gewehrlauf durch das Gebüsch und lag im Anschlag.

„Untersuche das Zelt", flüsterte er.

Mithesa zog sein Messer und legte es zwischen die Zähne. Eine Sekunde später glitt er durch das Gras auf das Zelt zu. Auf halbem Wege lag er einen Augenblick unbeweglich und lauschte. Dann kroch er an den Zelteingang heran und verschwand. Wäntig hörte einen leichten Schrei und legte den Finger an den Hahn

Irgendwo entstand ein Geräusch. Der Jäger entdeckte an dem gegenüberliegenden Rande der Lichtung einen Mann, der sich gähnend aufrichtete und verschlafen um sich blickte. Sofort erkannte er den kleinen Billy. Jetzt wurde die Sache brenzlig.

Wäntig richtete sich auf die Knie und suchte den Wald ab. Billy schien allein zu sein. Nun ergriff der Bursche ein kurzes Handbeil und schritt auf die Feuerstelle zu. „Aha“, dachte Wäntig, „der Kerl sollte Holz holen und hat sich aufs Ohr gelegt.“

In diesem Augenblick schlug das Zelt auseinander, und Mithesa erschien. Auf seinen Armen trug er eine Frau. Er hatte den Räuber nicht bemerkt und lief nach dem Walde zurück. Einen Pendelschlag lang stutzte Billy, dann hatte er den Vorgang begriffen. Er sprang dem Indianer nach. In drei Sätzen hatte er ihn erreicht und hob das Beil. Da krachte Wäntigs Büchse. Ein wahnsinniger Schrei gellte durch die Einsamkeit. Das Beil fiel ins Gras. Billy hatte sich brüllend auf die Erde geworfen und schlenkerte seine bluttriefende Rechte durch die Luft.

Nun hatte Mithesa den Pfad erreicht.

„Weiter“, raunte Wäntig ihm zu. Der Rote stürzte mit seiner Last in den Wald.

Der Jäger wartete noch einige Minuten. Aber außer dem winselnden Billy war nichts zu hören. Dann rannte er dem Indianer nach. Mithesa hielt seine Frau wie ein Kind gegen die Brust gepreßt und bog nach kurzem Lauf vom Pfad ab in den Urwald hinein. Auf einem Grasflecken legte er sie nieder. Ein Paar kohlschwarzer Augen leuchteten den Jäger dankbar an. Wortlos reichte sie ihm beide Hände dar.



„Ist er tot?“ forschte Mithesa wild.

„Es war Billy“, antwortete Wäntig ruhig, „ich habe ihm nur das Beil aus der Hand geschossen. Aber einen Denkzettel fürs Leben wird er behalten.“

„Billy war immer gut zu mir“, sagte die Frau in gebrochenem Englisch. „Nur der andere hat mich einmal geschlagen, als er betrunken war. Da hat es Streit zwischen ihnen gegeben. Billy sagte, ich sollte seine Frau werden, aber ich wollte nicht. Da hat er mich angebunden, sonst wäre ich schon längst fortgelaufen. Gestern ist Jack mit Jimmy und dem großen Bill weggeritten.“

„Also doch die Prärie angesteckt“, sagte Wäntig.

„Komm“, trieb die Frau weiter, „sie werden uns verfolgen.“

Sie schlugen sich durch das Dickicht bis an den Fluß. Der Jäger holte die Pferde. Es begann zu dämmern. Über dem Wasser brauten leichte Nebel. Auf den ausgeruhten Tieren kamen sie rasch vorwärts. In der Nacht stießen sie auf das Lager.

Ernst Sturm hatte gerade Wache. Aber seine Gedanken waren ihm durchgegangen und hatten sich so tief nach Deutschland verloren, daß er wie ein Kind erschrak, als aus der Dunkelheit plötzlich der Eulenruf erscholl. Jochen stürzte aus dem Zelt. Er konnte nicht schlafen. Er war regelrecht böse auf den Jäger, der ihm das ganze Abenteuer verdorben hatte. Erst als er die Geschichte der Rettung gehört hatte, schubste er den Ärger fort und nahm an der allgemeinen Freude teil.

„Nun ist die Rechnung beglichen. Meinen Dank dafür, Wäntig“, sagte Ernst Sturm.

„Ich bin froh, daß es so glatt abgegangen ist“, antwortete Richard Wäntig und schlürfte zufrieden seinen Tee. „Ein Menschenleben wiegt bei diesen Räubern sonst sehr leicht. Nun, einen lahmen Flügel wird der Billy wohl behalten, das ließ sich beim besten Willen nicht vermeiden.“

Mithesa saß mit seiner schönen Frau ein wenig abseits vom Feuer. Als der Jäger geendet hatte, trat er in die Runde.

„Mithesa dankt allen weißen Männern. Er will jetzt gehen.“

„Mitten in der Nacht?“ fragte Jochen überrascht.

Der Indianer lächelte. „Mithesa kennt dieses Land, es ist seine Heimat.“

Dann wandte er sich um und verschwand mit seiner Frau in der Dunkelheit.

„Da kann man nichts machen“, lachte Wäntig, „die Liebe ist stärker als die Freundschaft. Und nun wollen wir uns schlafen legen. Wir haben noch einen guten Ritt vor uns bis zum Schlangensee.“

Und einige Zeit später lag das Lager in tiefer Ruhe. Das Feuer verlosch. Am Ufer saß Tom und hielt die Wache.

10.

Jochen stand vor der Scheune und sägte Holz. Er zählte die Striche, die er brauchte, um die Säge durch die beindicken Klötze zu ziehen. Trotz der Kälte trat ihm der

Schweiß auf die Stirn. Neben ihm lag ein tüchtiger Stapel ofenfertiger Stücke.

„Und wenn es doppelt so kalt wird, wie Onkel Wäntig behauptet, haben wir Holz genug für zwei Jahre", schätzte er befriedigt die Haufen ab und wischte sich mit dem Ärmel über das Gesicht. Er begann ein Lied zu pfeifen und schaffte weiter. Kreischend fraßen sich die Stahlzähne durch die harten Fasern.

Der Vater arbeitete in der Rodung und spitzte Pfähle für die Viehhürden zu. Für die paar hundert Meter Zaun hatte ein tüchtiges Waldstück dran glauben müssen. Bevor der Boden hart gefroren war, sollte noch ein Teil in die Erde. Auf einige Stunden am Tage kamen die Männer vom Adlernest herüber und halfen. Da Wäntigs Weide an Sturms Besitzung grenzte, wollten sie zunächst ein gemeinsames Stück einfrieden.

Richard Wäntig wunderte sich allerdings über sich selbst, daß er sich so festsetzte. Ihm hätte die Hütte als Stützpunkt gerade genügt, von wo er im Winter seine Jagdzüge unternehmen und wo er in aller Beschaulichkeit den Sommer verleben konnte. Aber seit er sich entschlossen hatte, seinen Bruder herüberzuholen, wußte er, daß die Zeiten des ungebundenen Jägerdaseins dahin waren. Wollte er den guten Karl nicht unglücklich machen, so blieb ihm nichts übrig, als langsam zu einem festen Siedler umzusatteln. Übrigens begann Karl immer mehr, der harten Wirklichkeit des neuen Lebens Rechnung zu tragen. Seine Glücksträume wurden seltener, und er gewöhnte sich sowohl an die Axt wie an das Gewehr. Auch verstummten seine Klagen nach und nach. Er war auf dem Wege, ein brauchbarer Mann des Wilden Westens zu werden.

„Tom", hatte der Jäger eines Tages zu dem Iren ge-

sagt, „nun werden wir also eine feste Heimat haben. Schöner als am Schlangensee ist es in ganz Amerika nicht. Wenn du mittun willst, bauen wir noch einen Raum an. Willst du aber ziehen, so halte ich dich nicht. Es ist ja nicht leicht, an einen Ort gebunden zu sein. Jedenfalls habe ich Land gekauft und bleibe. Was sagst du dazu?"

Tom war still fortgegangen. Den ganzen Tag sah ihn der Jäger nicht wieder. Am Abend kehrte er heim und sagte: „Ich bin zu alt geworden, um allein fortzugehen, ich bleibe."

Und dann hatten sie den Ausbau der Hütte begonnen, die für drei Männer doch reichlich eng wurde. Sie sägten in die Hinterwand des Wohnraumes ein mannshohes Türloch und setzten ein drittes Zimmer an. Das sollte Tom beziehen.

Nun zeigte sich, wie viele Dinge noch fehlten, die zu einem festen Wohnsitz gehören. Ein einziger Eisentopf genügte nicht mehr, und Toms verrostete Goldgräberpfanne erwies sich als unbrauchbar. Außerdem mußten endlich die Wasserleitungen für Sturmeck und Adlernest fertiggestellt werden. Das Wasserschleppen von der Quelle her war eine umständliche Plackerei. Dazu fehlte es nun an geeignetem Werkzeug. Das Auskehlen der längsgespaltenen Baumstämme zu Wasserrinnen war mit Toms Hilfsmitteln viel zu zeitraubend. Dafür mußten ordentliche Holzmeißel heran.

„Und für den Schlitten brauchen wir Hunde", schlug Tom vor.

„Und Munition für Pfeifen und Gewehre", lachte Wäntig.

„Und ein dickes Schreibheft für mich", ergänzte Karl, „mein Tagebuch ist längst voll."

„Hörst du, Tom, er fängt an, Bücher zu schreiben. Nun geht es wohl zu Ende mit ihm. Nur wenn er uns ein Denkmal in seinem Geschreibe setzt, soll er das Buch haben. Was meinst du dazu, alter Junge?“

Tom erschien das Getue mit den Büchern, wovon auch Richard Wäntig einige Stücke auf dem Wandbort liegen hatte, von jeher als eine der überflüssigsten Beschäftigungen, denen ein Trapper verfallen konnte. Darum grinste er Karl Wäntig nur an, behielt aber seine Antwort für sich. Wer eine gute Büchse besaß, rasch einen Wolf aus dem Pelz schlagen konnte, auf den Tag genau wußte, wann die Fische zogen, und alle Fährten zu lesen verstand, was hatte der noch in Büchern zu suchen. Aber so waren die Deutschen eben. Jedenfalls hatte er niemals einen kennen gelernt, bei dem es anders war. Damals in Mexiko, als die große Überschwemmung die ganze Siedlung fortspülte und die Menschen mit Mühe das nackte Leben retteten, schwamm ein Mann in seiner Nähe, der mit einer Hand ein Buch über Wasser hielt. Das Gewehr hatte er vergessen, aber das Buch ließ er auch jetzt noch nicht fahren. Da hatte Tom sogleich gewußt, daß er es mit einem Deutschen zu tun hatte. Kein Mensch sonst in der Welt würde aus einem ertrinkenden Hause als einzige Beute ein Buch zu retten versuchen. Allerdings, dafür kannten diese Leute auch Dinge, von deren Dasein sein Jägerhirn keine blasse Vorstellung besaß. Wie oft hatte Wäntig, wenn sie abends am Lagerfeuer hockten, in die Sterne gesehen und von Zeiten gesprochen, in denen auch die Erde ein einziger glühender Feuerball gewesen sei. Oder er hatte ihm von fernen Ländern erzählt und sie genau beschrieben, ohne auch nur einen Fuß darein gesetzt zu haben. Das hatte er alles aus den Büchern gelernt. Aber daß ausgerechnet Karl Wäntig dieses Handwerk betrieb, war ihm Beweis

genug, daß aus dem Manne nie ein rechter Jäger werden konnte.

„Ich gehe zu Sturms hinüber“, unterbrach Richard Wäntig Toms Grübeleien, „die werden auch noch einige Wünsche haben. Wir müssen noch einmal auf die Station, bevor der Fluß zufriert.“

Tom legte auf solche Reisen keinen Wert, und so nahm Wäntig auf dieser Fahrt seinen Bruder mit.

Mitte Oktober fiel der erste Schnee. Ernst Sturm stand vor der Hütte und schaute nachdenklich in das Flockengewimmel, als ihm plötzlich ein Schneeball den breiten Hut vom Kopf herunterfegte.

„Lausejunge“, schimpfte er und suchte seinen Jungen einzufangen, um ihm einmal gründlich den Kopf zu waschen, aber der Bengel entwischte ihm lachend unter den Händen weg. Wie Schulbuben rannten sie um die Hütte herum. Nun aber fiel Trap, der seinen jungen Herrn bedroht glaubte, kläffend den Vater an und zwickte ihn derart kräftig in die Waden, daß der Alte schnaufend innehielt.

„Zwei gegen einen gilt nicht“, wehrte er lachend ab.

Er klopfte sich den Schnee von der Jacke und ging in die Scheune, wo er weiter an einem neuen Pflug für das Frühjahr hämmerte. Es war nun wieder eine rechte Freude, am Schmiedefeuer zu stehen, seit Tom die große Entdeckung gemacht hatte.

Das kam so. In den Tagen, als die Brüder Wäntig nach der Station gezogen waren, nahm Tom das Gewehr unter den Arm und stieg in die Berge. Eigentlich wollte er neue Auslegeplätze für die Fangeisen suchen, aber er stieß bald auf eine frische Bärenfährte, die er einen ganzen Tag lang

verfolgte, ohne jedoch zum Schuß zu kommen. Müde und ein wenig verstimmt rollte er sich in einer Bergschlucht in die Decke und schlief ein. Im Morgenlicht stellte er fest, daß er auf einem Kohlenflöz gelegen hatte, das eine ganze Strecke weit offen zutage trat. Erfreut über diese Entdeckung hieb er einen Kohlenbrocken ab, schob ihn in die Tasche und wanderte heim. Ohne jede Bemerkung legte er den kostbaren Fund in Sturmeck auf den Tisch.

„Mensch, Tom, woher hast du das denn nun wieder?" rief Vater Sturm erstaunt, wog das Kohlenstück prüfend mit der Hand und untersuchte es so genau, als handele es sich um einen Diamanten.

Tom berichtete.

„Das ist ja großartig, Tom, nun bringe ich auch wieder ein ordentliches Schmiedefeuer zuwege", erklärte Sturm. „Ein paar Säcke voll holen wir sofort her, und wenn die Anfahrt nicht zu schwierig ist, versorgen wir uns für den ganzen Winter. Ein Glückskerl bist du, Tom."

Es stellte sich später heraus, daß die Beförderung der Kohle am einfachsten über den See hinweg zu bewerkstelligen war. Von der Fundstelle aus waren es nur wenige Meilen bis an das Südufer, und von dort konnten die Stücke auf einem Floß bequem in die Bucht gefahren werden. Noch war der See nicht zugefroren, nur am Rande hatte das Eis angesetzt, und das Floß war rasch gezimmert. Als es fertig dalag, kamen Wäntigs zurück.

Tom brachte mit Jochen die Pferde in die Kohlenschlucht. Die übrigen Männer spannten das Floß hinter das Boot, da die Flößstangen nur eine Strecke weit am Ufer entlang ausreichten.

Der Reichtum dieses Flözes überstieg selbst Richard Wäntigs Erwartungen. Natürlich waren ihm auf seinen Zügen auch früher schon offene Kohlenvorkommen aufgefallen, aber was gingen einen umherziehenden Pelzjäger diese Dinge an. Er wußte auch, daß immer wieder Nachforschungen nach Edelerzen und Gold an den Flüssen und in dem unerschlossenen Landesinneren vorgenommen wurden. Doch war ihm von abbauwürdigen Entdeckungen bisher nichts zu Ohren gekommen. Da tat sich nun vor seinen Augen ein Kohlenlager auf, dessen Bekanntwerden ohne Zweifel die stärkste Aufmerksamkeit beutegieriger Geldleute gefunden hätte. Daher beschlossen sie, den Fund, soweit sie überhaupt mit Fremden in Berührung kamen, geheimzuhalten. Sie wollten lediglich ihren geringen Bedarf decken und das weitere Schicksal des Kohlenlagers der Zukunft überlassen.

„Wenn erst die Geldgeier ein Geschäftchen wittern, ist es mit unserm Frieden hier oben vorbei. Sollte sich der Abbau lohnen, bekämen wir bald Zuzug. Das Wild verzöge sich rasch, und wir könnten unsere Sachen packen. Oder haben Sie etwa Lust, in Kanada Kohlen für fremde Leute zu hacken, Sturm?"

Der Vater schlug einen Sack auf den Buckel und knurrte: „Da hätte ich mir die Reise nach Kanada sparen können und im Ruhrgebiet Kohlen für die Entente schippen dürfen."

Dieses Wort bezog sich auf einen Artikel über die deutschen Reparationslieferungen, der in einer der Zeitungen stand, die Wäntigs von der Station mitgebracht hatten. Ernst Sturm hatte den Bericht mit feuchten Augen angehört und wieder eine ganze Nacht wachgelegen und an die geknechtete Heimat gedacht. Zum ersten Male war ihm

dabei der Gedanke aufgestiegen, ob es nicht doch ein Unrecht gewesen sei, kurzerhand aus Deutschland fortzulaufen. Hatte er wirklich nur an sich und seinen Jungen gedacht? Gewiß, sie hatten ihn fortgejagt, hatten ihm das einfachste Lebensrecht jedes Menschen, seiner Hände Arbeit, verweigert. Aber sein Gewissen war noch nicht wieder ganz zur Ruhe gekommen.

Als die Kälte weiter zunahm und der See eines Morgens eine geschlossene Eisdecke zeigte, hatten sie so viel Kohlen nach Sturmeck befördert, daß der Meister den ganzen Winter lang hätte vor seinem Schmiedefeuer stehen können. Aber nun ging die Pelztierjagd an und brauchte jeden Mann. In einem Halbkreis von mehreren Meilen legten sie in den nächsten Tagen viele Dutzend großer und kleinerer Fangeisen aus. An jedem Morgen übernahmen zwei Mann die Runde und hoben die besetzten Eisen aus. Schon in den ersten Jagdwochen war die Ausbeute so beträchtlich, daß die Hütten sich immer mehr in Pelzlager verwandelten. Bis in den Abend hinein krachten die Fangschüsse. Nach einer klaren Frostnacht brachten Tom und Ernst Sturm den ersten Wolf mit nach Hause.

„Das Eis trägt“, wußte Richard Wäntig eines Tages zu melden. „Wir wollen jetzt drüben auslegen, die Bisamratten warten schon auf uns.“ Vater Sturm und Jochen gingen mit. Sie bepackten sich mit dem Rest der Fangeisen und stiegen durch die verträumte Winterlandschaft nach dem See hinunter. Der frische Schnee sang unter ihren Tritten.

„Ach nee, dieser Bursche“, rief der Jäger überrascht und hatte die Büchse schon an der Backe. Klärr! Jochen sah ein Knäuel durch den Schnee purzeln.

„Ein Rotfuchs“, bemerkte Onkel Wäntig, „wir nehmen ihn auf dem Heimweg mit.“

Über die verschneite Eisbrücke kamen sie rasch an das Westufer. Die Fallen wurden nach Wäntigs Weisung am See entlang gestellt.

„Hier lief die Bärenfährte damals“, erklärte Jochen, der den gefährlichen Ort sogleich wiedererkannte, „dort hinter dem Waldstück liegt der Windbruch.“

„Heute wirst du umsonst suchen, Junge, die Bären halten längst festen Winterschlaf“, sagte der Vater.

„Manchmal kann man Glück haben“, wandte der Jäger mit einem launigen Blick auf Jochen ein, „es gibt auch unter den Bären einzelne Kerle, die nicht ins Bett können und dafür mit dem Leben bezahlen müssen. Wenn wir hier fertig sind, sehen wir mal nach.“

Jochen übernahm die Führung durch das schneebehangene Dickicht und hielt bald an der Stelle, wo Mithesas Pfeil ihn vor den Zähnen des Grisly bewahrt hatte.

„Von drüben kam er“, sagte Jochen. Die Erinnerung mischte eine merkliche Erregung in seine Stimme. „Ich schoß, als er an dem Stamm dort hinten hochkam.“

Er schloß einen kurzen Augenblick die Lider. „Und dann befiel mich eine furchtbare Angst, daß ich einfach losrannte bis an diesen Baum hier“, gestand er ehrlich. „Ohne den Roten wäre es ausgewesen“, ergänzte Onkel Wäntig.

Er hatte sich umgesehen und sagte: „Eine rechte Bärengegend ist das hier schon, hoffentlich treffen wir noch einen Spätling an.“

Sie umgingen den Windbruch und schlugen sich durch das Unterholz bis auf eine Felskuppe durch, von wo sie eine gute Sicht genossen.

„Nieder!“ befahl der Jäger plötzlich und deutete in eine Talmulde. Dort stand ein mächtiger Schaufler und riß an den Zweigen eines Busches herum, daß der Schnee wie Puder hochwolkte. Nun schob sich der Hirsch in voller Breite vor die Jäger hin und bot ein prächtiges Ziel. Er sicherte, aber der Wind war günstig.

„Nehmen Sie ihn, Sturm“, stieß der Jäger den Vater an, um ihm eine Freude zu machen, „es sind hundert Schritt.“ Ernst Sturm hob die Büchse und schoß. Der Hirsch torkelte ein wenig und stürzte in das Gebüsch.

„Gut“, lachte Wäntig und klopfte dem Schützen auf die Schulter, „den hats erwischt. Es ist zwar kein Bär, Jochen, aber ein Achtzehnender immerhin.“

Keine dreißig Schritt von seinem Standort entfernt fanden sie ihn im Busch verendet. Sie brachen ihn auf und schlugen die Schaufeln mit dem Schädel herunter. Da es noch nicht Mittag war, beschlossen sie, ihn gleich nach Hause zu schaffen. Den riesigen Burschen durch das Holz bis an den See zu schleppen, war eine Heidenarbeit und nahm Stunden in Anspruch. Schade, daß sie die Pferde nicht mithatten. So bauten sie aus jungen Baumstämmen einen einfachen Schlitten, rollten den Hirsch darauf und legten die Lassos als Zügel um.

Jochen schob und spielte den Kutscher. Die Männer warfen sich in die Seile. Langsam schliffen sich die Stämme glatt, und es ging ganz gut vorwärts. Jochen mußte mitunter vorweglaufen und den Weg freischlagen. Schnaufend und schwitzend erreichten sie den See. Der Schlitten glitt krachend auf die Eisdecke.

„So, mein Junge, jetzt kannst du Dauerlauf machen“, sagte Onkel Wäntig. Jochen legte sich die Zügel um, zog mit

voller Kraft an und knallte auf den Boden. Dann hinkte er wie angeschossen um den Schlitten herum und rieb seine Kniescheiben.

„‚Langsam anreiten!' meinte unser Wachtmeister immer", lachte der Vater. Er zerrte das Seil ein paar Mal hin und her und brachte den Schlitten in Bewegung.

Nun konnte Jochen mit den Männern Pferdchen spielen. Die beiden Alten jagten mit der kostbaren Last über die Fläche, daß Jochen Mühe hatte, Schritt zu halten.

„Schneller! Noch schneller!" trieb er sie an. Die Pferde wurden übermütig, und mit einem Mal, gerade wie auf Befehl, glitten beide Männer aus und schossen wie Hechte über den beschneiten Spiegel hin.

„‚Ruhig hinsetzen!' meinte unser Lehrer immer", brüllte Jochen vor Wonne und raste dem Schlitten nach, der zwischen seinen Pferden hindurch bis ans Ufer rutschte.

Lange hatte die Hütte solchen Bratenduft nicht mehr gerochen wie an diesem Abend. In fröhlicher Stimmung saßen die Männer in Sturmeck beieinander, aßen nach Herzenslust und schlürften den steifen Grog, den Richard Wäntig zu dieser Feier gestiftet hatte. Auch Tom und Karl hatten keinen schlechten Tag gehabt. Die Eisen waren heute gut besetzt, an größerem Raubzeug brachten sie zwei Wölfe und einen Luchs nach Hause.

„Nun fehlt nur noch die Musik, Jochen", ermunterte der Jäger den Jungen. Jochen holte seine Mundharmonika vom Wandbrett und spielte. Als er von seinen geliebten Märschen zu den Volksliedern überglitt, schlief das lebhafte Gespräch in der Runde langsam ein. Die Männer

rauchten und blickten stumm vor sich hin auf den Tisch. Nur der Hund wimmerte leise neben dem Ofen. Beim „Brunnen vor dem Tore“ legte Richard Wäntig die Pfeife fort und summte leise mit. Die Hütte, in der eben noch fröhliches Gelächter erklungen war, begann sich mit einer stillen Schwermut zu füllen.

„Stoß das Fenster ein wenig auf, Tom, der Rauch beißt so in die Augen“, sagte Karl.

Durch das Fenster sahen sie den Mond über dem See stehen. Jochen wollte nun aufhören, aber der Vater bat, er möge noch ein Lied spielen. „Es ist ein so schöner Abend heute“, meinte er.

Jochen wußte nicht recht, was er spielen sollte. Er ließ das Instrument einige Male über die Lippen gleiten und fiel, ohne es zu wollen, in die Weise vom Guten Kameraden. Da erhob sich der Vater plötzlich und begann im Raume auf und ab zu wandern. Gerade so ging er, als die Franzosen einrückten, mußte Jochen denken, und brach das Lied ab.

Eine jähe Stille folgte. Die Luft trug aus der Ferne ein heiseres Bellen ins Zimmer.

„Es wird sehr kalt diese Nacht“, sprach Richard Wäntig. Tom stieß das Fenster wieder zu.

„Was mögen sie nun in Deutschland machen?“ fragte Ernst Sturm unvermittelt, „man erfährt hier gar nichts von drüben.“

„Vor Weihnachten will ich noch einmal auf die Station“, antwortete Richard Wäntig, „da bringe ich neue Zeitungen mit.“

„Die lügen ja doch, Richard“, fiel der Bruder ein, „wie sie den ganzen Krieg über gelogen haben.“

„Allmählich habe ich die Dinger richtig zu lesen gelernt“, entgegnete der Jäger. „Man muß zunächst einmal die fettgedruckten Stellen ganz fortstreichen, und wenn man dann das genaue Gegenteil von dem Kleingedruckten nimmt, dann hat man ungefähr die Wahrheit. So habe ich es auch im Kriege gehalten. Als die Blätter von Lügenmeldungen und Schauermären strotzten, habe ich so lange gesucht, bis ich eine Mitteilung der britischen Admiralität fand. Und wenn dort von großartigen Abwehrmaßnahmen gegen deutsche U-Boote berichtet wurde, so wußte ich, daß unsere blauen Jungen wieder gute Arbeit geleistet hatten. Wer ein Dutzend Jahre in diesem Land lebt, lernt auch englische Zeitungen richtig lesen.“

„Aber haben denn die Leute solche Greuelgeschichten geglaubt?“ fragte Jochen. Seine Stimme bebte.

„Geglaubt? Frag mal auf der Station nach, ob sie geglaubt haben. Oder besser, du fragst nicht. Sie würden dir vielleicht den Schädel einschlagen und meinen, ein gutes Werk getan zu haben, wenn sie einen von diesen Barbaren vernichtet hätten. So liegen die Dinge heute in Kanada.“

„Und fast in der ganzen Welt“, fügte Ernst Sturm düster hinzu. „Da müßte schon ein ganz Großer in Deutschland aufstehen, so ein zweiter Alter Fritz, der die Weltmeinung wieder zurechtbiegt. Bis dahin aber werden die Deutschen in der Welt immer wie Raubtiere behandelt werden.“

„Ein ganz Großer“, stieß Karl Wäntig hervor, „der kommt nicht. Ich glaube, daß es mit Deutschland aus ist.“

„Nein! Niemals ist es mit Deutschland aus!“ Jochen schrie es dem andern ins Gesicht.

„Du weißt doch, wie es aussah, als wir fortzogen, Jochen“, sagte der Vater traurig. „Der Rhein in den Händen der Franzosen, auf den Regierungsstühlen rote Verbrecher, und das Volk — ja, das bringt sich gegenseitig um.“

„Aber das bleibt doch nicht so, Vater“, erwiderte Jochen feurig, „das kannst du mir glauben. Fritz Wagemann hat mir einmal ein Buch geliehen, darin stand auch, daß schon öfter so schwere Zeiten gewesen sind. Bis Gott dann einen großen Führer geschenkt hat. Der hat das ganze Volk zusammengerufen und wieder stark gemacht. Und das kann Gott auch jetzt wieder tun, Vater!“

„Ja“, nickte Karl Wäntig, „so etwas steht in den Büchern.“

Tom sah ihn überrascht an.

„Und das ist wahr, Herr Wäntig! Der Alte Fritz hat es doch auch geschafft und hatte ganz Europa gegen sich!“

„Jedenfalls wahrer, als was in den englischen Zeitungen steht“, schloß sich Richard Wäntig an, der seine helle Freude an dem Jungen hatte. Er zog die Tabakskiste zu sich heran und stopfte sich die Pfeife.

„Wir wollen gehen“, schlug Karl vor, „sonst sitzen wir morgen früh noch hier bei der Politik.“

„Das wäre kein Schade, mein Junge. Zuweilen braucht man so etwas wie diesen Abend.“

Mit einem Augenzwinkern auf den eingenickten Tom fügte er laut hinzu: „Nur Tom mag solche Reden nicht hören, dafür ist er eben ein Engländer.“

Da fuhr Tom auf.

„No“, knurrte er wie eine angefallene Dogge, „Tom ist ein Ire und kein Engländer.“

Wäntig lachte.

„Recht so, Tom, das wollte ich wieder einmal von dir hören. Ich dachte, du hättest das inzwischen vergessen.“

Ernst Sturm holte den Kessel vom Feuer und goß heißes Wasser in die Gläser. Die Männer füllten Branntwein und Zucker hinzu. Das Gespräch kam wieder in Fluß.

„Da wir nun gerade dabei sind, möchte ich aber endlich einmal ein vernünftiges Wort über den Krieg hören“, forderte Wäntig den alten Sturm auf.

Jetzt rückte auch Tom näher an den Tisch heran.

„Wirf ein paar frische Scheite aufs Feuer, Jochen. Nun wird es eine kurze Nacht geben“, sagte Karl Wäntig mit müdem Lächeln.

Die Pfeifen dampften wie Geschützrohre. Der Ofen knallte und bullerte, und Ernst Sturm begann vom Weltkriege zu erzählen. Hin und wieder fiel eine Frage des Jägers dazwischen, wenn er ein Schützengrabenwort nicht verstanden hatte.

Jochen saß mit leuchtenden Augen unter den Männern und hörte die Fronten donnern. Nie zuvor hatte der Vater so von seinen Erlebnissen gesprochen. Die Mutter hatte kein Wort davon wissen wollen. Dazu mußte er also nach Kanada verschlagen werden, um in einer einsamen Blockhütte die Kriegsgeschichte seines Vaters zu erleben.

Karl Wäntig nickte ein und wurde wieder wach. Immer noch war Ernst Sturm nicht am Ende. Das Licht brannte

herunter und zischte aus. Nun fiel das Mondlicht weiß in die Hütte.

Richard Wäntig erhob sich und reichte dem Vater Sturm die Hand.

„Nun verstehe ich, warum Sie so schwer von der Heimat loskommen können."

Sie griffen die Gewehre und schritten schweigend nach Adlernest hinüber.

11.

Im Februar sank die Temperatur nachts unter dreißig Grad. In den Bärten der Männer glitzerten Eiszapfen, wenn sie einige Stunden im Freien waren und die Fangeisen abschritten. Um so dankbarer empfanden sie die warmen Pelzjacken, die unter Toms Händen als Weihnachtsgabe entstanden waren. Nur Vater Sturm litt sehr unter der grimmigen Kälte. Seine Füße, die schon einmal in Rußland angefroren waren, bekamen dicke Beulen, die schließlich aufsprangen. Dadurch wurde er im Gehen so stark behindert, daß er tagelang in der Hütte verbringen mußte. Auch war der Umgang mit dem Gewehr bei den geschwollenen Fingern nur eine halbe Sache.

„Zum Stubendienst kommandiert", meldete er mit trübem Lächeln, als die Männer von Adlernest herüberkamen, um nach dem Rechten zu sehen. Tom schmorte eine dunkle Brühe zurecht, in die mußte Ernst Sturm Hände und Füße stecken. Das Zeug biß abscheulich, aber nach einigen Bädern verschwand die gläserne Röte, und die Wunden begannen zu heilen.

Richard Wäntig hatte einige seiner Bücher mitgebracht, mit denen sich der Kranke die Zeit vertreiben sollte. Aber wenn Jochen draußen war, um mit Tom oder Onkel Wäntig die Bisamfallen am andern Seeufer auszuheben, rückte der Vater an das Feuer heran, legte die Hände zusammen und verfiel ins Grübeln.

Seit Weihnachten, dem Todestage seiner Frau, war es schlimmer mit ihm geworden. Zwar bemerkten die Männer und selbst Jochen zunächst keine Veränderung in seinem Wesen. Er stellte sich frisch und versuchte zu lachen, wenn alle lachten, aber sobald er allein war, fiel ihm die Schwermut wie ein Netz über den Kopf. Zuerst war es nur die Einsamkeit, die ihn bedrückte. Dann aber kamen die dunklen Wolken der Erinnerung und verdüsterten seine Seele. Am meisten jedoch peinigte ihn ein dunkles Schuldgefühl der Heimat gegenüber, das ihn von Tag zu Tag offener als Verräter anklagte. Mit aller Kraft stemmte er sich diesem grauenhaften Gedanken entgegen.

„Habe ich nicht im Kriege meine Pflicht getan und auch weiterhin, bis mich die Franzosen fortjagten?“ rechtfertigte er sich.

„Aber du hast nicht durchgehalten. In der tiefsten Not bist du schwach geworden und davongelaufen“, entgegnete die andere Stimme hartnäckig.

Er schüttelte unwillig den Kopf.

„Feige war ich in meinem Leben nicht!“

„Feige warst du nicht, aber Treue ist noch mehr als Mut“, widerstand der Kläger.

Er donnerte die Faust auf den Tisch.

„Wie einen Hund haben sie mich behandelt, die roten Lumpen! Hinausgeekelt haben sie mich“, stöhnte er.

„Dann hättest du die Lumpen totschlagen sollen, aber du durftest ihnen niemals die Heimat überlassen.“

„Was konnte ein einzelner gegen alle?“ fiel er in sich zusammen.

„Einer muß den Anfang machen“, beharrte der Gegner unerbittlich.

„Hörst du, Jochen, dein Vater hat Deutschland verraten“, kam es unsagbar traurig über seine Lippen. — — —

Jochen hörte nicht. Er saß mit Tom auf dem Hundeschlitten und flog über den See. Die vier Eskimohunde, die Wäntig von seiner letzten Reise von der Station mitgebracht hatte, schossen wie Pfeile über die Eisdecke. Der Junge schob seine Nase hinter Toms breiten Rücken und lachte über die sausende Fahrt. Das flog noch besser als auf der schönsten Rodelbahn in der Heimat.

Mit einem Ruck stießen sie das Ufer hinauf. Die Hunde warfen sich in den Schnee. Zum Lohn erhielt jeder einen getrockneten Fisch. Gemächlich wanderten die Jäger den See entlang und luden Beute auf.

„Ein Pelzjahr wie noch nie“, lobte Tom und nahm einen prächtigen Fuchs aus dem Eisen. Jochen führte den Schlitten über das Eis und wartete, bis Tom die nächsten Eisen geleert hatte. Die Bisamratten schienen es sich heute zur Ehre anzurechnen, keine Falle freizulassen. Beim Dunkelwerden waren die Eisen neu gelegt. Die Pelze wurden gebündelt, und der Schlitten jagte zurück.

Als sie abstiegen, sah Jochen einen grauen Schatten in der Schlittenfährte mitten auf dem See stehen.

„Was ist das, Tom?“ fragte er und hob die Büchse.

„Zu weit, Jochen“, wehrte Tom ab, „auch einen Wolf darf man nicht anludern.“

Da faßte Jochen die Zügel und fuhr den Berg hinan.

Der Vater lag mit heißem Gesicht auf dem Tisch und schlief. Er schreckte auf, als der Junge ihm die Hand auf die Schulter legte und blickte ihn verstört an.

„Ach, du bist es“, versuchte er zu lächeln, „gut, daß du da bist.“

Der merkwürdige Ton machte den Jungen hellhörig. Er strich dem Vater über die Stirn und erschrak.

„Du fieberst, Vater, bist du krank?“

Sturm riß sich zusammen und erhob sich.

„Du hast kalte Hände mitgebracht, Junge, weiter ist es nichts.“

„Soll ich morgen in der Hütte bleiben?“ fragte Jochen besorgt.
„Eigentlich wollten wir die Pferde ausreiten, damit sie nicht steif werden. Aber das hat ja noch ein paar Tage Zeit.“

„Reitet nur los. Ich bin doch kein Kind, das bewacht werden muß. Wenn Onkel Wäntig nicht mitreitet, mag er am Nachmittag eine Stunde herüberkommen. Ich habe einige Sachen mit ihm zu reden“, lenkte der Vater ab. „Noch keinen Happen Abendbrot für dich habe ich fertig, so fest habe ich geschlafen.“

Jochen war erst beruhigt, als er den Vater vor sich hin-summen hörte, was er nur tat, wenn er sich in bester Verfassung befand. Beim Löffeln der Bohnensuppe begann Jochen das Gespräch wieder.

„Es könnte wohl bald ein Brief von der Tante kommen", sagte er.

Der Vater sah ihn fragend an.

„Hast wohl Heimweh, Junge?"

„Keine Spur, Vater", antwortete Jochen tapfer, „nur möchte ich gern wissen, was eigentlich jetzt in Deutschland los ist. Wäntigs wollen bald wieder auf die Station. Da könnte ich ja mitfahren und nachfragen."

„Du bist noch neugieriger als ich", lachte der Vater und schlang seine Arme um den Hals des Jungen.

„Nicht plattdrücken, Vater, den Kopf brauche ich noch", stöhnte Jochen. Aber der Vater hielt ihn so lange an seine Brust gepreßt, bis der böse Spuk des Nachmittags aus seiner Seele zu weichen begann.

Dann schloß Jochen die Ställe ab, warf dem Hund noch einen Fischbrocken hin und legte sich schlafen. Der Vater hatte sich heimlich einen heißen Stein ins Bett gepackt, aber dennoch fror ihn so, daß er bis in den Morgen hinein keinen Schlaf fand.

Am nächsten Tage nach Mittag ritten Tom, Jochen und Karl Wäntig die Pferde aus. Richard war froh, wieder einmal in Sturmeck zu sitzen, um mit seinem Freunde Sturm einige Stunden allein zu verplaudern. „Laßt es nicht dunkel werden", rief er den Reitern nach, „die Wölfe sind hungrig."

Tom führte durch eine Bergschlucht auf die Höhe. Vor den Reitern tat sich ein endloses Hügelgelände auf, das in seiner Eintönigkeit einem wogenden Meere ähnelte.

Die Pferde fielen nach den vielen Ruhetagen von selber in Trab. Der trockene Schnee stob unter den Hufen wie Pulver hoch. Die Luft regte sich nicht und war klar wie Glas.

Vor ihnen schnürte ein Fuchs durch eine Bodenwelle. Sie ließen die Büchsen ruhen und den roten Räuber laufen. An manchen Stellen waren die Erdvertiefungen vom Schnee so verweht, daß die Pferde bis an den Bauch einsanken.

„Es ist genug“, sagte Tom nach einiger Zeit und hielt sein Pferd an. „Wir nehmen noch den Hügel da drüben und kehren dann um“, bat Jochen.

Tom schob die Unterlippe vor, aber schon preschten seine Begleiter davon. Eben setzte auch Tom seinen Roten herum, als ein lauter Aufschrei die Stille zerriß. Tom sah, wie Jochen in weitem Bogen über den Hals des Pferdes flog und liegenblieb. Der Braune steckte bis an die Brust in einer Schneewehe fest, wieherte und schnob heißen Dampf in die Luft. Karl Wäntig konnte noch rechtzeitig abstemmen. Er sprang aus dem Sattel und lief den Hügel hinauf.

Jochen rührte sich nicht. Als die Männer ihn aufhoben und versuchten, ihn auf die Beine zu stellen, knickte er ihnen unter den Händen zusammen. Seine Nase blutete, sonst war keine Verletzung zu bemerken. Tom träufelte ihm einen Schluck Branntwein zwischen die Zähne und rieb ihm die Schläfen mit Schnee ein. Da schlug der Junge die Augen auf. Er reckte sich und sprang auf die Füße.

„Mir ist nichts“, sagte er und preßte das Taschentuch gegen die Nase, „aber mein Brauner da, wenn der nur nichts abgekriegt hat.“

Das Pferd hatte inzwischen vergeblich versucht, sich aus dem Schnee freizuarbeiten. Nun lag es, den Kopf auf die weiße Decke geschoben, ergeben da und hatte den Kampf aufgegeben. Die Männer stachen mit ihren Messern die harten Krusten unter der dünnen Pulverschicht los und gruben den Braunen so weit aus, daß er sich hochstemmen konnte. Jochen klopfte ihm den Hals und griff den Zügel.

„Komm hoch, Brauner!“ rief er.

Das Tier machte eine verzweifelte Anstrengung, brach indessen gleich wieder zusammen. Tom zog seine Pelzjacke aus und schob sie in die Höhlung vor das Pferd. So bekam es Halt und wälzte sich aus dem Loch heraus.

Es blutete stark an beiden Füßen. An dem rechten klafften Risse, die das Pferd sich beim Einbrechen an der Eisrinde geschlagen hatte. So gut es ging, umwickelte Tom die Verletzungen mit Tüchern. Aber als Jochen den Versuch machte, in den Sattel zu klettern, schlug der Braune aus und zeigte die Zähne.

„Du hast Schmerzen, armer Kerl.“ Jochen klopfte ihm den Nacken und schob ihm einen Zwieback zu.

An Reiten war gar nicht zu denken, denn das Pferd lahmte so stark, daß sie alle fünfzig Schritt anhalten mußten. Jochen wanderte betrübt neben seinem Braunen her und sprach dem kranken Freunde Mut zu. „Wir haben noch einen weiten Weg, Brauner. Da mußt du gut durchhalten, hörst du. Wenn du schlappmachst, müssen wir dich hier im Schnee liegen lassen. Sei tapfer, Brauner, komm.“

Tom sah zum Himmel, und sein Gesicht beschattete sich. Er sagte nichts. Zuweilen hielt er sein Pferd an und horchte in die Schneewüste hinein. Langsam, wie ein Leichenzug, schritten sie vorwärts. Schon fiel der erste graue Schleier der Dämmerung auf die Erde. Jochen begann müde zu werden. Auch spürte er jetzt in seinem Kopf einen dumpfen, drückenden Schmerz, der von dem Sturz herrührte. Er biß die Zähne zusammen und stapfte weiter. Da zog plötzlich aus der Ferne ein heiseres Geheul über die Öde und fuhr den Männern durch alle Glieder.

„Wölfe?" fragte Karl schaudernd und ritt an Toms Seite. Schon wieder hing der unheimliche, langgezogene Ton in der Luft. Von irgendwo erfolgte eine Antwort. Toms Augen wurden schmal. Er sah auf den Braunen und murrte ein paar unverständliche Worte vor sich hin.

Die Wölfe kamen näher. Das gezogene a-a-a-o-u-u-hu klang nun häufiger und kräftiger und legte sich lähmend auf die Brust.

Die Pferde stellten die Ohren steil, bissen an den Eisen und drängten. Tom hob die Büchse und schoß. Eine vorwitzige Graujacke kugelte in den Schnee. Danach blieb es eine Weile ruhig.

Die Pausen für den Braunen wurden immer länger. Tom wollte die Zügel nehmen und lud Jochen auf seinen Roten, aber nun machte das kranke Tier keinen Schritt weiter voran.

„Es wird dunkel", sagte Karl und suchte den Horizont ab. Dort tauchten die grauen Schatten wieder auf.

„Wir bekommen eine helle Nacht", stellte Jochen dagegen fest. Über ihnen brannten die ersten Sterne.

„Wir müssen das Pferd opfern“, sagte Karl jetzt, „es gibt sonst ein Unglück.“

„Nein!“ rief Jochen verzweifelt, „ich gebe meinen Braunen nicht ab. Wenn ich ihn zu Hause habe, ist er bald wieder gesund.“

„Ja“, kam es ruhig aus Toms Mund, „wenn du ihn zu Hause hast. Aber sieh da!“

Er deutete hinter sich, wo ein Rudel von sechs bis acht Wölfen heranstrich. Jochen erbleichte. Wütend riß er das Gewehr an die Backe. „Warten“, befahl Tom, „kein Schuß darf fehlgehen.“

Alle drei standen im Anschlag und warteten. Die Pferde schnoben und starrten mit weiten Augen auf die Raubtiere. Einer der Räuber tat sich vom Rudel ab und umkreiste die Männer. Tom drückte ab. Auch die anderen Büchsen krachten. Ein wüstes Geheul war die Folge. Zwei schwarze Knäuel wälzten sich im Schnee. Der dritte Wolf drückte sich wimmernd zurück.

Die Meute hielt einen Augenblick an, aber sie wich nicht. Wieder flogen die Kugeln. Es war schon zu dunkel, um sicher zielen zu können. Diesmal schien nur einer getroffen zu sein.

„Schieß das Pferd ab“, sagte Tom hart, „wir wollen reiten.“

Jochen umschlang den Hals seines geliebten Freundes und jammerte: „Ich kann nicht, Tom, wir müssen ihn retten.“ Die beiden gesunden Pferde stampften und waren kaum auf der Stelle zu halten.

„Da kommen sie“, schrie Karl Wäntig und warf sein Pferd herum.

Über die glitzernde Fläche flog das Rudel heran. Der Mond war aufgegangen, so daß die Schützen jetzt bessere Sicht hatten.

Zweimal, dreimal donnerte es. Zwei Pelze glitten noch ein Stück auf die Männer zu und lagen dann still. Der Rest schlug einen Bogen und hielt in einer Entfernung von fünfzig Schritten. Jetzt sprang Tom auf die Erde. Sein Messer blinkte weiß im Mondlicht.

„Aufsitzen, Jochen! Es geht um unser Leben!"

Er faßte den Jungen bei der Schulter und zog ihn von dem Braunen fort. Jochen wehrte sich nicht mehr, aber er weinte laut. In diesem Augenblick kam es wie ein Schatten herangeschossen. Karl Wäntig blieb der Schrei in der Kehle stecken. Tom hatte keine Zeit mehr, die Büchse hochzubringen, da flog der graue Teufel auch schon auf den Braunen zu und grub ihm die Zähne in den Hals. Tom duckte sich und stieß zu. Pfeifend zischte der Stahl dem Räuber in die Gurgel. Das Blut spritzte in den Schnee, aber die Fänge saßen fest. Da griff Tom wütend einen Hinterlauf und schnitt ihm den Kopf vom Rumpfe ab. Der Braune war vor Schmerz in die Knie gesunken. Tom legte ihm die Mündung hinter die Ohren und drückte ab. Jochen preßte die Fäuste gegen seine Ohrmuscheln. Es war ihm, als hätte der Schuß ihm selber gegolten. Lautlos sank das Pferd um.

Keine Sekunde zu früh saß Tom wieder im Sattel. Die Wölfe rochen das warme Blut und verloren die letzte Scheu. Tom stellte seinen Roten gegen Wäntigs Pferd und legte zwei der gierigsten Räuber auf die Decke. Karl nahm den nächsten. Jochen schoß nicht mehr. Er warf einen letzten Blick auf seinen Braunen und gab Toms Pferd die Zügel frei. Die Tiere rasten. Drei verwegene Burschen

hängten sich an die Fährte, die übrigen stürzten sich auf das bequemere Opfer.

Vor den Reitern dunkelte der Wald.

„Langsamer!“ rief Tom dem Jungen ins Ohr, da Jochen wie besessen das Pferd antrieb. Aber die Tiere hielten nicht eher, bis das Unterholz ihrer Flucht Einhalt gebot. Noch immer hing einer der Wölfe hinter ihnen. Tom wandte sich um und gab ihm die Kugel. Jaulend tanzte er hoch und kroch zurück.

„So“, sagte Tom und strich dem Jungen über die Backen, „schade um deinen Braunen, aber die Sache war sehr ernst.“

Schweigend führten sie die Pferde durch den Wald. Die Nüstern der Tiere standen weit geöffnet. Immer wieder warfen sie unruhig die Köpfe herum, als warteten sie auf den verlorenen Kameraden.

Der Schnee klirrte unter den Hufen. Sonst lag die Erde still und friedlich unter der flimmernden Himmelsglocke. Endlich schimmerte in der Tiefe die weiße Decke des Schlangensees.

Die beiden Männer in Sturmeck hatten bis in den Abend zusammen gesessen und sich aus ihrem Leben erzählt. Als in der Dunkelheit die Reiter noch nicht zurück waren, wurden sie unruhig und gaben Signalschüsse. Richard Wäntig machte sich auf den Weg. Nach einer halben Stunde hörte er einen Schuß und kehrte nach Sturmeck zurück.

„Wir müssen warten“, beruhigte er den Alten. „Wenn Gefahr ist, meldet sich Tom schon. Der eine Schuß kündete die Heimkehr an.“

Daran hatte nun weder Tom noch einer der anderen gedacht. Es war ein glücklicher Zufall, daß Wäntig den letzten Schuß gehört hatte, den Tom auf den Wolf abgab.

Nach einer Zeit bangen Wartens kamen sie an. Bedrückt und abgekämpft traten sie in die Hütte. Jochen ließ sich schluchzend auf die Bank fallen.

„Was ist denn los, mein Junge?“ forschte der Vater ängstlich. Karl Wäntig gab den Bericht. Ergriffen hörten die Jäger zu.

„Brauchst dich der Tränen nicht zu schämen, Jochen“, sagte der Vater nachdenklich, als Karl geendet hatte, „das Leben geht oft sehr hart mit uns um.“

Er stellte das Abendbrot auf den Tisch, aber Jochen rührte keinen Bissen an. Als die Männer bald nach der Mahlzeit nach Adlernest aufbrachen, klopfte Richard Wäntig dem Jungen tröstend auf die Schulter. „Aber die Pelze holen wir morgen doch“, sagte er freundlich, „sie sollen dir gehören. Den Erlös sparst du dir für einen neuen Braunen.“ Da hob Jochen den Kopf, und während ihm noch die hellen Tränen in den Wimpern hingen, zeigte sein Gesicht ein Lächeln.

In der Nacht schlief er unruhig. Wiederholt schreckte er auf und horchte. Ihm war, als hätte er seinen Braunen wiehern hören. Zerschlagen warf er sich auf die Decken zurück und lag lange, lange wach. Auch beim Frühstück am andern Morgen saß er mit traurigen Augen da und schlürfte schweigend seinen Tee.

„So ist das nun, Jochen“, begann der Vater plötzlich, „nur was man verloren hat, weiß man wahrhaft zu schätzen. So ist es mir mit deiner Mutter ergangen, und nicht anders erlebe ich es hier nun mit der Heimat. Erst

in der Entfernung wird Licht und Schatten richtig verteilt. Es ist übrigens sehr merkwürdig, gerade über die Dinge habe ich gestern lange mit Onkel Wäntig gesprochen. Ich will es auch dir sagen: Seit ich in Kanada lebe, weiß ich erst, was Deutschland heißt."

Jochen blickte verwundert auf. Wie redete der Vater heute nur.

„Ja, Junge, so war es auch mit deinem Braunen. Jetzt, wo er tot ist, hast du vergessen, wie manche Not du anfangs mit ihm gehabt hast. Der Schlag gegen dein Knie damals war doch auch keine Liebeserklärung."

„Von da an war er aber das beste Pferd", entgegnete Jochen stolz.

„Besser als mein Rappe?" lächelte der Vater.

„Nur ganz so schnell war er nicht", mußte Jochen zugeben; „Tom sagte, ein schnelleres Pferd als deines hätte er nie gesehen."

„Möchtest du ihn wohl haben, Jochen?"

„Vater!!"

„Vor dem Frühjahr komme ich mit meinen kranken Füßen doch nicht wieder in den Sattel. Und bis dahin", fügte er schmunzelnd hinzu, „wird er sich so an dich gewöhnt haben, daß er mich gar nicht mehr auf seinem Rücken haben will."

Nun aber flog der Junge seinem Vater um den Hals und preßte seine starken Arme so kräftig um den ergrauten Kopf, daß der Meister lachend sagte: „Mit dir möchte ich auch keinen Streit mehr anfangen. Du könntest ja bald einen Bären in den Schwitzkasten nehmen."

„Dafür bin ich auch der Sohn vom Schmiedemeister Sturm", gab Jochen stolz zur Antwort.

Dann ging er fröhlich nach dem Stall hinüber.

12.

Karl Wäntig kam eines Morgens nach Sturmeck geritten und pochte gegen die Tür.

„Heraus aus den Betten! Ihr müßt sofort an den Fluß herunterkommen, das Eis geht auf."

„Soll es aufgehen", kam es gähnend zurück, „wir können es nicht verhindern."

„Zusehen sollt ihr, weiter nichts. Ein Schauspiel, sage ich euch. Los, los! Keine Müdigkeit vorschützen."

Die beiden Sturms sprangen in die Hosen.

„Muß das wirklich sein?" fragte Ernst Sturm, immer noch ein wenig ärgerlich über die frühe Störung.

„Ihr werdet ja sehen."

„Dann aber los."

Der Rappe tanzte und schnupperte in die naßlaue Luft. Der Vater stieg zu Jochen in den Sattel. Den Abhang hinunter ritten sie mit kurzen Zügeln. Das plötzliche Tauwetter hatte den Weg in eine Eisbahn verwandelt. Vom See her scholl ihnen ein Krachen wie von hundert Böllerschüssen entgegen. Die weite Eisdecke wogte auf und nieder, als stemmten sich aus der Tiefe Riesenschultern dagegen. In den Bergen rollte der Donner ohne Unterbrechung.

Am Ufer des Flusses standen Richard und Tom und schauten dem großartigen Todeskampf des Winters zu. Es war in der Tat ein ungewöhnliches Schauspiel, das die Natur den Ankommenden bot. Vom Oberlauf des Flusses her glitten meterdicke Eisbarren heran und rannten wie Sturmböcke unter lautem Gekrach gegen die widerspenstige Eisdecke des Sees. Alles knallte, barst und schob in wüstem Durcheinander. Eissplitter sprangen in die Luft. Haushoch ragten die Schollen. Immer neue Hilfskräfte türmten sich vor dem Eingang auf. Plötzlich gab die Seedecke nach und barst unter wildem Getöse in Stücke. Gurgelnd schossen die Blöcke in das freie Wasser, zischten unter die Riesenschollen des Sees, hoben sie wie Teller in die Luft, wo sie eine Weile schwankend thronten und bei einem Ansturm neuer Barren in tausend Brocken zersplitterten.

„Lohnt es?“ rief Richard Wäntig dem alten Sturm ins Ohr. Ernst Sturm nickte. Sie ritten einige Meilen den See hinauf. Wo der Fluß an der Westseite den See verläßt, wiederholte sich das erhabene Spiel. Aber hier war der Widerstand der Flußdecke bald gebrochen. Mit ungeheurer Wucht drängte das Eis von der Seeseite her in das schmale Flußbett vor. Heulend gab er die Bahn frei. Wasser und Eis tanzten in die gewonnene Freiheit hinaus, Schollen übersprangen die Ufer und mähten in das Strauchwerk hinein.

Zwei ganze Tage währte der Kampf, dann hatte der Frühling gesiegt.

Als Jochen eines Morgens auf den See hinabsah, fand er nur noch wenige Eisbrocken, die kreisend auf dem schwarzen Wasser davontrieben.

„Nun wollen wir das neue Boot zimmern“, sagte der Vater. Er hielt die Säge schon in der Hand. „Wir müssen

bald auf die Station und das Saatgut holen. Und ein paar Stück Vieh haben wir in diesem Winter wohl auch verdient."

Damit nahm nach der reichen Jagdzeit die harte Frühjahrsarbeit ihren Anfang. Der Boden wurde frostfrei, so daß sie bald wieder in der Rodung schaffen konnten. Die Erde pappte in dicken Klumpen an den Stiefeln, wenn sie über das Land schritten. Laue Winde lockten die ersten Knospen, und die Weiden überzogen sich mit frischem Grün. Auch Ernst Sturm lebte wieder auf. Seine Füße waren ausgeheilt, und die Arbeit half ihm tüchtig gegen die trüben Gedanken. Er warf sich so in die Ketten, daß Wäntig ihn lächelnd warnen mußte: „Haushalten, lieber Sturm, bei solcher Wühlerei gehen die besten Pferde kaputt."

Aber wenn das Land vor der Regenzeit bestellt sein sollte, mußten sie sich dranhalten. Als der letzte Nagel in dem neuen Kahn saß, fuhren sie mit beiden Booten los. Diesmal übernahm Tom allein die Wacht über die Hütten. Die Strömung war durch den starken Zustrom der Schneeschmelze wilder als im Herbst, und es war schon ein Stück Arbeit, die hoch mit Tierfellen befrachteten Boote vorwärtszubringen. Fünf volle Tage kostete die Fahrt. Der gute Wasserstand erlaubte ihnen, bis nahe an die Siedlung heranzurudern. Es traf sich glänzend, daß zwei Tage vor ihnen das Dampfboot aus der Stadt eingelaufen war und eine Anzahl Pelzhändler mitgebracht hatte. In einer Stunde war der ganze Handel zur Zufriedenheit der Jäger erledigt. Mit einem Packen Dollarscheine in den Taschen zogen sie in den Laden und kauften ein. Ganze Säcke mit Saatgut, Lebensmitteln, Munition und Geschirr wanderten in die Boote. Richard Wäntig ging zwischendurch auf die Poststelle und fragte nach Briefen aus Deutschland.

„Für Mister Storm“, sagte der Postmann und reichte ihm zwei besudelte Briefe hin.

Wäntig schob sie in den Rock. Diese Überraschung wollte er sich für die Rückfahrt aufsparen. Er trieb noch ein paar Zeitungen auf, die der Dampfer mitgebracht hatte, und holte die schwer bepackten Freunde auf dem Wege nach den Booten ein.

„Post aus Deutschland?“ fragte Jochen sogleich.

„Glaubst du wirklich, daß noch jemand in Deutschland an dich schreibt?“ wich Onkel Wäntig der Frage aus.

„Wieder nichts, Vater“, sagte Jochen traurig.

Nun fiel es Wäntig schwer, das Geheimnis zu bewahren. Aber er schwieg. Von dem Händler hatte er erfahren, daß einer der Siedler sein ganzes Besitztum verkaufen wollte.

„Wollen dort mal nachsehen“, sagte er zu Vater Sturm, „vielleicht hat er auch Vieh zu verkaufen.“

Sie verstauten die Säcke und kehrten um. Es standen ein paar Rinder in den Hürden zum Verkauf. Die Tiere waren gut im Futter, und Wäntig fragte nach dem Preis. Als der Kanadier sah, daß er es mit Deutschen zu tun hatte, nannte er so unverschämte Zahlen, daß die Jäger ihn kurzerhand stehenließen und fortgingen.

„Lieber hole ich das Vieh zweihundert Meilen weit her, als daß ich dem Kerl einen Dollar mehr gebe, als sie wert sind“, sagte Richard.

Am Ende trieben sie bei einem andern Händler wenigstens einige Schafe auf, ein schönes Muttertier und vier Lämmer, die sie gleich mit in die Boote nahmen.

„Für den Anfang dürftig genug“, meinte Wäntig, „aber bei diesen Burschen kaufen wir kein Stück mehr. Ich kenne im Süden einen deutschen Farmer, von dem ich meine Pferde habe. Ich hoffe, dort werde ich auch wohl einige Rinder zu anständigen Preisen bekommen.“

Die Schafe blökten erbärmlich, als sie zwischen den Säcken angebunden wurden. Karl Wäntig meinte, nun hätte Jochen eine gute Begleitung für seine Mundharmonika.

„Wenn die erst mal aus dem Stimmbruch heraus sind, singen sie nicht schlechter als Sie“, gab Jochen frech zurück und tauchte die Ruder ein.

Erst als sie schon ein gutes Stück den Fluß hinunterschwammen, reichte Wäntig dem Vater die beiden Briefe aus seinem Boot hinüber. Er selber zog die Zeitungen aus der Tasche und begann zu lesen.

Ernst Sturm sagte kein Wort. Fast erschrocken starrte er die Anschrift an. Seine Finger zitterten, als er das erste Schreiben öffnete. Es stammte von seinem Nachbar Thormann. Der Brief lautete:

„Mein lieber Freund Sturm!

Wer hätte das gedacht, daß ich Ihnen noch einmal einen Brief über den Ozean schicken würde. Hoffentlich kommt er überhaupt in Ihre Hände, denn ich kann mir trotz Ihres lieben Briefes keine rechte Vorstellung von dem großen Lande machen, in dem Sie nun leben. Ob es dort hinten überhaupt eine Postbeförderung gibt, wo Sie nicht einmal ordentliche Wege haben? Ein Bekannter riet mir, den Brief lieber gleich in den Ofen zu stecken, denn in der Welt draußen würden deutsche Briefe überhaupt nicht mehr befördert. Das glaube ich nun nicht, denn schließlich ist Ihr

Brief doch auch angekommen, und ich kann Ihnen nur sagen, das gab eine Aufregung. Die halbe Stadt hat ihn gelesen.

Von Ihrer Schwägerin hörten wir also, daß Sie tatsächlich ausgewandert sind, was wir nach Ihrer kurzen Mitteilung noch gar nicht recht glauben wollten. Was sind das für Zeiten, die wir jetzt erleben müssen. Da kann man es wohl verstehen, wenn einer es nicht länger aushält und über das Meer zieht. Die Fr .... sind noch immer da. Leider kann ich darüber nicht mehr sagen, es wird jeder bestraft, der etwas über die Besatzung schreibt. Es haben schon viele die Heimat verlassen müssen, gerade wie Sie damals. Sie verstehen mich doch. Meine Frau sagt mir, damit sollte ich jetzt Schluß machen, sonst...

Wissen Sie, daß Ihr Nachbar Schmermundt und Ewald Diesel und die junge Frau Werter aus der Kirchstraße gestorben sind? Die Grippe hat sie fortgeholt. Die hat überhaupt hier sehr gewütet. Am ersten Weihnachtstage haben wir meinen Bruder begraben, er ist an seiner Kriegsverletzung gestorben. Drei Tage hat er gelegen, dann war er tot."

Ernst Sturm hob die Augen und sah eine Weile ins Wasser.

Der Bericht fuhr fort: „Uns geht es gesundheitlich einigermaßen. Meine Frau war auch sehr krank, aber sie hat durchgehalten. Sie ist ja von Haus aus eine kräftige Person und läßt sich nicht so leicht unterkriegen. Unsere Hilde wächst gut heran. Meine Frau behauptet, sie gleiche ihr wie aus dem Gesicht geschnitten. Na, Sie wissen ja, darin sind die Frauen nun mal eigen.

Im Geschäft geht es sehr schlecht, so schlecht, wie ich es überhaupt noch nicht gekannt habe. Keiner weiß, was da noch werden soll. Aus Berlin hört man auch nichts Gutes. Dort haben die Roten noch immer das Heft in Händen, also geschieht rein gar nichts.

Überall sind Unruhen und Schießereien. So weit sind wir also gekommen. Und was hatte man uns nicht alles versprochen. Sie haben ja immer gesagt, das sei alles nur Schwindel. Jetzt können Sie sich freuen, daß Sie aus dem ganzen Elend heraus sind."

Der Vater ließ den Brief sinken. Sein Gesicht war von einer düsteren Wolke überschattet. So also sah es in der Heimat aus.

Er las weiter: „Nun wollen Sie aber sicher wissen, was aus Ihrem Hause geworden ist. Das ist nun so eine Sache. Verkaufen kann ich es beim besten Willen nicht, kein Mensch kauft jetzt ein Haus, erst recht nicht, wenn fremde Soldaten darin wohnen. Von innen gesehen habe ich es seit einem Jahre nicht mehr. Nur in die Schmiede konnte ich einmal einen Blick werfen. Die sieht noch ungefähr so aus wie bei Ihrem Fortgang. Ein wenig verkommen ist sie wohl, weil sie ja nie sauber gemacht wird. Aber das wäre nicht das Schlimmste. Nur die Werkzeuge werden Sie wohl nicht mehr wiederfinden, denn damit nehmen es einige Leute hier nicht sehr genau. Es ist eben immer noch so, als wären wir mitten im Kriege. Ihr Schild vor dem Hause hatten sie schon in den ersten Tagen entfernt, es steht nun bei mir im Kohlenkeller."

Und dann stand da: „Es tut mir leid, lieber Sturm, daß ich nichts Erfreuliches berichten kann. Es ist schon so, wie der alte Rektor Mahling neulich einmal sagte (er kommt jetzt häufiger zu mir, in die „Bürgerstube" geht er nicht

mehr, seit dort so viele „Fremde“ verkehren): ‚Wer die Gewehre gegen Worte eintauscht, hat allemal das Spiel verloren. Nun drücken uns die Feinde die Gurgel zu, und wir haben nicht einmal so viel Luft, um ordentlich schreien zu können.‘ Hat er nicht recht, der alte Mahling?“

Weiter unten hieß es: „Wenn Sie nun in Kanada eine neue Heimat gefunden haben, so gebe Gott, daß es Ihnen dort besser geht als uns hier. Meine Frau hat auch schon mal vom Auswandern gesprochen, aber ich muß ehrlich sagen, daß ich mir so eine große Sache nicht mehr zutraue. Wäre ich ein junger Kerl, würde ich es wohl wagen, aber in meinen Jahren ist das doch nichts mehr. Schließlich gibt es ja auch nur eine wahre Heimat, und ich kann Ihnen sagen, daß ich sie noch nie so liebgehabt habe wie jetzt, wo es ihr so dreckig geht. Und einmal muß es doch wieder anders werden, wenn wir Alten es auch kaum noch erleben. Im Unbesetzten drüben soll es schon eine ganze Bewegung geben, die sich geschworen hat, die rote Herrschaft zu stürzen. So wird wenigstens gemunkelt. Da müssen wir nun mal ruhig abwarten. Die Jugend findet sich ja am schwersten mit der neuen Zeit ab, sie hat eben das Leben noch vor sich.

Daß es Jochen in der Wildnis gefällt, kann ich mir denken, nur daß Ihr es dort mit Raubtieren zu tun habt, macht Hilde große Sorge. Sie sitzt neben mir und schreibt an Jochen. Ihren Brief lege ich hier bei.

Morgen geht Ernst Maukert, der Sohn des Frisörs am Marktplatz, ins Unbesetzte hinüber, der will diesen Brief mitnehmen. Hoffentlich wird er bei der Kontrolle nicht gefunden. Es ist schrecklich, was wir da schon erlebt haben.“

Es folgten Grüße von vielen Bekannten. In einer Ecke stand:

„Meine Frau hat eben den Brief gelesen. Sie schimpft, daß ich alles durcheinander geschrieben habe. Dann soll sie den nächsten selber schreiben, was sagen Sie dazu? In alter Treue Ihr Freund und Nachbar Peter Thormann."

Jochen rutschte ungeduldig auf seinem Ruderbrett hin und her.

„Gar nichts für mich dabei? Erzähl doch, Vater, was schreiben Thormanns denn?"

Das Boot glitt ruhig dahin. Die Schafe hatten sich niedergekauert. Jochen brauchte die Ruder nur, um das Gefährt in der Strommitte zu halten.

Mit traurigen Augen sah der Vater den Jungen an. Nach einer guten Weile antwortete er:

„Nichts Gutes schreibt Thormann. Hier, lies selber. Es steht schlecht um Deutschland, Junge. Und wir sitzen hier in der Fremde und leben, als ginge uns das alles nichts mehr an."

„Das stimmt doch nicht, Vater", entgegnete der Junge über die Schulter, „wir denken sicher mehr an die Not der Heimat als viele, die mitten drinstecken. Nur tun können wir hier nichts, da hast du recht."

Der zweite Brief war von der Schwägerin. Er war schon einige Wochen älter als Thormanns Schreiben und so zerknittert, daß Sturm ihn erst auf dem Schenkel glattstreichen mußte, um ihn lesen zu können. Die Schwägerin schrieb im Grunde nichts anderes als Thormann auch. Ein wenig mehr von den Vorgängen im Reich, von Aufständen und Überfällen und daß sich Dorfwehren gebildet hätten gegen die vielen Felddiebstähle, die geradezu organisiert durchgeführt würden. Von ihrer eigenen Not stand

nicht viel darin, aber Sturm las es aus den kurzen Bemerkungen, daß es keineswegs gut um sie stand und sie nicht wußte, ob sie den Hof werde durchhalten können. Sie bebaute nicht viel mehr, als sie für den eigenen Bedarf nötig hatte. Das langte natürlich nicht, um die Zinsen zu bezahlen, und so hatte sie zunächst einige Äcker verpachten und zuletzt sogar ein Landstück verkaufen müssen.

„Nur mit schwerem Herzen, wie Du Dir denken kannst, lieber Ernst. Denn so ein eigenes Stück Erde gibt niemand gern ab."

Ernst Sturm schob die Zähne übereinander, daß es knirschte. Da war es schon wieder, das Wort von der Heimaterde.

„Es gibt aber auch noch Leute hier", hieß es dann weiter, „wenn es auch nicht viele sind, die fangen an, sich zu wehren. Die sagen, es muß noch einmal alles umgekrempelt werden. Zunächst soll die Regierung zum Teufel geschickt werden, sonst wird es nie besser in Deutschland. Ich kenne nicht viel von der Politik, aber was die wollen, das verstehe ich, und daher bin ich mit dabei."

Nun mußte Sturm lächeln, wenn er an die kleine tapfere Frau dachte, die eine Regierung stürzen wollte. Dann wurde er wieder ernst. Da hatten also doch schon einige den Anfang gemacht und waren nicht davongegangen wie er. Er wechselte den Platz mit seinem Jungen, reichte ihm auch den Brief von der Tante hin und steuerte das Boot.

Jochen lachte plötzlich hell auf. „Die Hilde will von mir einen Affen mitgebracht haben, wenn ich mal in Ferien komme, schreibt sie. Wenn das der alte Rektor Mahling erfährt, kriegt sie noch nachträglich ‚Mangelhaft' in Erdkunde."

Der Vater schwieg und grübelte vor sich hin.

Als Jochen die Zeilen der Tante gelesen hatte, wandte er sich an seinen Vater. „Wenn wir auf dem Hof wären, sollte sie keine Handbreit Boden verkaufen, nicht wahr, Vater?“

„Sie konnte gewiß nicht anders“, meinte der Vater dumpf.

„Könnten wir ihr nicht etwas Geld schicken, vielleicht kann sie sich damit über Wasser halten.“

Ernst Sturm nickte.

„Achtung, Felsen! Ganz links halten!“ rief Richard Wäntig aus seinem Boot herüber.

Einige kräftige Ruderstöße brachten das Boot aus der Fahrrinne an die Seite. Da es zu dämmern begann, wurde die Fahrt für diesen Tag abgebrochen. Die Fahrzeuge wurden angekoppelt, und die Jäger stiegen ans Land.

„Ihr Gesicht deutet nicht gerade auf gutes Wetter, Sturm. Wie stehts denn in der Heimat?“

„Schlimmer, als ich gedacht habe, so steht's. Jochen kann die Briefe vorlesen, wenn ihr wollt.“

„Gut“, sagte Richard, „bauen wir hier das Lager auf, dann haben wir Zeit und Ruhe.“

Die Schafe wurden angepflockt und begannen sogleich die frischen Grasspitzen zu rupfen. Das Zelt war bald aufgeschlagen, und als der Teekessel über dem Feuer summte, las Jochen die Briefe vor. Nun wurden auch die beiden Brüder ernst und still.

„Also doch“, sagte Richard und stieß wütend sein Messer in die Erde, „da haben die Zeitungen einmal die Wahrheit gesagt.“

Die Lust an einer Plauderstunde war ihm über solchen Berichten vergangen. Er warf einige Scheite in den Brand und fragte: „Hat jemand Hunger?“

Keiner hatte jetzt Hunger. Da krochen sie in das Zelt und versuchten zu schlafen.

Die ganze Fahrt über lag dieser bleierne Druck auf den Männern. Keiner berührte die Sache wieder. Jeder fühlte, daß alles Reden die Not ihrer Herzen nur vertiefte, weil es ihre Ohnmacht noch deutlicher machte. „Und es war doch eine Flucht, als ich fortging“, grollte Ernst Sturm in sich hinein, und er wurde traurig wie nie in seinem Leben zuvor.

Tom stand an der Stelle, wo der Fluß in den See mündet, und wartete. Er überraschte die Männer bei ihrer Ankunft mit der Nachricht, daß eine Polizeistreife auf Adlernest gewesen sei.

„Und was wünschten die Schnüffler?“ fragte Richard Wäntig grimmig.

„Zuerst waren sie sehr mißtrauisch und suchten nur. Sie nahmen mich mit nach Sturmeck und suchten auch da.“

„Was suchten sie denn, Tom? Du rätselst wieder mal.“

„Sie sagten es nicht, aber mir schien, daß sie Gold suchten. Sie waren so eifrig und genau. Alle Kisten wollten sie sehen.“

„Gold — sagst du? Hier am Schlangensee Gold? Das wäre nicht schlecht. Aber weiter, was taten sie dann?“

Tom blieb so ruhig wie zuvor und erklärte: „Dann fragten sie.“

„Ach nee, dann fragten sie. Was fragten sie denn, Tom? Nun rede doch endlich, Mensch.“

„Nach Hinke-Jack fragten sie.“

„Du bist verrückt, Tom, nach dem Räuber? Endlich also suchen sie den Burschen. Da müssen die Kerle aber schon eine schwere Sache ausgefressen haben.“

Nun rückte Tom mit der Geschichte heraus. Die Rotröcke fahndeten nach einer Räuberbande unter Führung von Hinke-Jack. Die Gesellen hatten kürzlich eine einsame Siedlung überfallen, den Farmer niedergehauen, Geld und Pferde gestohlen und waren seitdem verschwunden. Tom war schon wütend darüber, daß die Polizei überhaupt auf den Gedanken gekommen war, am Schlangensee nachzufragen. Er tat daher, als hätte er den Namen Hinke-Jack im Leben nicht gehört, erkundigte sich nach seinem Aussehen und erfragte alle nur denkbaren Dinge. Schließlich brachte er durch seine Fragerei sogar heraus, daß die Rotröcke nicht nur hinter Hinke-Jack her waren, sondern tatsächlich von Goldvorkommen im Schlangensee munkelten. Er setzte sein dümmstes Gesicht auf und stellte sich so harmlos, als hätte er in seinem ganzen Leben das Wort Gold noch nie aussprechen hören. Vor solchem Tölpel ließen die Polizisten alle Vorsicht fallen und plauderten offen über die kleinen Goldfunde, die am Oberlauf des Flusses entdeckt worden waren.

Als einer der Männer ihn aushorchte, ob sie denn niemals das Flußbett untersucht hätten, gab Tom strahlend zur Antwort, daß dort zuweilen prächtige Hechte ständen und er schon oftmals einen Dreißigpfünder gestochen hätte. Da ließen sie lachend von ihm ab und ritten ebenso klug, wie sie gekommen waren, davon.

„Ausgezeichnet gedreht hast du das, Tom“, lobte Wäntig seinen Kameraden.

„Glaubst du denn an das Gold?“ eiferte Karl dazwischen, dem es schon vor den Augen flimmerte.

„Keine Spur“, lachte der Jäger, „von Goldfunden in dieser Gegend habe ich noch keinen Ton gehört. Wer weiß, was die Spione mit ihrer schlauen Goldgeschichte eigentlich gewollt haben.“

Da zog Tom seine Hand aus der Tasche und hielt sie geöffnet den Männern hin. Einzelne feine Goldkörner blinkten in der Sonne.

„Was?“ riefen alle wie aus einer Kehle.

„Woher hast du das Gold, Tom? Du beschwindelst uns, alter Gauner.“

Tom schob die Pfeife auf die Seite und spie auf die Erde. „Aus dem See natürlich“, sagte er in einem Ton, als spräche er eine weltbekannte Selbstverständlichkeit aus.

„Tom, sage jetzt die Wahrheit!“

Richard Wäntig wurde ernst.

Tom sagte gar nichts mehr. Er begann sich auszukleiden. Dann trat er an das Ufer und sprang ins Wasser. Sein brauner Leib schoß in die Tiefe und war bald verschwunden.

„Wenn das wahr wäre, Richard!“

Karl stierte mit heißen Augen in den See. Jochen schubberte die Haut, er atmete schwer. Da erschien Tom wieder an der Oberfläche, beide Hände prall voller Sand. Er stieg ans Land, schüttete den Sand in seinen Hut und breitete ihn vorsichtig auseinander. Es fanden sich zwei nadelkopfgroße Goldkörner darin.

Die Männer schauten einander in die Augen. Eine ungeheure Spannung lag über ihnen.

Richard Wäntig legte die Körner auf einen Stein und prüfte sie mit dem Messer. Kein Zweifel, es war reines, weiches, rotes Gold.

„Was nun?“ zerbrach Sturms tiefe Stimme die Stille.

Fast ängstlich war die Frage gefallen.

„Wir haben die Wahl“, stellte Richard Wäntig sachlich fest, der zuerst wieder ruhig geworden war. „Wollen wir Gold suchen, müssen wir die Mutung anmelden. Ist der Fund erfolgreich, können wir uns wohl ein Vermögen zusammenbuddeln. Ist es eine Pleite, nun, dann sind wir um eine Hoffnung ärmer. Aber um unsere stille Niederlassung ist es auf jeden Fall geschehen, denn wir haben bald einen Strom Abenteurer hier.“

Für Karl Wäntig lag der Fall völlig klar. Wozu anders war er nach Amerika gekommen, wenn nicht in der Absicht, so schnell wie möglich reich zu werden? Er wollte das Gold. Jochen auch, denn er dachte an die Tante, der dann mit einem Schlage geholfen werden konnte.

Ernst Sturm brauchte mehr Zeit. Der Gedanke, hier aus diesem See blankes Gold zu schöpfen, erschien ihm so unfaßbar, daß er sich wiederholt über die Augen fuhr, als hätte ihn ein Traum genarrt. Er schüttelte ganz verwirrt den Kopf und bat, die Entscheidung hinauszuschieben. Zuvorkommen werde ihnen doch keiner.

Natürlich mußte Tom, der Finder, gefragt werden. Der lächelte über das ganze Rätselraten, das er nicht begriff. Was gab es da viel zu fragen?

„Wer Gold findet, hebt es auf“, war seine bündige Antwort.

„Ziehen wir zunächst mal in die Hütten“, entschied Richard Wäntig. „Heute werden wir doch nicht mehr anfangen. Morgen wollen wir zunächst weitere Stichproben im See vornehmen. Fallen sie günstig aus, nun, dann meine ich, sollten wir uns nicht sträuben.“

„Aha“, dachte Ernst Sturm, „den hat's jetzt auch schon.“

„Warum sollten wir nicht auch einmal Glück haben?“ fügte Wäntig lächelnd hinzu.

Sie beluden sich mit den Säcken. Jochen trieb die Schafe die Höhe hinan.

13.

„Aber wagen wir es doch“, bettelte Karl Wäntig verzweifelt, „auch wenn es nicht sehr viel ist, was wir finden. Es ist doch möglich, daß wir plötzlich eine reichere Ader angraben. Ich habe einmal gelesen ...“

„Gelesen“, unterbrach ihn Tom, spuckte verächtlich aus und warf seine Goldpfanne auf die Erde.

„Einhundert Proben haben wir nun genommen, den Fluß drei Meilen hinauf und den halben See abgesucht. Was willst du denn noch?“ entgegnete Richard Wäntig enttäuscht. „Einzelne Körner in jeder Pfanne, gewiß. Aber das lohnt nicht, sage ich dir, damit fängt kein Mensch an. In Alaska habe ich Felder gesehen, die das Zehnfache trugen, und niemand hat sich darum gekümmert. Da schieße

ich in einem Winter mehr Dollars an Pelzen zusammen, als du hier in drei Jahren Gold findest, lieber Karl."

Aber so leicht war Karl nicht mürbe zu kriegen.

„Es ist gewiß das ganze Gold in der Mitte des Sees zusammengespült", machte er geltend.

Tom grinste.

„Und dort liegt es pfundweise", ergänzte Ernst Sturm heiter, da ihn der Mißerfolg nicht im geringsten bedrückte. Im Gegenteil, er fühlte sich geradezu von einer Art Angstgefühl befreit, seit es für ihn feststand, daß aus der Goldgräberei nichts würde. Schon als er die Goldkörner in Toms Händen glitzern sah, hatte ihn eine Bangigkeit befallen, deren Grund er sich selber nicht zu erklären wußte. Vielleicht war es nichts weiter als eine abergläubische Anwandlung, die mit dem plötzlichen Goldfunde irgendein Unheil verknüpfte. Selbst Jochens Vorstellungen, daß Tausende auf diese Weise zu Geld und Vermögen gekommen seien, beruhigten ihn nicht. Jedenfalls war er nun plötzlich der einzige, der das Ergebnis der Untersuchung völlig gelassen, ja fast fröhlich hinnahm.

Während Karl erregt immer neue Gründe vorbrachte, damit die Sucharbeit fortgesetzt würde, stand Tom mit verbissenem Gesicht da und starrte auf den Sandberg, der neben ihm aufgetürmt lag. Tom war am meisten geschlagen. Es wurmte ihn vor allem, daß er die großen Hoffnungen geweckt hatte und nun diese Pleite erlebte. Wie ein geprügelter Hund schlich er allein am Ufer hinauf. Die Pfeife war ihm längst kalt geworden.

Karl hatte die Hacke ergriffen und gab sich daran, die Grasdecke abzuheben. Dann stocherte er im Erdboden herum.

„Suchst du Regenwürmer, Karl?“ fragte der Bruder bissig.

Da stieß Karl hoch. Seine Augen flackerten. Mit blaurotem Gesicht stürzte er auf seinen Bruder los. Er ballte die Fäuste vor seinem Gesicht und versuchte zu schreien. Der Mund blieb geöffnet, aber es kam nur ein wildes Gestöhne über seine Lippen. Dann fielen die Arme wie abgehackt herab, und lautlos kippte er hintenüber ins Gras. Jochen kam angerannt.

„Liegenlassen!“ befahl Richard Wäntig, „das gibt sich. Die Goldgier hat ihn gepackt. Der Anfall ist gleich vorüber. Schon als Junge war er so. Wenn er einen Haufen Geld auf dem Tisch liegen sah, begann er zu zittern. Nun hat er sich in die Vorstellung verbissen, wir müßten hier Schätze graben, da wird es ihm blutsauer, die Enttäuschung zu verwinden.“

Karl lag wie ein Toter da. Nur die Augen funkelten fremd und unheimlich. Es dauerte eine gute Weile, bis er wieder ruhig durchatmete und die Umstehenden erstaunt anblickte. Nur langsam schien er den ganzen Vorgang zu begreifen.

„Nun steh auf, Karl“, sagte der Bruder in herzlichem Ton zu ihm, „wer wird wegen des Goldes solche Geschichten machen.“

Karl rannen plötzlich Tränen über die Backen. Er stemmte sich auf und ging beschämt davon.

„Laßt ihn gehen, es ist das beste für ihn“, bemerkte Richard. „Da macht mir Tom schon andere Sorge. Wenn der etwas geschnappt hat, dauert es länger. Als ich ihm zum ersten Mal begegnete, kam er aus Kalifornien, wo sie ihm sein Goldvermögen gestohlen hatten. Ein gutes Jahr hat er gebraucht, bis er das Gleichgewicht wieder hatte. Seitdem hat er die Sache mit keinem Wort mehr berührt, und

ich glaubte, er wäre geheilt. Nun scheint ihn diese Geschichte wieder aus allen Nähten zu bringen. Seht nur, wie er dasteht, als wollte er den See leersaufen."

Unbeweglich, den Kopf vorgeschoben, starrte Tom in das Wasser.

„He! alter Junge, laß den Dreck liegen, wir wollen beim Bärenschießen bleiben."

Der Alte schreckte zusammen, als würde er aus dem Schlaf gerissen.

Er hob den Arm und reckte die Hand nach dem See aus.

„In der Mitte", murmelte er abwesend.

„Der See ist so tief, daß du nicht bis auf den Grund kommen kannst. Außerdem hat er kein Gold, hör' doch, Mensch", rief der Jäger ihm zu.

Tom hörte nicht. Er trat an das Boot und bestieg es.

„Er ist verrückt", sagte Wäntig leise, als Tom abstieß und in den See hinausruderte. In der Mitte hielt er an, warf die Kleider ab und tauchte.

„Der kommt überhaupt nicht wieder", sagte Jochen.

Es währte beängstigend lange, bis Tom eine Strecke von dem Boot entfernt wieder zum Vorschein kam. Er schwamm an das Fahrzeug heran. Die Männer sahen, daß er beide Fäuste über den Bootsrand hob und in seinen Hut entleerte. Er wandte um und stieß ein zweites Mal unter Wasser.

„Ich sagte ja", lachte Richard Wäntig, „er will es zwingen."

„Den ruhigen Menschen kennt man gar nicht wieder", meinte Vater Sturm, das ist ja eine gefährliche Krankheit, das Goldfieber."

„Und eine ansteckende sogar", fuhr Wäntig fort. „Da solltet ihr einmal die Raserei erleben, wenn ein wirklicher Fund entdeckt ist. Da hebt eine Jagd an, daß man glaubt, die Menschen seien in Wölfe verwandelt. Kein Unwetter, nicht Kälte und Hunger können die Hatz nach dem Golde hemmen. Jeder ist mißtrauisch auf seinen lieben Nächsten. Neid und Gier peitschen vorwärts. Als ritte der Teufel selber die Kerle, so sind sie dann."

„Da kommt Tom zurück."

Er steuerte auf die Männer zu und sprang ans Ufer. Den halben Hut trug er voll Sand. Mit flimmernden Augen schüttelte er die Beute vor Richard Wäntig hin.

„Sieh nach", sagte er. Er selber rührte keinen Finger. Er stand da, als erwarte er einen großen Triumph.

Der Jäger breitete den Sand vorsichtig aus. Nicht ein einziges Goldkörnlein fand sich darin. Da klappte Tom sichtbar zusammen. Er drehte sich um und schritt ebenso bedrückt wie Karl Wäntig davon.

„Eine Schweinerei ist das mit dem Gold", stampfte Wäntig auf, „das Zeug ist gefährlicher als Strychnin. Davon stirbt einer wenigstens sofort, aber die Goldseuche kriegt man ein ganzes Leben lang nicht wieder aus den Knochen."

Ernst Sturm legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Bauen wir unsere Felder weiter, lieber Freund, da wissen wir, was wir haben. Wir werden dabei weder plötzlich reich noch verrückt. Wir schaffen unser Tagewerk und warten, ob es dem Herrgott gefällt, unsere Arbeit zu belohnen.

Aber keinen Schritt mehr hinter dem Golde her, das ist meine Meinung zu dieser ganzen Geschichte!"

Und es kam, wie Ernst Sturm gesagt hatte. Bald lagen die Goldpfannen unbeachtet in den Scheunen. Hammer und Pflug traten wieder in ihre Rechte. Sie rissen den neuen Boden auf und warfen die Saat in die Furchen. Als die Regenzeit einsetzte, waren die Felder bestellt. Karl Wäntig hatte seine alte Beredsamkeit wiedergewonnen, ein Zeichen, daß ihm das Gold einen tieferen Schaden nicht zugefügt hatte. Nur Tom war zu nichts zu gebrauchen. Er ging mit finsterem Gesicht einher. Selbst seinem guten Freunde Jochen gegenüber war er kurz angebunden und gab keine gescheite Antwort.

Eines Tages war er mit seinem Pferde verschwunden. Karl Wäntig, der gerade an der Schafhürde arbeitete, sah ihn zuletzt, wie er am See hinaufritt. Am Abend kam er nicht zurück. Als er auch nach drei Tagen nicht erschien, wußte Richard Wäntig genug.

„Sollen wir ihn suchen?" fragte Jochen. Daß Tom ohne ein Wort losgegangen war, schmerzte den Jungen besonders.

„Da wirst du lange suchen können", erwiderte Onkel Wäntig; „er sitzt nicht irgendwo am Wasser drunten und bläst Trübsal, der ist auf die Goldsuche gegangen."

Bei diesen Worten wurde Karl bleich. Seit dem Tage damals war das Wort nicht mehr zwischen ihnen gefallen. Er schluckte und fragte den Bruder, ob er tatsächlich glaube, daß Tom nicht wiederkehre.

„So sicher, wie er keinen Happen Gold findet, kommt er zurück. Aber zuerst muß er sich das Fieber aus dem Leibe reiten. Da müßte ich meinen Tom schlecht kennen."

Um das Gespräch zu beenden, sagte Ernst Sturm: „Gestern ist nun die Hürde fertig geworden, Wäntig. Wenn wir in diesem Jahre noch an die Viehbeschaffung wollen, wird es langsam Zeit, denke ich."

So kamen sie auf die geplante Reise nach der deutschen Farm zu sprechen. Um seinem Bruder eine Freude zu machen, schlug Richard Wäntig die Fahrt sogleich für die nächsten Tage vor. „Du möchtest doch sicher wieder einmal andere Menschen sehen, wie? Und den Pferden kann der Trip auch nicht schaden."

Karl war sofort einverstanden. Sie wollten diesmal nicht am Fluß entlang, sondern den Weg über den Bergrücken nehmen und sich bei dieser Gelegenheit den Wildbestand etwas näher ansehen. Auch Jochen wäre gern mitgegangen, aber er sah wohl ein, daß er den Vater nicht allein lassen konnte.

„Wenn es sich machen läßt, müßt ihr mir aber ein ordentliches Pferd mitbringen", sagte Ernst Sturm, „so ganz für die Ofenbank bin ich doch noch zu schade."

Als die Brüder Wäntig fort waren, wanderte Vater Sturm mit Jochen nach Adlernest hinüber, um die Wasserleitung in Ordnung zu bringen. Auch sonst gab es dort noch einige Dinge zu flicken und auszubessern. Vor allem fand Jochen den Hundestall für die großen Tiere viel zu eng.

Da schlugen sie die Hütte auseinander und zimmerten eine neue, die doppelt so geräumig wurde.

Langsam besserte sich das Wetter wieder, und es war über Tage schon lieblich warm. Die Wälder leuchteten in sattem Grün. In den Weiden standen Lupinen und Anemonen in früher Blüte. Das Südufer des Sees wim-

melte von Enten und wilden Schwänen, die mit langen Hälsen abstrichen, sobald Jochen auf den Fingern pfiff.

„Wie gefällt es dir eigentlich in diesem Lande?“ fragte der Vater eines Tages unvermittelt seinen Jungen.

Jochen sah verwundert von seiner Arbeit auf und stellte die Axt auf die Erde.

„Ich meine, daß Onkel Wäntig recht hat“, antwortete er, „schöner als hier kann es in der ganzen Welt nicht sein.“

„Und du möchtest wohl auch immer am Schlangensee bleiben?“

„Immer? Das weiß ich nicht“, entgegnete Jochen erstaunt.

„Die Siedlung ist nicht einmal fertig. Gefällt es dir denn nicht, Vater? Ist es dir doch zu einsam in diesen Wäldern?“

„Das ist es nicht, Jochen. Gerade die Stille liebe ich.“

Er machte eine Pause. Er mußte sich endlich einmal seine Not offen vom Herzen reden.

„Der Gedanke an Deutschland läßt mir keine Ruhe mehr, Junge. Zuerst dachte ich, das würde sich mit der Zeit legen, aber nun wird es mit jedem neuen Tage schlimmer.“

Als Jochen betroffen schwieg, fuhr der Vater fort: „Versteh mich recht, Junge, es ist nicht das Heimweh, das mich plagt. Es ist die Sorge um das Schicksal unseres Vaterlandes. Davon komme ich nicht mehr los. Sie quält mich mehr, als ihr alle ahnt. Es ist einfach nicht wahr, wenn ich an Thormann geschrieben habe, ich finge an, mich hier einzuleben. Niemals werde ich in diesem fremden Lande heimisch werden können. Ich lebe wie in der Verbannung

hier und weiß ganz genau, daß niemand anders als ich selber die Schuld daran trage. So steht es in Wahrheit mit mir, Jochen."

Jochen schaute erschüttert seinen Vater an, der mit vergrämtem Gesicht über ihn hinweg in die Ferne sah.

„Ein Versprechen mußt du mir geben", rief der Alte plötzlich bewegt und legte seine schweren Hände auf die Schultern des Jungen, „daß du einmal wieder nach Deutschland zurückgehst. Du darfst nicht ewig in der Fremde bleiben. Noch bist du jung und voller Pläne, aber ich sage dir, ohne die Heimat ist man nur ein halber Mensch. Versprich es mir in die Hand, Jochen!"

„Und du, Vater?" sagte zitternd der Junge. Er zögerte, in die Hand einzuschlagen.

„Mit mir ist das so eine Sache", entgegnete der Vater trübe, „ich glaube fast, für mich ist es schon zu spät."

„Vater!" Jochen reckte sich auf. „Was redest du für Dinge heute? Du bist stark und gesund und eben fünfzig Jahre alt. Keinen Schritt tue ich aus Kanada fort ohne dich, das ist mein Wort."

„Hör her, Jochen, ich muß dir noch ein anderes sagen. Es war nicht recht, daß ich Deutschland den Rücken kehrte. Ich hätte aushalten müssen, auch wenn es noch so schwer war."

„Sie haben dich wie einen Verbrecher behandelt, Vater!"

„Dennoch, mein Junge, war es schlecht von mir. Deutschland brauchte in seiner schwersten Stunde Männer, die kämpften, und nicht solche, die über das Meer gingen", sagte der Vater hart.

Jochen traten Tränen in die Augen.

„Und was wollen wir jetzt tun?“ fragte er bange.

Der Vater wandte sich ab und begann im Grase auf und ab zu schreiten. Schließlich sagte er: „Ich weiß es nicht, Jochen. Sollen wir wieder fortlaufen? Und wohin wollen wir dann gehen? Vielleicht würde man uns sogar sagen, daß wir in Kanada hätten bleiben sollen. Daß man froh wäre über jeden, der hinüberginge, weil noch immer zuviel Menschen in Deutschland lebten. Zu der Tante können wir nicht. Nach Hause dürfen wir nicht. Ich sehe keinen Ausweg.“

„Wenn es besser in Deutschland wird, dann gehen wir“, sagte Jochen entschlossen.

„Wenn es besser wird?“ wiederholte der Vater ungläubig und ging an die Arbeit.

Aber Jochen setzte sich noch am gleichen Abend hin und schrieb einen langen Brief an die Tante .

Eines Mittags, es war eine Woche nach diesem Gespräch, lag Jochen im Grase neben der Hütte und ließ sich die Sonne ins Gesicht scheinen. Einer der Eskimohunde hatte sich in seiner Nähe ausgestreckt und schlief. Plötzlich richtete der Hund sich auf und stellte die Ohren steif. Er knurrte und strich seinen Pelz an den Beinen des Jungen ab.

„Was gibt es denn, Strolch? Hörst du etwas?“

Als Jochen aufstand, rannte das Tier sogleich den Weg nach dem See hinab, kehrte um und jagte wieder fort.

Jochen vermutete irgendein größeres Raubtier. Er holte die Büchse aus der Hütte und stieg, vorsichtig Umschau

haltend, nach dem See hinunter. Der Hund tanzte aufgeregt vor ihm her, bellte ein paar Mal auf und war plötzlich verschwunden. Das merkwürdige Benehmen des Tieres beunruhigte Jochen derart, daß er den Finger an den Hahn legte und die Büchse schußbereit in der Hand hielt.

Der Wald war mittäglich still. Von Raubzeug keine Spur. Auch die Schafe in der Hürde lagen friedlich im Grase. Jochen pfiff nach dem Hunde. Sogleich kam die kläffende Antwort eine Strecke weit hinter den Bäumen her. Dort begann der Waldweg nach Adlernest. „Verrückte Geschichte“, murrte Jochen und schritt an dem Felde entlang dem Gekläff des Hundes nach. Noch immer auf das plötzliche Erscheinen eines Raubtieres gefaßt, betrat er den Waldzipfel. Ein Schrei entfuhr seinen Lippen. Auf dem Pfade nach Adlernest stand ein reiterloses Pferd, stand Toms guter alter Roter.

Mit einem Sprung war Jochen an seiner Seite. Er suchte im Grase, er rannte den Weg hinauf und raste zurück, von Tom fand er keine Spur. „Wo ist Tom, Roter?“

Das Pferd wieherte und wandte den Kopf, als hätte es die Frage verstanden. Als Jochen den Steigbügel faßte, um sich in den Sattel zu werfen, fuhr er erschrocken zurück. An dem Lederzeug klebte Blut. „Nun wird es Zeit“, keuchte er.

Er setzte den Hund auf die Fährte, schwang sich auf das Pferd und jagte los. Der Hund führte am Ostufer des Sees hinauf. Jochen trieb den Roten zu schärfster Eile an. Mit langem Halse flog das Tier vorwärts. Bei der zweiten großen Bucht, wo gegenüber der Fluß den See verließ, bog das Pferd nach Osten in eine Bergschlucht ein. Den Hund sah Jochen schon längst nicht mehr. Nach

einer Weile gabelte sich der Felsenweg. Der eine Teil führte auf die Hochebene hinauf, der andere verlor sich nach Norden in den Wäldern.

Jochen ritt auf die Ebene zu. In der Ferne jaulte der Hund. Unter einer großen Fichte fand er Tom. Jochen würgte es in der Kehle, als er seinen Freund wiedersah. Tom machte einen erschütternden Eindruck. Das Gesicht, soweit es nicht von der immerroten Narbe bedeckt wurde, war bleich und verfallen. Das Haar klebte in Strähnen auf der Stirn. Er schien noch dazuliegen, wie er vom Pferde gesunken war.

Als Jochen seine Hände faßte, schlug er die Augen auf, während sich sein Mund krampfhaft verzog.

„Jochen."

„Was ist geschehen, Tom? Du hast geblutet."

Der Alte versuchte, sich auf die Ellenbogen zu stützen, sank jedoch kraftlos in das Moos zurück. Hilflos kniete der Junge neben ihm und hielt den Kopf des Freundes in seinen Händen. Nicht einmal einen Tropfen Wasser hatte er zur Hand.

Nun erst entdeckte Jochen, daß aus Toms rechtem Oberschenkel Blut sickerte. Er zog sein Messer und trennte das Hosenbein an der Hüfte ab. Tom nickte nur. Er war zu schwach, eine Erklärung herauszubringen. Ein blutiger Lappen war um das Bein gewickelt. Jochen sah sofort, daß es sich um eine Schußwunde handelte. Die Kugel hatte das Bein durchschlagen. An der Unterseite klaffte ein fast handgroßer Ausschuß. Jochen schnitt dem Pferde den Zügel herunter, schob den Riemen behutsam unter dem Schenkel her und band das Bein ab. Tom stöhnte nicht. Er wandte kein Auge von dem Jungen.

„Ich suche Wasser", sagte Jochen.

An dem Sattel hing Toms Wasserflasche. Jochen lief die Schlucht hinauf und entdeckte bald eine Quelle.

Der Verwundete trank die Flasche in einem Zuge leer. Als Jochen mit der zweiten zurückkam, hatte Tom sich aufgerichtet und begann zu sprechen.

„Später, Tom", wehrte Jochen besorgt ab. „Kannst du dich auf dem Pferde halten?"

Er schob seine Arme unter den abgemagerten Körper und stemmte ihn hoch. Dann hob er mit verzweifelter Kraft den wunden Freund in den Sattel. Ein dumpfer Schmerzensschrei entrang sich der Brust des Verletzten, und Jochen mußte ihn gut festhalten, damit er nicht auf der anderen Seite wieder herunterfiel. Tom klammerte sich an den Hals des Tieres, und Jochen schob das zerschossene Bein vorsichtig auf den Pferderücken. Dann begann der Marterritt. Die Schwankungen des Pferdes verursachten rasende Schmerzen. Tom krallte sich stöhnend mit den Fingern in der Mähne fest. Der brave Rote wich so behutsam allen Hindernissen aus, daß Jochen ihn nicht zu führen brauchte und Tom festhalten konnte. Der Weg schien kein Ende zu nehmen. Stunden waren vergangen, als der Zug auf Sturmeck anlangte. Der alte Sturm hämmerte in der Schmiede, als sie ankamen. Er fragte nicht lange. Er strich dem Freunde nur über die Stirn. Als sie den Verletzten gemeinsam in die Hütte trugen, hing er schwer und steif in ihren Armen. Sie legten ihn auf den Tisch. Vater Sturm riß ihm die Kleider von der Brust und horchte das Herz ab. „Ist er tot?" flüsterte Jochen.

„Nur ohnmächtig."

Ernst Sturm hatte im Kriege so manchen Kameraden ver-



bunden, daß er wohl einiges von Schußwunden verstand. Als er die Wunde ausgewaschen hatte und den Verband anlegte, sagte er: „Wenn kein Wundfieber eintritt, mag es geraten. Der arme Kerl ist außerdem halb verhungert."

Jochen mußte zwischendurch ein paar Mal rasch an die Tür springen und frische Luft schnappen, sonst wäre er auch umgekippt. Dann legten sie Tom behutsam auf Jochens Lagerstatt. Nach einer Weile schlug er die Augen auf und lächelte.

„Danke", sprach er leise und reichte dem Jungen müde seine Hand hin.

Es dauerte einige Tage, bis er sich so weit erholt hatte, daß er berichten konnte. Er war auf dem Wege zum Schwarzen Fluß gewesen, um von dort weiter in den Norden zu ziehen. Gold wollte er finden. Unerwartet war er dann in der Prärie auf zwei fremde Reiter gestoßen, die sofort ihre Pferde herumwarfen und ihm nachritten. Ohne viel Worte hatten die Kerle Geld und Pferd von ihm gefordert. Als er darauf den ersten Räuber aus dem Sattel schoß, erhielt er von dem zweiten einen Schuß in den Oberschenkel. Trotz furchtbarer Schmerzen konnte er sich aber auf dem Pferde halten und gab seinem Roten die Zügel frei. Das Tier trug ihn bis in die Wälder. Dort verband er die Wunde, so gut es ging, und schleppte sich weiter.
Tagelang hatte er nichts gegessen. Vor Schmerzen und Hunger brach er in der Felsenschlucht zusammen. Dann wußte er nur noch, daß plötzlich das Pferd verschwunden war.

Als die beiden Wäntigs mit der kleinen Viehherde anrückten, lag Tom zum ersten Mal vor der Hütte in der Sonne. Vor lauter Freude schloß Richard Wäntig den

grauen Jägerkopf in seine Arme. Da stiegen dem Alten die hellen Tränen in die Augen. Mit keinem Wort wurde Toms Fortgang zwischen den Männern erwähnt. Nur Karl Wäntig natürlich brachte es nicht übers Herz, ihn nicht ein wenig nach den Goldfunden auszufragen. Aber Tom schüttelte unwillig den Kopf und brummte unverständliche Laute vor sich hin. Damit war die Sache endgültig abgetan.

Eine Freude gab es noch. Das Pferd, das Wäntigs für den alten Sturm gekauft hatten, glich auf ein Haar genau Jochens früherem Braunen. Ein wenig höher auf den Beinen war es vielleicht, aber sonst nicht von dem verlorenen Pferde zu unterscheiden.

Vater Sturm hatte wohl bemerkt, wie der Junge die Augen aufriß, als er das Tier den Weg heraufkommen sah. Aber gesagt hatte der Bengel keinen Ton. Nur der Mokassin, an dem er herumnähte, flog auf den Boden. Wie angepflockt saß er da und starrte das Pferd an. Richard Wäntig blinkte dem alten Sturm vielsagend zu.

„Wie findest du das Tier?“ fragte er den Jungen.

Jochen trat auf das Pferd zu und klopfte ihm den Hals.

„Es war nicht leicht, so einen Braunen wiederzufinden. Karl sah ihn auf der Weide stehen und meinte, den müßten wir unbedingt haben. Und als wir dem Siedler am Abend die Geschichte von den Wölfen erzählten, hat er ihn uns schweren Herzens abgegeben.“

„Dann hättest du also deinen Braunen wieder“, rief der Vater fröhlich.

Jochen warf den Kopf herum.

„Und der Rappe?"

„Den nehme ich zurück. Ich kann mich doch nicht mehr gut an einen neuen gewöhnen", lachte der Vater.

Da sprang Jochen auf den blanken Rücken seines Pferdes und ritt in sausendem Galopp eine Ehrenrunde um die ganze Sturmsche Besitzung.

So gewann nun das Leben in der Siedlung seinen ruhigen Gang wieder. Das neue Vieh brachte eine Menge Arbeit, in den Feldern gab es zu tun, und zudem war es hohe Zeit, mit der ersten Heuernte anzufangen.

14.

Bis tief in den Herbst hinein kam Tom nicht wieder in den Sattel. Aber die Wunde war kaum verheilt, da wurde der Alte leichtsinnig und wanderte ohne Stock an den See hinunter, um zu angeln. Das tat er drei Tage lang, und dann lag er auf dem Rücken. Die Wunde brach auf und begann zu eitern. Nun wurde Richard Wäntig grob.

„Die Ernte bringen wir schon allein unter Dach", sagte er, „aber wenn du Lust hast, in diesem Winter deine Füchse hier vom Fenster aus zu schießen, dann mach nur so weiter, du Dickschädel."

Das half. Der alte Jäger lag von da an still wie ein Brett. Die Jagdzeit in der Hütte verhocken zu müssen, erschien ihm schlimmer als Gefängnisstrafe.

Karl Wäntig schleppte ihm einige Bündel Weidenhölzer herbei, und Tom schnitzte Pfeile, als hätte er einen ganzen Indianerstamm zu versorgen. Später machte er sich daran, die Kleidungsstücke auszubessern, nähte für alle Jäger neue Mokassins und stellte für Jochen eine Lederhose fertig, die nicht gerade in der Form, aber sicherlich an Dauerhaftigkeit von keiner anderen Hose Amerikas übertroffen wurde. Als Jochen den ersten größeren Ritt mit ihr hinter sich hatte, waren seine Schenkel von den Nähten blutig gescheuert, aber mit der Zeit paßten Beine und Hose sich einander an und wurden die besten Freunde.

Schließlich aber war es mit Toms Geduld zu Ende. Er warf das Nähzeug beiseite und stand auf. Zunächst mußte er nach den Pferden sehen. Und es ging. Es ging sogar so gut, daß er sich auf den Weg nach Sturmeck machte. Zwar schalt Richard Wäntig wieder, als er Tom den Wald herunterkommen sah, aber der Alte begann so erbärmlich zu hinken, daß dem Jäger der Groll verflog.

„Ein Gauner bist du doch, Tom, wenn auch ein anständiger“, rief er dem Freunde nach. Da schritt der Alte so forsch dahin, als hätte er dem alten Körper ein paar neue Beine eingehängt.

Auf Sturmeck herrschte helle Freude über den unerwarteten Besuch. Jochen holte eilig einige Felle aus der Kammer und schob sie seinem Freunde unter.

„So gut habe ich es in meinem Leben noch nicht gehabt“, dankte der alte Trapper gerührt.

Er brannte sich die Pfeife an und schaute den beiden bei ihrer Arbeit zu. Sie rammten eben einen Pfahl neben der Hütte in den Boden.

„Das gibt unsere Hausglocke“, erklärte der Schmied.

Über den Pfahl nagelte er einen kurzen Holzarm, an dessen Ende eine Eisenschiene zu hängen kam. Als er mit dem Hammer gegen die Schiene schlug, schwang sich ein kräftiger Glockenton in das Tal hinunter, so stark, daß er auf Adlernest und selbst vom See aus gut zu hören sein mußte.

„Stellen wir auch bei euch drüben eine Glocke auf, so können wir uns schnell und sicher verständigen und die teure Schießerei sparen.“

„Gut“, lobte Tom und wunderte sich, auf welche Gedanken der alte Sturm immer wieder kam.

„Im Kriege brauchten wir diese Dinger als Alarmzeichen bei Gasangriffen“, klärte Vater Sturm den Alten auf.

Viel schwieriger für Toms Gehirn zu begreifen war eine andere Sache. Da hatte Sturm im Sommer an seine Hüttenwand einen Stab genagelt und rund herum eine Anzahl Striche gezogen. Nun konnte er, falls die Sonne schien, an diesen Strichen die genaue Tageszeit ablesen. Und das alles, obwohl die Sonne an jedem Morgen zu einer anderen Zeit über die Berge kam, wie Tom doch genau wußte. Vielleicht aber hing das wieder mit den Büchern zusammen, in denen ja auch der alte Sturm zuweilen herumblätterte.

Jochen hatte zwar zur Erklärung Kreise und Striche in den Sand gemalt und behauptet, in Deutschland wisse jedes Kind, was eine Sonnenuhr sei. Aber trotzdem war Tom nicht dahintergekommen. Ganz kraus war es ihm im Kopf geworden. Der Bengel wollte ihm weismachen, daß diese Erde, auf der Tom doch nun schon weit über ein halbes Jahrhundert mit offenen Augen herumlief, viel kleiner als

die Sonne wäre und sich wie ein Ball hübsch um die dicke Kugel da oben drehte. Er mochte den Jungen gern, aber zum Narren halten ließ er sich von ihm nun doch nicht.

„No“, hatte er ärgerlich gesagt und war kurzerhand davongegangen.

Als die Erntearbeit getan war, begann Vater Sturm wieder in der Schmiede zu schaffen. Er wollte endlich einen brauchbaren Pferdekarren herstellen, mit dem Hundewagen war es nach seiner Meinung nichts. Auch hatten Wäntigs schon lange einen neuen Pflug bei ihm bestellt. Da der Kohlenvorrat zur Neige ging, fuhren die Männer über den See an die Kohlengrube.

Jochen und Karl standen auf dem Floß und halfen mit langen Stangen nach. Sobald sie aus der Bucht heraus waren, konnten sie die Bäume einziehen und sich von dem Boot über das Wasser ziehen lassen.

„Aufhören!“ rief Jochen.

Aber Karl war so in seine Arbeit versunken, daß er die zunehmende Tiefe des Wassers nicht bemerkte. So ging denn der nächste Stoß ins Leere, und er machte einen regelrechten Stabhochsprung in den See hinein.

Die Männer im Boot ließen vor Lachen die Riemen fallen. Mit spöttischen Bemerkungen überschütteten sie den um sich schlagenden Schwimmer, dessen einziges Unglück es war, daß er überhaupt nicht schwimmen konnte.

Auch Jochen hielt zunächst das Hilfeschreien für einen Ulk, sonst hätte er den ausgestreckten Händen Karls seine Floßstange entgegengereicht. Das Rufen aber verwandelte sich rasch in ein dumpfes Gurgeln, da dem armen Kerl das

Wasser in den Hals lief. Plötzlich sackte er ab. „Er ertrinkt“, rief Jochen, riß sich den Rock vom Leibe und schoß ins Wasser. Deutlich sah er das bunte Hemd Karls vor sich. Er faßte zu. Aber schon saß er zwischen Wäntigs Armen festgeklammert und brachte trotz verzweifelter Anstrengung seine eigenen Arme nicht aus der Zange los. Farbenringe tanzten vor seinen Augen, und er fing schon selber an, Wasser zu schlucken. Vor Angst preßte er die Augen zu. Im gleichen Augenblick verspürte er einen reißenden Schmerz in seinem Kopf und fühlte sich in die Höhe gezogen. Jetzt bekam er wieder Luft. Seine Blicke fielen zuerst auf das verzerrte Gesicht Karl Wäntigs, der sich immer noch so eisern an ihn gepreßt hielt, daß Jochen kein Glied rühren konnte. Dann griffen ihn kräftige Fäuste und zerrten ihn ins Boot. An seinem Körper hing wie angeschmiedet der halbtote Karl.

„Immer von hinten zufassen“, hörte Jochen Onkel Wäntig sagen, „oder auf die Nase hauen, daß er betäubt wird. Von vorne rettet man keinen Ertrinkenden und diesen Angsthasen schon gar nicht.“

Sie pumpten Karl das Wasser aus dem Leibe und hatten ihn bald wieder so weit, daß er die Augen aufschlug. Als er eben Luft genug hatte, begann er zu reden.

„Ein sauberer Kopfsprung war das von mir, was? Aber es muß schon dicker kommen, wenn ihr mich lossein wollt“, prahlte er.

„Noch dicker?“ lachte Vater Sturm.

„Du hättest wahrscheinlich mit deiner Riesenklappe den ganzen See trockengelegt, wenn wir dich hätten saufen lassen“, meinte Richard, der sich sein Hemd auszog, es kräftig auswrang und in die Sonne legte. „Ein Jäger in

Kanada, der nicht schwimmen kann, ist übrigens eine Sehenswürdigkeit. Wenn das in die Zeitung käme, solltest du mal den Fremdenverkehr hier oben erleben."

Karl war glücklich, daß er wieder heil im Boot saß, er steckte auch die weiteren Vermahnungen widerspruchslos ein. Er kam mit einem leichten Schnupfen aus diesem Abenteuer davon. Aber er hatte schon den Entschluß gefaßt, nach dieser Kohlenfahrt unverzüglich bei Jochen in die Lehre zu gehen. Und es zeigte sich, daß selbst Karl Wäntig aus Hannover das Schwimmen noch lernte. — —

Eines Tages gab es am Schlangensee eine wichtige Veränderung. Neue Siedler rückten an, mit Wagen, Frauen, Kindern und Vieh. Drunten am See, unweit der kleinen Bucht, schlugen sie ein erstes Lager auf. Dann stromten die Männer, um eine geeignete Niederlassung für die Wohnhütten zu finden, eine Woche lang die Umgebung ab. Schließlich setzten sie sich keine drei Meilen oberhalb von Sturms Besitzung endgültig fest. Das Krachen der Baumriesen, die für den Hüttenbau gefällt wurden, war bis Sturmeck hinauf zu hören.

„Da haben wir die Bescherung!" Richard Wäntig war wütend über den Zuwachs.

„Da habe ich nun halb Amerika nach einem stillen, schönen Fleckchen abgesucht, wo man ungestört seine Tage verbringen könnte, und schon setzen sich natürlich wieder Engländer daneben. Diese Kerle haben von allen Menschenrassen doch die beste Spürnase. Sollte mich wundern, wenn sie nicht vorher irgendwie geschnüffelt haben, denn zufällig sind sie gewiß nicht hier gelandet. Hast du schon mit ihnen gesprochen, Tom?"

Tom zwinkerte mit den Augen.

„Die Weiber fragten, ob die Jagd hier wirklich so reich sei, wie sie auf der Station gehört hätten. Dort sagten die Leute, daß die Deutschen hier in einem Winter mehr Pelze zusammenschössen, als in ganz New York getragen würden."

„Leider haben wir das nicht getan", entgegnete Wäntig erregt, „wir sind immerhin Jäger und keine Räuber. Aber mir scheint, daß wir nun tüchtige Helfer bekommen werden. Da werden wir im nächsten Winter also die doppelte Anzahl von Fallen stellen, wenn das Geschäft sich lohnen soll."

„Das machen wir schon", tröstete Tom und ging seiner Arbeit nach.

Am Nachmittag, als die Männer auf Sturmeck beisammen standen und einen größeren Ritt in die Berge beredeten, erscholl vom See herauf Pferdegetrappel. Nach einigen Minuten hielten plötzlich die neuen Ansiedler vor Sturmeck. Ein Blick in die Gesichter der drei Männer bestätigte Wäntig sofort die Richtigkeit seiner Überzeugung. Es waren Leute, die wußten, was sie wollten.

Die Begrüßung war kurz und wenig herzlich. Der Engländer, der das Wort führte, benahm sich sogar unhöflich. Er kehrte den deutschen Siedlern gegenüber einen Herrn heraus, dem ein böser Nachbar das Heu von der Weide gestohlen hat.

„Wie lange seid ihr im Land?" fragte er von oben herab.

Richard Wäntig wollte den Neuen von vornherein zu verstehen geben, daß in solchem Tone keine Unterhaltung zu führen sei.

„Lange genug, um zu wissen: Was sich wie ein Wolf benimmt, wird nicht wie ein Schaf behandelt", gab er scharf zur Antwort. „Wenn ihr Wert auf gute Nachbarschaft legt, müßt ihr diese Regel beachten."

In dem Gesicht des Engländers blitzte es. Es entstand eine peinliche Pause. Dann warf er das Steuer herum. Er ließ den Herrenton fallen und fing an, sich nach der Jagd zu erkundigen.

Aber Richard Wäntig war nun einmal wütend.

„Sie war nicht schlecht, solange wir sie allein hatten."

Ohne auf die herausfordernde Antwort Wäntigs zu achten, schob sich der jüngste Reiter in das Gespräch.

„Und Gold habt ihr gefunden?" fragte er.

„Yes", bemerkte Tom trocken, „aber wir wollen es nicht. Es liegt auf dem Grunde des Schlangensees und wartet auf tüchtigere Goldgräber, als wir es sind."

Die Engländer schienen zu merken, daß sie auf diese Art nicht viel erfahren würden. Wenn sie geglaubt hatten, daß man diesen Deutschen nur die Zähne zu zeigen brauchte und sie sich dann wie Neger behandeln ließen, so erlebten sie eine bittere Enttäuschung.

Sie lenkten ein. Der Wortführer begann zu erzählen. Von den schlechten Ernten im Süden und von der Pest, die über das Land gezogen war. Daß sie schon lange weiter nach Norden gewollt hätten, aber auf seinen Bruder warten mußten, der erst kürzlich aus England herübergekommen sei. Dabei deutete er auf einen Mann in mittleren Jahren, der bisher noch kein Wort gesprochen hatte.

Nun hatten sie auf der Station — er lächelte bei diesem Satz — von den reichen Jagdgebieten am Schlangensee gehört.

„Und wir dachten“, schloß er seine Rede, „daß hier wohl noch Platz für drei Familien wäre.“

„Das klingt etwas anders als vorhin“, nickte Wäntig. „Ihr seid nun einmal hier, und wenn wir uns über die Jagd verständigen wollen, soll es euer Schade nicht sein.“

Nun war das Eis gebrochen. Es entwickelte sich ein allgemeines Gespräch über das Land und die Jagd. Jochen mußte ihnen die Ställe zeigen, sie bewunderten ehrlich die tüchtige Anlage der Wasserleitung und vieles mehr.

„O“, bemerkte der Mann, der gerade von England gekommen war, als er Sturms Alarmglocke entdeckte. Er brachte sie durch einen kräftigen Schlag zum Singen.

„Gas!“ sagte er.

Vater Sturm sah ihn überrascht an.

„Ich kenne es aus dem Kriege“, sagte Jim.

Einen Augenblick würgte es dem alten Sturm im Halse, aber dann trat er auf den ehemaligen Gegner zu und reichte ihm freimütig die Hand hin. „Dann haben wir vielleicht schon einmal auf einander geschossen, ich habe lange an der Somme gelegen.“

Seine Stimme bebte vor Erregung.

„Somme!“

Der Engländer hob die linke Hand und hielt sie dem alten Sturm vor die Augen. Bis zum Mittelfinger war die Handfläche abgerissen. „Somme“, wiederholte er leise.

Da ergriff Ernst Sturm die zerschossene Hand des ehemaligen Feindes, schob sie unter seinen Arm und trat auf die Gruppe der andern Männer zu, die bei den Pferden standen.

Erstaunte Blicke aus allen Gesichtern begegneten ihnen.

„Wir beide waren einmal Feinde. Aber weil wir wissen, was Krieg bedeutet, wollen wir von nun an Frieden halten", sagte Vater Sturm ernst.

Der Engländer an seiner Seite nickte.

„Es ist Blut genug geflossen", wandte er sich an seine Landsleute, „wir Krieger wollen endlich Ruhe haben."

Wie fortgeblasen war die Spannung, die zwischen den Männern der beiden Nationen bestanden hatte. Selbst der ältere Engländer konnte sich dem Eindruck dieser merkwürdigen Begegnung zweier Frontsoldaten nicht entziehen. Er wußte in diesem Augenblick nichts Besseres zu tun, griff in die Tasche und bot der Runde seine Zigaretten an. Selbst Jochen konnte sich nicht ausschließen und schluckte den parfümierten Rauch tapfer herunter. Als die Gäste sich bald danach wieder auf die Pferde schwangen, schieden sie mit einem fröhlichen Lebewohl. Vater Sturm stand noch eine Weile auf dem Wege nach dem See und schaute ihnen nach.

„Das sind also die ersten Freunde, die wir nach dem Kriege in Kanada gewonnen haben", stellte Richard Wäntig zufrieden fest, „und dabei schien es anfangs, als sollten wir drei neue Feinde mehr bekommen."

„Der Krieg war eine harte Schule", sagte Ernst Sturm.

„Das war einfach wunderbar, Vater", warf Jochen be-

geistert ein, „könnten sich nicht die Krieger aller Länder so versöhnen, wie ihr beide es getan habt?“

„Hätten die Frontsoldaten zu sagen, mein Junge, dann glaube ich, kämen die Völker leichter wieder zusammen. Aber fast überall haben nur solche Leute das Heft in der Hand, die den Frieden nicht wollen, weil sie den Krieg nicht kennen.“

„Aber die Pelze müssen wir nun doch mit ihnen teilen“, meinte Karl, der auch jetzt nur an seine Kasse denken konnte.

„Friedliche Nachbarn sind schon einige Felle wert, du Krämerseele“, wies ihn sein Bruder zurecht. „Du kannst das ganze Leben nicht in Dollars umrechnen, mein Junge, das merke dir endlich mal. Und nun an die Arbeit.“

15.

Es war eine Woche nach dieser Begegnung mit den Engländern. Die Männer saßen wieder einmal im Sturmeck um den Tisch versammelt und hielten ihren gemütlichen Abend, wie Richard Wäntig diese Stunden nannte. Um die Hütte sang ein scharfer Wind. Seit Tagen war die Witterung umgeschlagen und die Temperatur unter Null gesunken. Der See trug schon eine dünne Eisschicht. Eigentlich warteten sie nur noch auf den ersten Schnee, dann konnte die Jagd losgehen.

„Wie häuslich wir geworden sind“, wandte Richard sich an Tom, „nicht einen Bären haben wir in diesem Sommer zur Strecke gebracht. Wenn das so weitergeht, schießen

wir in drei Jahren überhaupt nur noch einen Weihnachtshasen und hängen die Büchse zur Erinnerung an die Wand."

„Ich habe seit der Wolfsnacht von eurem Viehzeug die Nase voll", meinte Karl, „und bin heilfroh, wenn es uns in Ruhe läßt."

„Wenn du Kaninchen züchten wolltest, brauchtest du nicht nach Kanada zu kommen, das hättest du in Deutschland bequemer haben können."

„Ich habe andere Pläne als Kaninchenzüchten, mein Junge. Sobald ich genügend Dollars zusammen habe, haue ich ab und ziehe in die Stadt."

„Heiratest ein amerikanisches Girl und eröffnest einen Kaugummiladen."

„Im Nebenberuf wird er dann Generalvertreter für Hoffmannstropfen", ergänzte Jochen, „darin hat er glänzende Erfahrungen."

„Lacht ihr nur", wehrte Karl sich tapfer, „aber einmal kommt doch der Tag, da werdet ihr Augen machen. Jedenfalls habe ich nicht die Absicht, in eurer Wildnis hier oben zu versauern. Geld will ich verdienen, sonst gar nichts."

Tom schielte durch den Tabaksqualm zu Karl hinüber.

„Um dann in Deutschland den reichen Onkel aus Amerika zu spielen?" neckte Jochen weiter.

„Ich denke nicht daran, wieder nach Deutschland zu ziehen", gab Karl in ernsterem Tone zur Antwort. „Ich bin nach Amerika gekommen, um reich zu werden. Das geht ein wenig langsam, wie ich sehe, aber irgendwo mußte ich ja

schließlich anfangen. Und ich sage euch, bei der ersten guten Gelegenheit ziehe ich los."

Die Männer schwiegen. Diese Pläne waren ihnen nicht mehr neu. Kein Mensch glaubte im Ernst daran, daß Karl sich allein nach dem Süden wagen würde.

„Sagt doch selber", wandte sich Karl lächelnd an den Kreis, „bin ich zum Jäger geboren?"

Schallendes Gelächter war die Antwort.

„Sieh mal an", sagte Richard nun, „da hast du mich ja schön mißbraucht. Ich dachte, aus dir allmählich doch noch einen brauchbaren Trapper zu schmieden, und nun willst du mir aus der Lehre laufen. Was machen wir mit dem Kerl, Tom?"

„Immer laufen lassen", paffte der Alte, „er läuft nicht weit."

„Onkel Wäntig", unterbrach Jochen das Geplauder nach einer Weile, „du bist uns immer noch eine Erzählung schuldig geblieben. Bisher hast du uns auf eine gute Gelegenheit vertröstet, ich denke, jetzt hätten wir sie."

„Wie ich mir meine ersten Narben holte, die Geschichte meinst du doch, Jochen", lachte der Jäger. Er rieb sich das bärtige Kinn und legte die Pfeife auf den Tisch.

„Gut, wenn ihr wollt, sei die Eselei zu unser aller Lehre erzählt." Er begann: „Ich war das erste Jahr in Kanada und noch ein rechtes Grünhorn, wie sie hier die Neulinge nennen. Ich hatte keine andere Absicht, als möglichst viele Abenteuer zu erleben. So lag mir an den Städten gar nichts, und ich schlug mich von einer Farm zur anderen bis weit in den Norden durch. Ich arbeitete, wenn es mir gefiel, und aß nur, wenn ich etwas hatte. Außer einer

ordentlichen Büchse und einem Messer im Gürtel besaß ich nichts als mein abenteuerliches Herz — und ein bißchen Mut vielleicht.

So geriet ich eines Tages auf eine weltverlorene Siedlung. Es war ein ärmliches Ding, und ich wunderte mich, daß die Menschen sich ausgerechnet in diese Gegend verkrochen hatten. Aber wie ich bald genug erfahren sollte, war das Land, in dem die Hütte stand, das reinste Bärenparadies. Solche Mengen an braunen Bären habe ich in meinem Leben nicht wieder zusammen gesehen.

Bei der Begrüßung schon fiel mir das mißmutige Gesicht des Jägers auf, der die Hütte mit seiner Frau allein bewohnte. Heute weiß ich, daß er über meine Entdeckung seines Jagdreviers wütend war, der Geizkragen. Er fürchtete wohl, an mir einen lästigen Teilhaber zu bekommen. Und aus reiner Geldgier beschloß er, mich zu beseitigen."

„Dich umzubringen?" warf Jochen erregt ein.

„Ja, aber auf seine besondere Art. Wir haben kein Wort darüber verloren — später, als alles vorbei war. Aber als alter Trapper hätte er mich unerfahrenen Kerl nicht in diese Lage gebracht, wenn er nicht die Absicht hatte, mich loszuwerden."

„Und was tat er? Davon hast du uns nie ein Wort geschrieben", bemerkte Karl vorwurfsvoll.

„Da hätte ich viel zu schreiben gehabt", lachte der Bruder.

„Los, weiter!" drängte Jochen.

„Nun, eines Morgens blieb der alte Gauner auf seiner Decke liegen und sagte, er sei krank. Seine Frau rannte aufgeregt umher und weinte sogar. Er sterbe ihr unter

den Fingern weg, jammerte sie. Dabei rollten der alten Zange dicke Tränen über die Backen. Der Mann hatte offenbar große Schmerzen, denn er wand sich wie ein getretener Regenwurm. Natürlich wollte ich helfen.

Hinter dem Walde drüben, es sei keine zwei Stunden weit, wohne der nächste Siedler. Wenn ich zu dem hinüberlaufen wollte, der wüßte immer gute Mittel, der wäre ein halber Medizinmann. Ich überlegte keinen Augenblick, so erbärmlich schrie der Mann! Also los. Draußen fiel mir mein Gewehr ein. Ich stürzte in die Stube, um es zu holen. Das Gewehr war fort. Ich hatte es bestimmt in die Ecke gestellt, aber da stand es nicht mehr. Der Mann heulte vor Schmerzen.

‚Das Gewehr findet sich', weinte die Alte. ‚Du bist zu aufgeregt und hast es fortgelegt.' Sie reichte mir eine Axt, die neben dem Feuer stand, und sagte: ‚Hier, nimm die schon, das ist genug.'

Seht ihr, was für ein Esel ich war, ich nahm das Beil und sauste ab. Ich mache es kurz. Die Hütte fand ich natürlich nicht, es hat in einem Umkreis von fünfzig Meilen wohl nie eine zweite Hütte gegeben. Ich rannte wie besessen durch den Urwald, geriet in ein Dornengehege, lief weiter und begann endlich nach dem Siedler zu rufen. Keine Antwort, so laut ich auch brüllte.

Eben wollte ich traurig kehrtmachen, denn der Mann tat mir aufrichtig leid, als kurz vor mir zwei Bären auftauchten. Ihr könnt euch denken, daß mir Grünschnabel zunächst einmal die Luft wegblieb. Kaum zehn Schritt vor mir stand ein zottiger Bursche. Du weißt ja, Jochen, wie einem dann wird, nicht wahr?"

Der Junge nickte.

„In meiner Not muß ich wohl unbewußt losgeschrien haben, denn der Bär richtete sich auf und kam auf mich zu. Woher ich den Mut nahm, weiß ich heute nicht mehr, jedenfalls hob ich die Axt und wartete. Ich roch schon seinen heißen Atem, als ich zuschlug. Der Stahl sauste dem Tier so gewaltig in die Brust, daß mir das Blut ins Gesicht spritzte. Der Bär wankte und stieß einen Schrei aus, wie ich nie wieder ein Tier habe schreien hören. Ich riß die Axt zurück und sprang auf die Seite. Der Bär kippte auf die Vorderpranken. Bevor er sich ein zweites Mal hochrichten konnte, hieb ich ihm die Schneide in den Schädel. So tief, daß ich die Waffe nur mit großer Mühe wieder frei brachte. Dann rannte ich fort.

Bis dahin hatte der zweite Bär diesem ungewöhnlichen Zweikampf aus einiger Entfernung untätig zugesehen. Einen Augenblick schien es, als würde er abdrehen und mich gewähren lassen. Da aber warf er plötzlich seinen Balg herum und setzte mir nach."

„Tischst du hier Märchen auf?" warf Karl ein.

Der Jäger überhörte den Einwand und erzählte weiter.

„Mir blieb keine Wahl, ich mußte den Kampf aufnehmen. Ich sprang hinter einen Baum und hoffte, ihm in den Rücken zu kommen. Aber der schlaue Kerl hielt an und wandte kein Auge von mir. Neben mir befand sich ein Ameisenhügel, auf den flüchtete ich nun. So stand ich ein wenig erhöht und dachte ihn mit einem Schlage abzutun. Weit gefehlt. Als ich mit wahnsinniger Wucht zuschlug, rutschte ich aus. Das Beil ging an dem Schädel vorbei und hackte in die Schulter. Ich zerrte, aber das Eisen saß fest. Der Bär sackte unter Gebrüll zusammen. Mit einem Satz war ich vom Hügel herunter, zog mein Messer und jagte auf den Wald zurück. Ob er mich wirk-

lich eingeholt hätte, weiß ich nicht. Er kam im raschen Lauf an. Ein dicker Blutstrom quoll aus der Wunde, in der die Axt steckte. Nun faßte ich das Messer und war auf das Letzte gefaßt. Noch ehe er sich aufstemmte, sprang ich ihn an und stieß ihm die Klinge in den Hals. Er warf sich unter furchtbarem Geheul herum, und schneller, als ich jetzt das Wort ausspreche, hing ich in seinen Pranken. Ich hatte gefühlsmäßig — das war meine Rettung — das Messer vor mich gehalten, so daß er es sich nun selber in den Bauch drückte. Meinen Kopf preßte ich so wild gegen seine Brust, daß er mich mit den Zähnen nicht fassen konnte. Die Hand, die das Messer nicht losließ, trieb den Stahl immer tiefer in seine Eingeweide. Mit letzter Kraft gelang es mir, die Klinge durch den halben Bauch zu ziehen.

Was dann geschah, ist mir unklar. Als ich die Augen aufschlug, lag ich neben dem Bären im Grase. Das Beil ragte immer noch aus seiner Schulter. Ich versuchte, mich aufzurichten. Ein schneidender Schmerz in meinem Rücken warf mich wieder um. Mir wurde flau, und ich muß wohl eine ganze Zeitlang dagelegen haben. Endlich raffte ich mich auf und schleppte mich mühsam nach der Hütte zurück."

Der Jäger schwieg.

„Und der Alte? Und dein Gewehr?"

„Na, der Alte vergaß vor Schreck seine Bauchschmerzen, als er mich wiedersah. Vielleicht haben die Gauner auch wohl ihre Tat bereut, als sie meinen zerrissenen Rücken sahen. Sie wuschen die Wunden aus und packten mich auf die Decken. Dann habe ich drei Wochen bei ihnen gelegen, ohne daß auch nur das Geringste geschehen wäre. Das Gewehr stand später genau an dem Platz, an den ich es hingestellt hatte. Schon am nächsten Tage war der Alte wieder gesund. Und ich, nun, ich war heilfroh, daß die Alte

meine Wunden verband und mit allerlei Blättern und Kräutern beklebte. Teuer genug hatte ich diese Lehre ja bezahlt, aber ich war zufrieden, als ich, einigermaßen zugeheilt, weiterziehen konnte."

Das Licht war fast heruntergebrannt. „Gehen wir", sagte Karl müde.

Plötzlich sprang der Hund auf. Er hatte neben dem Ofen gelegen und geschlafen. Er setzte über einen Schemel weg, tanzte an der Tür hoch und begann zu heulen.

„Was ist denn los, Trap?" fragte Wäntig. „Lungert wieder irgend ein Räuber herum?"

Das Tier gebärdete sich wie toll.

„Warte, Kerlchen, da werden wir mal nachsehen."

Richard Wäntig ergriff seine Büchse und öffnete die Tür.

Trap schoß hinaus und rannte auf die Scheune zu. Die Jäger hörten ein scharfes Bellen, gleich darauf fiel ein Schuß.

„Licht aus!" rief Wäntig in die Hütte hinein.

Tom drückte mit der Hand die Flamme aus. Der Ofen gab so viel Schein, daß die Männer sich noch eben erkennen konnten. Jeder hielt sein Gewehr gefaßt.

„Die Engländer?" fragte Jochen erschrocken.

„Hinke-Jack", grollte Tom.

Nach dem Schuß blieb es völlig still. Auch den Hund hörten sie nicht mehr.

„Zunächst abwarten", befahl Richard. „Sturm und Karl, ihr nehmt das Fenster nach der Scheune zu. Du, Jochen, dieses hier nach dem See. Tom übernimmt den Ausgang."

Er stieß die Tür weit auf und horchte. Nur der Wind pfiff herein, sonst war es ruhig. Die Männer hatten die Läufe durch die Fenster geschoben und lugten gespannt in die Dunkelheit. Vor dem Himmel stand ein schwarzer Vorhang, aus dem nur hin und wieder ein Stern hervorblinkte. Langsam gewöhnte sich das Auge an die Finsternis, und Jochen konnte die große Fichte erkennen, die als erste an dem Weg zum See stand.

Die unheimliche Stille wurde verdächtig.

„Los, Tom, wir sehen nach“, flüsterte der Jäger. „Nur wenn ich rufe, verlaßt ihr die Hütte. Sonst abwarten, auch wenn wir schießen. Zuerst müssen wir herauskriegen, wie stark die Bande ist.“

Es verging eine halbe Stunde, ohne daß etwas Auffälliges geschah.

„Sauladen“, zischte Karl Wäntig, „immer ist etwas los hier.“

Ernst Sturm stieß ihn in die Seite. Ein Schatten huschte über den Hof vor der Scheune. Er schob sich gerade gegen die Hütte vor. Die Männer hielten die Finger an den Hähnen.

„Nicht schießen, es ist Tom“, flüsterte Sturm.

In drei Sätzen war der Alte in der Hütte. Karl rann der Schweiß über das Gesicht.

Tom legte ein graues Bündel neben Jochen auf die Bank. „Trap ist tot“, sagte er leise.

Der Junge gab keinen Laut von sich, er preßte nur die Zähne zusammen.

Tom schlich wieder hinaus.

Das lauernde Warten spannte die Nerven zum Zerreißen. Vom Stall her hörten sie das Stampfen der Pferde. Das Feuer im Ofen erlosch. Nun war es in der Hütte so schwarz wie draußen.

Unter Jochens Fenster knackte es. Blitzschnell schob er den Kopf über den Rahmen und bohrte seine Blicke in das Dunkel. Er entdeckte nichts. Nur der Wind sauste in den Bäumen. Da krachten zwei Schüsse hart hintereinander. Der Schall kam aus der Richtung von Adlernest her. Ernst Sturm glaubte einen Schrei vernommen zu haben. Wieder folgte die grauenschwangere Stille. Die Ungewißheit wurde unerträglich. Karl Wäntig kam der Atem in kurzen Stößen aus der Brust. „Das ist zum Verrücktwerden", rief er laut, nur um sich Luft zu machen.

Jochen wandte den Blick nicht vom Wege fort. Plötzlich lief ein Zittern über seinen Rücken. Hinter der Fichte glaubte er eine Bewegung bemerkt zu haben. Es schien, als wäre der Stamm in die Breite gewachsen. Kein Zweifel, dort schob sich jemand hinter dem Baum hervor. Jochen richtete den Lauf in die Mitte des schwarzen Fleckens und drückte ab. Ein gellender Schrei war die Antwort. Der Schatten verschwand.

Fast gleichzeitig mit Jochens Büchse knallte es von der Scheune herüber. Jochen hörte nur die Abschüsse, der Vater und Karl zählten drei Mündungsfeuer. Die Kugeln krachten in die Außenwand der Hütte. Der Kampf begann.

Die beiden Männer am Fenster schossen, was aus den Läufen ging. Sie hielten blind in die Richtung, aus der die Gegenschüsse fielen. Sturmeck zitterte unter dem Krachen der schweren Gewehre. Je mehr sie herausbrachten,

um so besser. Das täuschte die Räuber über die Stärke der Besatzung. Jetzt polterte ein Kochkessel durch die Bude. Ein Geschoß mußte durch das Fenster gegangen sein.

„Hinlegen, Jochen!“ schrie der Vater.

Aber der Junge wich nicht von seinem Fenster. Er warf eine Handvoll Patronen auf den Tisch, lud und schoß nach allen Richtungen, obgleich er von seinem Posten aus überhaupt nichts sah.

„Wo bleiben die andern nur?“ brüllte Karl und schoß.

Nun donnerte es auch hinter der Scheune los. Das mußten die Freunde sein, denn langsam zog sich das gegnerische Feuer tiefer in den Wald zurück.

„Lösen Sie den Jungen ab“, rief Sturm seinem Nebenmann zu.

Karl trat an Jochens Fenster, aber der Junge schoß weiter. Ernst Sturm stand breit vor seinem Schießloch und feuerte in den Wald hinein. Hinter der Scheune krachten immer noch zwei Gewehre auf einmal. Von den Bäumen aus schien nur noch einer auf die Hütte zu halten. Vater Sturm konnte ihm gerade in das Feuer sehen. Er schoß daher ruhiger und versuchte zu zielen. Aber der Bursche war zäh. Als der Vater die Büchse wieder an die Backe schob, erhielt er einen furchtbaren Schlag gegen die Brust.

„Oouh“, stöhnte er und sank in die Knie.

„Bist du getroffen, Vater?“

Jochen griff ihm unter die Arme und legte ihn in die Hütte. Karl Wäntig sprang herzu und wollte Licht machen.

„Schießen, Kinder, weiterschießen. Kein Licht jetzt. Laßt mich ruhig liegen.“

Verzweifelt faßte Jochen seine Waffe wieder und übernahm das Fenster seines Vaters. Eine Kugel nach der andern schoß er in die Nacht.

Allmählich schien die Bande genug zu haben. Das Feuer verstummte. Nur Toms und Richards Büchsen donnerten noch eine ganze Weile. Dann hörte Jochen Onkel Wäntigs Stimme. Einen Augenblick später sprangen die beiden in die Hütte.

„Tür zu, Tom!" rief der Jäger und stieß in der Hast gegen den alten Sturm.

„Was, — Vater Sturm?" schrie er entsetzt. „Los, Karl und Tom, — in den Hof legen! Ich muß hier Licht haben."

Jochen hatte schon die Decken von den Betten gerissen und verhängte die Fenster.

Das flackernde Öl fiel auf ein bleiches Gesicht. Auf den Lippen des Verwundeten stand blutiger Schaum. Wäntig schnitt Rock und Hemd in Stücke. Der Schuß war in die rechte Brustseite, drei Finger breit unter dem Schlüsselbein, eingedrungen. Vorsichtig legte er den schweren Mann auf die Seite.

„Es ist ein Durchschuß", sagte der Jäger leise.

Jochen hielt die Lampe zitternd in der Hand und sah das kleine Loch neben dem Schulterblatt, aus dem das Blut langsam über den Rücken sickerte.

„Verbandzeug liegt in der Kiste", hauchte der alte Sturm. Jochen mußte den Vater halten, während Wäntig den Verband anlegte. Dann trugen sie den Verwundeten auf sein Lager.

„So", sagte der Jäger, „Jochen, du bleibst bei deinem Vater. Das Licht muß aus. Wenn du mich brauchst, rufst du mich. Wir sind in der Nähe."

Jochen hielt die kalte Hand seines Vaters und streichelte sie. Einmal verlangte der Verletzte zu trinken, sonst lag er ruhig da wie im Schlaf. Angstvoll horchte Jochen den Atem ab, der kurz und dünn über die Lippen stieß.

„Hast du Schmerzen, Vater?"

„Damals im Kriege war es schlimmer, Junge."

Da faßte Jochen Hoffnung und dachte, es müßte noch einmal wieder gut werden.

Vor der Hütte blieb es ruhig. Stunde um Stunde verrann. Endlich kroch der Morgen über die Berge. Beim ersten Licht hielten die Engländer vor Sturmeck. Das Schießen hatte sie aufgescheucht. Sie hatten an Wölfe und sonstiges Raubzeug gedacht. Von Hinke-Jack und seiner Bande wußten sie nichts. Wäntig und Tom streiften den Wald ab. Neben der Fichte am Weg lag einer. Das war der Schatten, den Jochen umgelegt hatte. Er war noch nicht tot, aber er starb gegen Mittag, ohne ein Wort zu sagen, mit verbissenem Gesicht. Keiner kannte ihn. Die Kerle hatten ihn einfach liegen lassen. Den zweiten, den Wäntig in dem Walde vor Adlernest über den Haufen geknallt hatte, mußten die andern aufgeladen haben. Neben einer großen Blutlache fanden sie seine Büchse.

Tom wartete bei der Hütte, als Richard sich auf sein Pferd warf und der Spur nachritt, die am See entlang nach Norden führte. Die Engländer begleiteten ihn. Sie ritten bis in den hellen Tag, ohne die Räuber einzuholen.

„Sie sind also wirklich abgezogen“, sagte der Jäger, „ich dachte nicht, daß sie das Spiel so rasch aufgegeben hätten.“

Am Nachmittag fand er die Erklärung.

In der kleinen Bucht neben dem Floß schwamm eine Leiche. Er fischte sie an Land und entdeckte auf den ersten Blick, daß er Hinke-Jack vor sich hatte. Ein Halsschuß hatte seinem Räuberdasein ein Ende gesetzt. Seine Gesellen mußten ihn wohl noch lebend angetroffen und mitgeschleppt haben. Als er ihnen unter den Händen starb, warfen sie ihn kurzerhand in den See. Ein toter Hinke-Jack war unnützer Ballast für sie. Aber ohne den verwegenen Anführer wagten sie keinen zweiten Überfall mehr. Für Jochen war der Tod der beiden Räuber nur eine schwache Genugtuung für den eigenen Verlust. Er rührte keinen Finger, als die Männer die Leichen in den Wald schafften und eingruben. Todtraurig saß er neben seinem Vater und sah unbeweglich in das eingefallene Gesicht. Bis Richard Wäntig ihn am Abend gewaltsam fortzog und auf sein Lager verwies.

Noch in derselben Nacht trat der Jäger an Jochens Bett und rüttelte den Jungen wach, der, von der Müdigkeit überwältigt, fest eingeschlafen war.

„Es geht ihm nicht gut“, sagte Wäntig leise, legte seinen Arm um Jochens Schulter und führte ihn an das Lager des Vaters.

„Da bist du ja, Jochen.“

Die Stimme klang fremd und hohl. Jochen hockte sich nieder und ergriff eine Hand des Kranken, die sich feucht und kalt wie Eis anfühlte. Dem Jungen schoß ein unheimliches Wehgefühl durch den ganzen Körper; er biß

sich auf die Lippen, um nicht laut aufzuschreien. Die Augen des Vaters waren weiß und übergroß auf ihn gerichtet. Auf dem Schemel neben dem Lager flackerte das Öllicht unruhig hin und her.

Es währte eine bange halbe Stunde. Da begann der Vater zu sprechen.

„Jochen", sagte er, und seine Hände legten sich um die Hand seines Jungen, „nun mußt du es mir versprechen. Damals hast du es nicht getan."

„Aber was denn, Vater? Ich verspreche dir, was du willst."

Der Sterbende hob langsam den Kopf. Wäntig trat heran und schob ihm ein Fell unter.

„Du mußt nach Deutschland zurück, wenn — wenn ich nicht mehr da bin."

Als Jochen nichts antwortete, weil es ihm den Hals zuschnürte, fuhr der Alte mit vielen Pausen fort:

„Ich habe Angst, daß auch du nicht hinkämst. Und du mußt in die Heimat. Du mußt wieder gut machen, was ich versäumt habe. Du sollst die Lücke schließen, die ich gerissen habe."

Seine Augen wurden weit, und er sprach jetzt so laut, als redete er zu einem großen Volk.

„Wir alle sind Blut von einem Blut. Kein Tropfen darf sich von dem großen Strom trennen. In jedem Tropfen lebt Deutschland. Ich bin Deutschland. Auch du bist Deutschland! Aber nur, wer in dem Strome schwimmt, lebt. Wer sich losreißt, der vergeht. Einer allein ist nichts, nur alle gemeinsam sind wir ein Ganzes."



Er stockte. Die Augen fielen ihm zu. Jochen warf sich schluchzend auf die Decken.

Richard Wäntig stand mit steinernem Gesicht an die Wand gelehnt. Er rührte sich nicht.

Der Vater hatte nach dem Kopf seines Jungen getastet, aber er besaß nicht mehr die Kraft, die Hand zu heben, um ihm über das Haar zu streichen.

Leise sagte er: „Behüt dich Gott, mein Junge."

Und nach einer Weile: „Und grüß Deutschland von mir."

Als Jochen nach langer Zeit den Kopf hob, herrschte völlige Finsternis in der Hütte. Das Öllicht war heruntergebrannt. Richard Wäntig stand immer noch regungslos gegen die Wand gelehnt, das Gesicht dem Lager zugekehrt, wo der alte Sturm für immer eingeschlafen war.

Tom und Karl zimmerten den Sarg und legten den Vater hinein. Als die Engländer kamen, mußte Tom den Deckel wieder öffnen, weil Jim den deutschen Krieger noch einmal sehen wollte. Er strich mit seiner zerschossenen Hand leicht über des Toten weiße Stirn. Seine Lippen bewegten sich, als sprächen sie einen letzten Gruß.

Nicht weit von der Hütte, auf einer kleinen Wiese mitten im Walde, hatten Wäntigs das Grab geschaufelt. Von dieser Stelle aus konnte man zwischen den Bäumen hindurch den Schlangensee glitzern sehen. Hier sollte Vater Sturm von seinem Kampfe ausruhen.

Die Brüder Wäntig, Tom und Jim trugen den Toten; hinter Jochen schritten die Engländer mit ihren Frauen und Kindern.

Dann senkten sie den Sarg in die Erde. Richard Wäntig trat an das Grab und sprach ein Gebet. Darauf warfen die Männer das Grab zu. Als Jochen die Augen von dem Hügel wandte, stand er allein. Die Freunde waren still davon gegangen. Es begann zu schneien. Die Flocken fielen dicht und schwer. Bald war der braune Grabhügel mit einer weißen Decke überzogen. Mit schweren Schritten ging Jochen nach der Hütte hinüber. — —

Es war gut, daß in den nächsten Tagen die Jagd anging. Die schwere Arbeit war die beste Hilfe, den Jungen aller trostlosen Grübeleien zu entreißen. Richard Wäntig war vorerst nach Sturmeck übergesiedelt und betreute seinen jungen Freund wie eine Mutter. Immer neue Vorschläge hatte er zur Hand, um den Jungen aufzurütteln. Als die erste Ernte eingebracht war und die Scheune voll ausgespannter Pelze hing, lud er Jochen zu einem größeren Ausflug in die Hochebene ein. Das von ihm erhoffte Jagdglück trat ein. Die weiße Erddecke erzitterte plötzlich unter Tausenden von Hufen, und dann zog vor Jochens erstaunten Blicken ein endloser Strom von drängenden Renntierleibern vorüber. Jochen war so überwältigt von diesem Anblick, daß er erst die Büchse hob, als der Jäger schon längst einige Stücke umgelegt hatte. Ohne Mühe hätten sie für ein ganzes Dorf aus dieser Herde die Winterbraten herausschießen können.

„Es ist genug“, sagte Wäntig, „sonst müssen wir unser Leben lang Renntierfleisch essen.“

Sie packten die Rucksäcke voll und wanderten nach Sturmeck zurück. Der Rest wurde am anderen Tage auf Pferde und Hundeschlitten geladen und nach den Hütten geschafft.

Und eine andere Jagdfreude gab es für Jochen noch.

Sie hatten einen Ruhetag eingelegt, und Jochen stand in Sturmeck am Fenster und schaute nachdenklich in die prächtige Winterlandschaft hinaus, während der Jäger im Nebenraum mit der Zubereitung eines Bratens beschäftigt war. An der Westseite der Scheune hatte der Wind den Schnee bis an das Dach hinaufgeweht. Plötzlich traute Jochen seinen Augen nicht. War denn so etwas möglich? Aus dem Walde hinter den Ställen kamen zwei Wölfe herangestürmt, sprangen in langen Sätzen über die Schneewehen weg und hielten mit klaffendem Rachen mitten auf dem Scheunendach. Einen Augenblick war der Junge starr vor Schrecken. Eine solche Frechheit hatte er den Räubern nicht zugetraut. Er riß die Büchse von der Wand.

„Wölfe!“ rief er.

Schon stand der Jäger neben ihm.

„Fenster auf!“ sagte Wäntig leise, „nimm du sie.“

Das Heulen der Wölfe zerriß die Stille. Jochen packte die Jagdlust. Als er das Fenster aufstieß, stutzten die Tiere.

„Gut so“, murmelte er, und schon donnerte es. Der erste Wolf schoß steil in die Luft und kugelte in den Schnee. Aber der zweite Räuber floh keineswegs. Mit einem tollen Satz flog er in den Hof hinunter und jagte gerade auf die Hütte los. Drei Schritte vor dem Fenster warf ihm Jochen die Kugel in den Rachen. Der Bursche schnellte noch einmal mit letzter Kraft hoch und krachte gegen die Hüttenwand.

„Toll!“ rief der Jäger begeistert.

Jochen hielt der zuckenden Graujacke vom Fenster aus den Lauf zwischen die Lichter und gab ihr den Fangschuß.

„Das gibts nur auf Sturmeck“, lobte Wäntig zufrieden und trat ins Freie, „daß einem die Pelze bis in die Tür nachlaufen. Müssen arg hungrig gewesen sein, die armen Kerle.“

Auch Jochen ging hinaus, um sich die Burschen anzusehen, und gab sich gleich daran, sie aus dem Pelz zu schlagen.

Bis in den März hinein blieb das Wetter klar und kalt. Tom behauptete, solch einen Winter lange nicht mehr erlebt zu haben. Es war ein Fuchsjahr, wie noch nie. Die Engländer taten ihnen keinen Abbruch. Sie sahen sich einander kaum in dieser Zeit. Nur hin und wieder drang der Knall ihrer Gewehre nach Sturmeck herauf. Und zu gegenseitigen Besuchen fand sich jetzt weder Zeit noch Veranlassung.

„Wir müssen auf die Station“, meinte Richard Wäntig, als er den Pelzstapel ansah, der sich in der Scheune angesammelt hatte. Sie nahmen den Hundeschlitten und fuhren los. Tom und Jochen blieben daheim und besorgten die Jagd weiter. Jochen gab Onkel Wäntig Briefe nach Deutschland mit. An die Tante und Thormanns sandte er Nachricht von dem Tode seines Vaters. Einige wenige Worte nur. Er brachte es nicht übers Herz, das Unglück lang und breit auszumalen. Er bat nur noch, sie möchten ihm wieder einmal ausführlich über die Zustände in der Heimat schreiben, man höre hier in der Wildnis sonst kaum etwas von Deutschland.

Er hatte bisher mit keinem Menschen darüber gesprochen, aber als der Frühling kam, wurde das anders. Er hoffte und bangte dem Tage entgegen, da er den letzten Wunsch seines Vaters erfüllen würde.

16.

Es war an einem Juniabend. Hinter den Bergen stand leuchtend der Strahlenfächer der eben versunkenen Sonne. Wie eine schlafende Riesenschlange lag der See, kein Kräusel floß über seinen blanken Rücken. Der Abendwind strich müde und schläfrig durch die Bäume. Nicht einmal eine Vogelstimme fiel in die träumerische Stille. Von der Tagesglut ausgedörrt lagen die Tiere mit offenen Mäulern in der Hürde.

Von alledem bemerkte aber Jochen nichts. Er stand auf dem Wege zum See und sah ungeduldig nach dem Fluß hinunter. Wenn alles nach Wunsch verlaufen war, konnte das Boot noch heute Abend zurückkommen.

Weil das Wasser gut stand und es weiter nichts zu tun gab, war Richard Wäntig nach der Station hinaufgerudert und hatte Tom mitgenommen. Es gab so mancherlei Dinge, die ergänzt werden mußten. Geschirr, Ledersachen und anderes, und es war schon gut, wenn Tom mitkam, der immer noch etwas entdeckte, was zu gebrauchen war.

Durch die Dämmerung, die im Tale schon die klare Sicht verwischte, bemerkte Jochen jetzt das Boot, das hinter den Bäumen hervorpfeilte und in den See stieß. Eine fiebrige Unruhe befiel ihn, obwohl er diesmal nichts anderes erwartete als einen Brief. Aber wenn der Brief da war, das fühlte er, dann enthielt er für ihn eine große Entscheidung.

Der Brief war da. Onkel wäntig reichte ihn Jochen hin, als sie in Sturmeck saßen. Er sah es gleich, es war ein Brief seiner Tante. Von Thormanns war keine Post angekommen. Als Jochen das Schreiben aus der Hand legte,

stand sein Entschluß fest. Nun war für ihn kein Zweifel mehr möglich, er mußte in die Heimat zurück. Sofort. Er wollte sich einreihen in die wachsende Front derer, die den Kampf für die Freiheit seines Volkes begonnen hatten.

Was die zittrigen Buchstaben in dem Brief da berichteten, was ihn aus den dürren Worten an Not und Kümmernis anschrie, war so ungeheuerlich, daß demgegenüber sein eigenes Leid klein und nebensächlich erscheinen mußte. Wo ein ganzes Volk im Todeskampfe lag, Menschen unter der Terrorherrschaft roter Räuberbanden seufzten, wo die Zukunft eines ganzen Geschlechtes bedroht war, da hatte ein einzelner nicht mehr das Recht, sich in seiner eigenen Not zu verlieren, selbst wenn ihm der Tod auch den Vater und besten Freund von der Seite gerissen hatte.

Jochen straffte seinen jungen Körper, sah die Männer entschlossen an und sagte: „Ich gehe nach Deutschland." Es entstand eine lange Pause.

Endlich antwortete Onkel Wäntig: „Das habe ich gewußt, Jochen, und keiner von uns hat das Recht, dich zurückzuhalten."

Karl Wäntig blickte seinen Bruder verständnislos an. Tom schob die Pfeife auf den Tisch und ging hinaus. Kein Wort weiter wurde über die Sache gesprochen.

Trotz großer Müdigkeit lag Jochen mit brennenden Augen auf dem Lager und fand keinen Schlaf. Onkel Wäntig wohnte immer noch auf Sturmeck und schlief im Wohnraum nebenan. Jochen hörte deutlich seine regelmäßigen Atemzüge. Der Mond schien hell und warf sein weißes Licht durchs Fenster. Jochen beobachtete, wie der Schein an der Wand langsam vorrückte. Nun glitt die Helle über seine Füße und beleuchtete das kleine Bildnis an der Wand.

Was Hilde Thormann wohl gesagt hatte, als sie den Tod seines Vaters erfuhr?

Das Mondlicht glitt weiter. Dort hing das Gewehr des Vaters. Der Schaft war mit einer dicken, grauen Staubschicht überzogen, so lange war es nicht mehr gebraucht worden.

Jochen hob unwillkürlich den Kopf. Der Mond beschien nun das leere Lager an seiner Seite. Ein Frösteln lief über seinen Leib. Er zog die Decke über die Schultern und preßte die Augen zu. Endlich übermannte ihn doch der Schlaf. Traumlos schlief er bis in den hellen Morgen hinein.

Am andern Tage fällte Jochen eine junge Birke und verfertigte aus ihr ein Kreuz. In den Querbalken brannte er den Namen seines Vaters ein. Als er zum Grabe kam, war Tom gerade damit beschäftigt, den Hügel mit schweren Felssteinen einzufassen. Tom wischte sich den Schweiß aus dem Gesicht und trieb das Kreuz in die Erde.

„So“, sagte er, „und nun willst du fort?“

Es war das erste Wort, das er seit der Rückkehr von der Station an Jochen richtete.

Der Junge sah seinen alten Freund traurig an.

„Ich kann nicht anders.“ Er warf einen Blick auf das Grab und fuhr bewegt fort: „Es war auch der letzte Wunsch meines Vaters. Deutschland braucht Männer, die kämpfen können. Das Kämpfen habe ich hier gelernt, und du, Tom, warst mein erster Lehrmeister.“

Der Alte stülpte sich den Hut über den Kopf und brannte sich die erloschene Pfeife an. Dabei nickte er fortwährend vor sich hin. Nun wußte Jochen, daß auch Tom ihn verstanden hatte.

Leicht wurde es dem Jungen wahrlich nicht, dieses schöne Fleckchen Erde am Schlangensee wieder aufzugeben. Es war ihm doch ein Stück zweiter Heimat geworden. Und so gab es denn ein langes Abschiednehmen.

Da lagen die Felder. In heißer Arbeit hatte er sie mit dem Vater dem Urwald abgerungen. Die trächtigen Halme warteten schon auf die Sense. Aber bis dahin wollte Jochen längst fort sein. Bewegt ließ er die Ähren durch die Finger gleiten.

An der Hürde schoben die Tiere die Nasen durch den Zaun, als Jochen vorbeischritt; sie warteten darauf, daß der Junge ihnen das Fell kraulte.

Die Scheunen leuchteten in der Sonne. An den Pfosten rann das Harz in dicken Strähnen herunter.

Und dann die Pferde. Sie machten ihm den Fortgang besonders schwer. Einen Augenblick mußte er seinen Kopf an den blanken, warmen Hals des Braunen legen. Nie mehr würde er mit ihm über die Prärie jagen dürfen. „Dich hätte ich gern mitgenommen, Brauner", sagte er, „aber es läßt sich nicht machen."

In einer Ecke des Stalles lag noch ein kleiner Kohlenhaufen aufgeschichtet. Der Schmiedeofen daneben hatte bei einem Sturm den Blasebalg verloren. Auch der Leitbalken an dem Pflug war abgerissen. Den mußte nun auch eine andere Hand wieder einsetzen.

Er wanderte über den Hof nach der Hütte zurück. Unter dem Hügel dort ruhte sein Hund Trap. Den braven Kerl würde er im Leben nicht vergessen. Die kleine Birke auf dem Grab hatte ihm Tom gesetzt. So gab es hundert Dinge, die ihn zu halten suchten. Aber was ihn fortrief, war stärker als alles andere.

Ohne viel Worte übernahm Richard Wäntig das ganze Sturmsche Besitztum. Er nannte eine Kaufsumme, daß Jochen fast erschrak über das viele Geld, das ihm gehören sollte.

„Du wirst es brauchen können, Junge", erklärte Wäntig, „außerdem schließen wir hier kein Geschäft miteinander ab. Es mag als kleiner Dank an die Heimat gelten, in die wir dich nun zurückschicken. Es ist wenig genug, was wir tun können."

Dann besprachen sie die Reise. Sie wollten zunächst den Fluß hinauffahren und von dort den Dampfer nehmen. Bis in die Stadt würden Wäntigs Jochen begleiten. Da gab es doch mancherlei zu besorgen mit dem Gepäck und den Fahrscheinen, wozu Jochens Sprachkenntnisse schwerlich ausgereicht hätten. Er hatte sich damit keine große Mühe gemacht, nur hin und wieder mit Tom einige englische Brocken geübt.

In New York sollte Jochen wieder in dem kleinen deutschen Hotel absteigen. Der Wirt half ihm dann schon weiter auf das Schiff. Und schließlich war Jochen mit seinen achtzehn Jahren ja auch kein Kind mehr.

„Du kannst etwa Mitte September in Hamburg sein", hatte Onkel Wäntig ausgerechnet. „Und was wirst du dann tun?"

Zwei Dinge standen für Jochen fest. Zuerst würde er zu der Tante fahren, und dann wollte er so bald wie möglich sein Vaterhaus aufsuchen. Was später werden sollte, danach fragte er heute noch nicht.

„Zunächst komme ich bei meiner Tante unter. In ihrem letzten Brief schreibt sie von dem Hofe gar nichts, aber sie wird mich schon brauchen können."

Dazu wußten die Männer nicht viel zu sagen. Keiner hatte eine Vorstellung von den wirklichen Zuständen, die in Deutschland herrschten. „Den Anfang zum Landwirt hast du ja hier gemacht. Nur wirst du statt Bären fortan Feldhühner schießen müssen“, meinte Karl Wäntig lächelnd.

Jochen zog den Brief der Tante aus der Tasche.

„Ich glaube, daß es in Deutschland zunächst noch andere Dinge zu schießen gibt als Feldhühner“, sagte er ernst. Er las: „Solange die rote Bande nicht zum Teufel gejagt ist, kann es hier nicht besser werden. Aber der Anfang ist wenigstens gemacht. Wir haben jetzt jede Woche in der „Linde“ eine Versammlung. Das solltet Ihr nur einmal erleben. Oft genug gibt es wüste Schlägereien, das letzte Mal haben sie dem Wirt die Hälfte seiner Stühle in Stücke geschlagen. Aber der alte Lamprecht ist ein Kerl. Wenn nur die Roten Dresche kriegen, dann will er noch einen ganzen Waggon neuer Stühle kommen lassen, hat er neulich gesagt. Aber leider haben wir noch immer zu wenig Leute, die mitmachen. Das liegt auch daran, daß die Regierung ihre Gegner wie Verbrecher behandelt und ohne jeden Schutz läßt.“

Jochen faltete das Blatt wieder zusammen.

„So geht es drüben zu. Wenn ich hinüberkomme, werden sie in der ‚Linde‘ wenigstens einen mehr haben, der draufschlägt.“

„Nette Aussichten“, murmelte Karl vor sich hin, aber so leise, daß niemand seine Worte verstand.

Dann kam der Tag, an dem Jochen zu packen anfing. Es fanden sich so viele Sachen, die er mitnehmen wollte, daß

Tom eine große Kiste zimmern mußte. Unten hinein legte er den Grislypelz, den Mithesa ihm geschenkt hatte, dann kamen die beiden Gewehre. Vom Vater nahm er nur noch die Taschenuhr mit. Die Kleider schenkte er seinem Freund Tom Der zog zum Dank sein Jagdmesser aus dem Gürtel und legte es in die Kiste. Dann folgten einige besonders gute Gehörne und andere Jagdstücke. Den Abschluß machten zwei der schönsten Bärenfelle vom letzten Streifzug. Damit war die Kiste zum Platzen gefüllt. Das verblichene Bildchen von Hilde Thormann löste Jochen vorsichtig aus dem Rahmen und steckte es ein. Den Handkoffer wollte er auf der Reise bei sich behalten.

Und dann war der Abschiedstag da. Die Kiste schaukelte schon auf dem Boot. Jochen stand am Ufer und reichte Tom zum letzten Mal die Hand.

„Leb wohl, guter Tom“, zitterte seine Stimme.

Um den Mund des alten Jägers zuckte es.

„Schade“, sagte er. Mehr nicht.

Die Brüder Wäntig saßen schweigend auf der Ruderbank. Jochen warf noch einen Blick nach Sturmeck hinauf, dann riß er sich los und sprang in das Boot. Von der Hürde herüber tönte das Brüllen einer Kuh. Die Ruder faßten das Wasser, und sachte glitten sie aus der Bucht in den See.

Jochen hockte auf der Kiste und blickte auf Tom, der wie ein Steinbild am Ufer stand. Dort oben leuchtete Adlernest. In den Fichten daneben hingen die letzten Nebelfahnen. Nun tauchte noch einmal Sturmeck hinter den Bäumen auf. Langsam lösten sich seine Augen von der liebgewordenen Hütte, glitten in den Wald hinüber und suchten den kleinen Hügel mit dem Kreuz. Aber er war

aus dieser Entfernung nicht zu entdecken. Dort hatte Jochen gestern abend lange Zeit gesessen und für immer Abschied genommen.

Tom stand noch da und rührte kein Glied. Als Jochen winkte, hob er langsam die Hand und hielt seinen Hut in die Luft.

Das Boot bog in die Flußmündung ein. Als Jochen noch einmal den Blick zurückwandte, war Sturmeck verschwunden. Nur die Berggipfel grüßten noch herüber. Leise rannen ihm die Tränen über die Wangen, und er schämte sich ihrer vor den beiden Männern nicht.

Schon vor Mittag machten sie Rast. Es wurde bei dieser Sonnenglut unerträglich auf dem Wasser. Der Fluß rann träge wie Öl dahin. Aus den Büschen und Bäumen am Ufer kam kein Laut. Das Summen der Moskitos war das einzige Geräusch in dieser Stille.

„Es wird uns noch einsamer werden, wenn du fort bist", versuchte Richard Wäntig ein Gespräch.

„Ja", sagte Jochen, „das glaube ich."

„Ich hätte fast Lust, mitzureisen", fuhr Richard fort, „aber ich bin so an die Wildnis gewöhnt, und dann ist auch Tom noch da, den ich nicht verlassen darf."

„Nein", sagte Jochen, „das darfst du nicht."

„Du hättest hier bleiben sollen", meinte Karl Wäntig, und es war sein voller Ernst, „auf einen mehr oder weniger kommt es drüben auch nicht an."

„Wenn alle so dächten", antwortete Jochen, „wäre Deutschland verloren."

Karl drehte sich wieder auf die Seite und schloß die Augen. Solchen Leuten war nach seiner Meinung einfach nicht zu helfen.

Als die Sonne sank, setzten sie die Fahrt fort. Sie ruderten jetzt nur noch in der Nacht.

Schönere Nächte hatte Jochen nie gesehen. Durch die endlosen Urwälder, zwischen Felshängen und weiten Steppen glitt das Boot auf dem mondbeschienenen Wasser wie ein Traumschiff dahin. Mitunter zerriß das Gebrüll eines Raubtieres die Stille und erinnerte ihn an die Jagden und Gefahren, die er in den paar Jahren in diesem herrlichen Lande erlebt hatte.

Am Morgen des vierten Fahrtages erreichten sie die Station.

Richard Wäntig nahm Jochen mit auf die Verwaltung. Die Sturmsche Besitzung mußte auf Wäntigs Namen umgeschrieben werden. Das dauerte nicht länger als eine Viertelstunde. Karl besorgte das Gepäck in den kleinen Hafen und erfuhr, daß der Dampfer schon für den nächsten Tag erwartet würde.

Als das Schiff einlief, gingen sie gleich an Bord. Sie fanden auf dem glühendheißen Deck ein schattiges Plätzchen, streckten sich in die bequemen Liegestühle und hatten nun eigentlich nichts weiter zu tun, als sich gründlich auszuruhen.

Richard hatte einen Berg Zeitungen aufgetrieben und suchte nach Mitteilungen über die Heimat. Es war immer noch das alte Lied aus der Kriegszeit. Die bösen Deutschen trugen reinweg an allem die Schuld. Daß man sie nicht auch noch für das Erdbeben in der Südsee verantwortlich machte, war wohl nur ein Versehen des Bericht-

erstatters. In einem Blatt fand Wäntig eine fette Notiz über die „Schwarze Reichswehr". Tausende junger Deutscher würden unter den Augen der Kontrollkommissionen offen für den nächsten Krieg ausgebildet. Nach diesem Bericht zu urteilen, besaß jede deutsche Familie wenigstens ein Maschinengewehr für den Hausgebrauch. Überfälle auf die Besatzungsarmee seien an der Tagesordnung, und man wundere sich nur, stand am Schluß zu lesen, daß die gutmütigen Siegermächte mit solchen Hunnen so unbegreiflich human verführen.
Angeekelt schleuderte Wäntig die Zeitung über Bord.

Jochen dachte an die Zukunft. Seit er auf dem Dampfer fuhr und jede Stunde ihn der Heimat näher brachte, war eine freudige Unruhe über ihn gekommen. Die dumpfe Lähmung, die ihn in den letzten Tagen gefangenhielt, fiel immer mehr von ihm ab. Der Wille zum Leben und der Glaube an die große Aufgabe, die seiner wartete, waren stärker als die Not seines Herzens. Seine Seele war mit einem neuen, stolzen Mut erfüllt. Wenn nur erst die endlos lange Reise überstanden wäre! Er wollte doch in der Stadt versuchen, einige deutsche Bücher aufzutreiben. Er mußte lächeln, wenn er daran dachte, daß er seit fast drei Jahren kein ordentliches Buch mehr gelesen hatte. Karl Wäntigs Wörterverzeichnis ausgenommen. Und früher mußte der Vater ihn mit dem Stock hinter den Kriegsgeschichten fortholen. Aber vielleicht lag es daran, dachte er, daß er nun selber ein Indianerleben führte, das spannender war als alle Erzählungen, die er darüber gelesen hatte.

Unter solchen Gedanken schlummerte er ein.

17.

„Mit diesen Lederrohren an den Beinen kannst du unmöglich nach New York reisen“, erklärte Richard Wäntig und deutete auf Jochens berühmte Lederhose aus Toms Werkstatt. „Du läufst sonst Gefahr, daß sich die Leute nach deinem Schneider erkundigen, und dann gerätst du mit deinen Sprachkenntnissen in Verlegenheit.“

Es war der letzte freie Nachmittag, den sie in der Stadt verbummelten. Jochen sah ein, daß es mit dieser Hose wirklich nicht zu machen war. Aber mitnehmen wollte er sie wenigstens, denn an ihr klebten buchstäblich noch die Erinnerungen an die Zeiten am Schlangensee. Alle Farben der Wildnis waren an ihr abzulesen; von Verschleiß konnte keine Rede sein, nur an den Sitzstellen schillerten grüne Spiegel. Die Nähte standen hart und scharf wie Eisenblech. Solche Hosen konnte eben nur Tom bauen.

Sie kauften einen neuen Stadtanzug, aber diese Kluft erschien Jochen wie ein kleiner Verrat an dem guten Tom. Doch es half ihm nichts, er mußte sich auch noch einen weißen Kragen umbinden. Damit war nach seiner Meinung die Zwangsjacke fertig. Nun hatte er erst recht das Gefühl, daß die Leute stehenblieben und ihm nachschauten. Wie auf Draht gezogen stakte er durch die Straßen.

Karl Wäntig beneidete ihn. Auf die Stunde freute er sich heute schon, da auch er wieder in Bügelfalten spazierengehen durfte. Man verludere eben doch in der Wildnis da oben. So sprach er zu Jochen, als sein Bruder in einem Laden stand und eine neue Pfeife für Tom auswählte.

Während Karl das bunte Leben ringsumher großartig fand, vor den Lichtspielhäusern anhielt und sich nach jedem Auto umdrehte, brummte Jochen schon der Kopf von dem

ungewohnten Betrieb. Er war glücklich, als sie bald wieder im Hotel saßen. Nun wußte er erst, wie lieb er die große Einsamkeit gewonnen hatte. In dem kleinen Garten, in dem sie zu Abend aßen, mußte er wahrhaftig eine Weile am Himmel herumsuchen, bis er einen einzigen Stern entdeckte. Überall ragten die schwarzen Häuserwände wie Gefängnismauern in die Luft. Und dann erst New York! Er mochte gar nicht daran denken.

„Was suchst du denn da oben?" fragte Karl, als er Jochen den Hals recken sah.

„Den einzigen Bären, den ich in Zukunft zu sehen kriege", lächelte Jochen und schnitt eine große Scheibe von seiner Wassermelone herunter.

„In diesem Hause habe ich schon einmal gewohnt", sagte Richard. Er beugte sich über den Tisch und erzählte.

„Damals war ich ähnlich verkleidet wie du jetzt, Jochen, nur daß ich außerdem einen angeklebten Bart trug und auf einem Auge blind war."

Jochen nestelte an seinem Halsbinder herum und mußte lachen.

„Es war eine kitzlige Geschichte. Ich lebte friedlich in Manitoba und hatte mir die erste Hütte erbaut. Da kam der Krieg. Eines Tages erschienen Rotjacken und schleppten mich hierher. Sie wollten mich zwingen, kanadischer Soldat zu werden. Glücklicherweise hatte ich einige Dollars. Ich bestach einen Wächter und floh. Am sichersten schien es mir, wenn ich mich noch einige Zeit in der Stadt aufhielt, da man dort einen Ausreißer am wenigsten vermutete."

„Saubande", knurrte Karl.

„In einem elenden Laden“, fuhr Richard fort, „erstand ich einen billigen Anzug, warf meine Jägerkleider in den Fluß, stahl einem Frisör einen wundervollen blonden Vollbart aus dem Schrank und klappte das linke Auge zu. In solcher Aufmachung zog ich hierher und wohnte in diesem Zimmer dort — er wies nach einem Fenster im ersten Stock — wohnte also hier eine ganze Woche ungestört unter dem Allerweltsnamen Brown, Mister Brown aus Winnipeg, Pelzhändler von Beruf.

Eines Morgens beim Frühstück merkte ich, daß ich beobachtet wurde. Da brach mir der Schweiß aus. Ich schlenderte unauffällig in mein Zimmer, schob mein Geld und eine Pistole in die Tasche und verließ das Hotel durch den Seitenausgang drüben. An der nächsten Straßenecke riß ich den Bart herunter, klappte das Auge wieder auf und raste an den Bahnhof. Ich schnappte einen Zug, der mich bis nach Vancouver brachte, und von dort entkam ich mit dem Schiff nach Alaska.“

Er lachte. „Eigentlich müßte ich nun meine Zimmerrechnung noch begleichen, aber ich tue wohl ein besseres Werk, wenn ich Tom für das Geld eine neue Pistole mitbringe. Sein altes Donnereisen ist schon so ausgeleiert, daß er im Notfall damit besser werfen als schießen kann.“

Der Jäger erzählte noch einige heitere Erlebnisse an diesem Abend. Er wollte vermeiden, daß das letzte Zusammensein durch eine Abschiedsstimmung getrübt wurde

Und dann kam der Augenblick, in dem auch ihm die Worte schwer von der Zunge gingen. Jochen lehnte aus dem Fenster des Zuges und reichte den Brüdern die Hand.

„Grüß die Heimat von uns“, sprach Richard Wäntig mit zuckendem Mund.

„Denkt an das Grab", würgte Jochen.

Selbst Karl war weich geworden. Ein paar dicke Tränen standen in seinen Augen. Er hielt Jochens Hand noch fest, als der Zug schon anruckte.

„Und wenn du nach Hannover kommst..."

Jochen nickte nur. Durch einen feuchten Schimmer sah er die Gesichter langsam versinken. Der Zug brauste schon in die gelbe Steppenebene hinein, da stand er immer noch am Fenster und schaute nach Westen. Dann biß er die Zähne zusammen und ließ sich in den Polstersitz fallen.

„Nun geht es nach Deutschland."

Er hatte es so laut gesprochen, daß die Reisenden neben ihm die Zeitungen senkten und den jungen Mann erstaunt anblickten. Jochen zog das Buch aus dem Rock, das er sich in der Stadt gekauft hatte. Es war eine zerstoßene und verblichene Ausgabe Schillerscher Dramen, das einzige deutsche Buch, das er mit Wäntigs Hilfe in einem Buchladen aufgestöbert hatte.

Er begann mit dem „Wallenstein". Und je länger er las, um so stärker wurde er gefesselt, und bald hatte er sich so in den Stoff vergraben, daß er nicht mehr aufsah, bis er das ganze Stück zu Ende hatte. Als er endlich den Kopf hob, wunderte er sich fast, daß er sich nicht inmitten lärmender Landsknechte, sondern zwischen ganz gewöhnlichen Kanadiern wiederfand. Er lehnte sich in den Sitz zurück und schloß die Augen.

„Da tritt kein andrer für ihn ein, auf sich selber steht er da ganz allein." So hieß es doch in dem Reiterlied, das er eben gelesen hatte. Und der Vers ging ihm nicht aus dem Sinn, bis er unter dem gleichtönigen Gestampfe des Zuges fest einschlief.

Am anderen Tage überfuhren sie die amerikanische Grenze. Unübersehbare Getreidefelder wogten zu beiden Seiten der Bahnlinie. Die Pferde vor den Mähmaschinen schienen in dem goldenen Meer umherzuschwimmen. Jochen las in der „Jungfrau von Orleans“. Wenn der Zug plötzlich anhielt, schreckte er auf, so sehr war er nun schon an das sausende Geratter gewöhnt. Städte durchflogen sie. Einsame Seen blinkten wie große Spiegel in der Landschaft, über der die Augustsonne glühte. Jochen las in „Don Carlos“.

Es wurde wieder Abend und wieder Morgen. Leute stiegen aus. Neue setzten sich an ihre Plätze. Es fiel Jochen auf, wieviele große, blonde Gestalten darunter waren mit langen, schmalen Gesichtern. Aber alle mahlten sie an ihrem Kaugummi herum, selbst die Frauen saßen wie die Wiederkäuer da.

Jochen ließ sie kauen und begann „Die Räuber“.

Wenn er Hunger bekam, ging er in den Speisewagen. Die Neger, die ihn bedienten, sahen in ihren weißen Jacken noch schwärzer als gewöhnlich aus. Da er kein Wort auf der Speisekarte verstand, deutete er entschlossen auf irgendeine Zeile und bestellte.

Auf diese Weise gerieten seine Mahlzeiten ein wenig durcheinander, aber warum sollte er nicht auch einmal Eiscreme vor dem sauren Tomatensalat essen. Am dritten Tage hatte er es schon raus, daß er am besten bei der ersten Zeile anfing und dann die Reihe herunter aß, bis er satt war. Und zum Schluß sagte er, wie alle andern auch: „Eiscreme, bitte.“ Und da es sehr heiß in dem Zuge war und das Zeug ausgezeichnet schmeckte, wiederholte er: „Eiscreme, bitte.“

So las und schlief und aß er sich die sechsundneunzig Stunden bis New York durch.

Und dann stand er wieder vor dem riesigen Bahnhof, und die Erinnerung an den Tag wurde wach, da er hier mit seinem Vater auf Karl Wäntig gewartet hatte. Er meinte noch den Vater zu sehen, wie er auf das Menschengewirr deutete und sagte: „Die rennen ja alle, als hätten sie ein schlechtes Gewissen."

Jochen hatte noch immer das schwingende Gefühl des fahrenden Zuges in den Gliedern. Um sich die Steifheit ein wenig aus den Beinen zu treten, pendelte er mit seinem Koffer den Bürgersteig hinab. Als er aber die Straße zu überqueren trachtete, saß er plötzlich zwischen heransausenden Autos fest. Eine Angst überfiel ihn, als wäre er zwischen ein Wolfsrudel geraten. Der Wechsel aus der Wildnis am Schlangensee in diesen Millionenverkehr war doch zu plötzlich gekommen. Rasch winkte er eine Taxe heran und fuhr in das bekannte deutsche Hotel. Als er bald hernach müde in das weiße Bett sank und über der Tür die in Holz gebrannten plattdeutschen Worte las: „Et geht nix över en gouddet Bedde", da überkam ihn ein so glückliches Heimatgefühl, daß er fast Lust hatte, seine Harmonika aus dem Koffer zu holen und ein Liedchen zu spielen. Aber schon hatte ihm der Schlaf sein Tuch über den Kopf geworfen, und mit lächelndem Gesicht war er eingeschlummert.

Da träumte ihm, er läge zu Hause in dem weißlackierten Gitterbett in der niedrigen Schlafstube neben dem Wohnzimmer. Durch den Türspalt fiel der Lichtschein von dem Tisch her, an dem der Vater seine Zeitung las. Es war so still, daß er ganz deutlich das Klappern von Mutters Stricknadeln hören konnte. Und dann sagte sie plötzlich:

„Ernst, wir müssen mehr acht auf den Jungen geben. Heute saß er wahrhaftig oben in Thormanns Kirschbaum. Der klettert mir viel zu früh, der Bengel.“

„Hm“, machte der Vater darauf und blätterte umständlich die Zeitung um, und der Bengel nebenan schob sich rasch den Zipfel des Kopfkissens in den Mund, damit das lustige Gekicher den Lauscher nicht verriet. Hier brach der schöne Traum ab. Jochen fiel in einen so tiefen Schlaf, daß am nächsten Mittag der Wirt persönlich in seinem Zimmer erscheinen mußte, um ihn wachzurütteln.

„Et geht nix över en gouddet Bedde“, lachte Jochen, lief in das Badezimmer und ließ sich das kalte Wasser über den braunen Körper rieseln. Übrigens hatte er eigentlich nicht die geringste Lust, noch einmal in New York herumzulaufen. Der Streifzug mit Karl Wäntig damals genügte ihm.

„Aber wer läuft denn in Amerika überhaupt noch?“ erklärte der Wirt lachend. „Ich fahre Sie ein wenig in der Gegend umher. So etwas sieht man doch nicht alle Tage, und herüberkommen werden Sie so leicht auch nicht wieder.“

Das konnte ihm Jochen gern schriftlich geben. Zunächst fuhren sie denn an den Hafen. In fünf Tagen ging ein Hapag-Dampfer.

„Keiner früher?“ fragte Jochen.

Der Mann schüttelte den Kopf.

„Gut, den nehme ich also.“

Um das Gepäck brauchte Jochen sich nicht zu sorgen. Das machte alles Herr Brandt, der hilfsbereite Wirt. Bis zum Abend war die ganze Reiseangelegenheit in Ordnung gebracht. Jochen konnte sich nun in aller Ruhe von Brandt

durch die Stadt kutschieren lassen. Sie fuhren in die Wall-street, in das Geldherz der Welt. Jochen wollte nicht, aber der Wirt behauptete, er müsse einen Blick in die Börse werfen. Und dann standen sie zwischen Männern mit kalten, flimmernden Augen, die ihren Geldhunger unter einer gekünstelten Gelassenheit zu verbergen trachteten. Geschniegelte Jünglinge hasteten zwischendurch, Maschinen klapperten, an den Wänden leuchteten Zahlen auf, vor den Fernsprechzellen lagerten die Boten. Jede neue Zahl löste eine neue starke Bewegung unter den Händlern aus, das Gerede schwoll an, und das ganze Geräusch verschmolz unter dem Gewölbe wie zu einem dumpfen Gebetsgemurmel vor dem Götzen Mammon.

Soviel wußte Jochen von diesen Dingen schon, daß hier mit einer einzigen Handbewegung über das Schicksal von Tausenden von Farmern und Arbeitern entschieden werden konnte. Trotz der schweren, heißen Luft rann ihm ein Frieren über den Rücken. Er drängte ins Freie.

„Die Nase schon voll?“ lachte Brandt.

„Jetzt verstehe ich erst, was mein Vater meinte“, antwortete Jochen ernst. „Es ging um das Geld, als Amerika gegen uns in den Krieg eintrat.“

„Der Dollar ist nun mal die Großmacht in Amerika“, bestätigte Brandt, „und was er kann, zeige ich Ihnen jetzt.“

Der Wagen zitterte über den weichen Asphalt. Vor einem gewaltigen Wolkenkratzer hielt Brandt an. Eine Weile später standen sie auf dem höchsten Gebäude der Welt und sahen die Millionenstadt einige hundert Meter tief unter sich liegen.

„Das nenne ich doch ein Bild, was, Herr Sturm?“

Aber Jochen schaute versunken einem Dampfer nach, der eben aus dem Hafen lief und nach Osten strebte. Wie ein Spielzeug schwamm er in dem silberschäumenden Wasser. Ganz in der Ferne flossen Himmel und Meer ineinander. Und dahinter wartete die Heimat.

„Sehen Sie, dort drüben fließt der amerikanische Rhein", erklärte Brandt weiter und deutete auf den Hudson, „nur unsere Burgen fehlen ihm und die schönen Rheinlieder."

„Und die Franzosen", ergänzte Jochen grimmig.

„Das soll übrigens gar nicht so schlimm sein mit den Franzosen", meinte Brandt darauf. „Die Zeitungen schreiben immer, wie hochanständig ..."

„Eure Zeitungen lügen", rief Jochen empört. „Sie müssen Ihren Landsleuten schon glauben, die es erlebt haben, und nicht den bezahlten Schreibern hier."

„Aber man hört hier doch nichts anderes", gestand der Wirt. „Und was tut denn schließlich die deutsche Regierung dagegen, wie? Einen Dreck tut sie, das sagen Sie den Kerlen auch mal, wenn Sie rüberkommen." Er war nun in Fahrt. „Und glauben Sie nur nicht, daß wir keine Deutsche mehr sind, wenn wir auch hier unser Brot verdienen." Er bebte ordentlich. „Ich habe jedenfalls mein Firmenschild nicht mit einem englischen Namen überpinselt und hatte deshalb die ganze Kriegszeit hindurch mein Haus nur zu einem Viertel belegt. Das war gewiß kein Heldenstück, aber anständig war das immerhin — oder nicht?"

„Es waren nicht alle Deutschen so, habe ich gehört", sagte Jochen.

„Ob der Dollar stärker ist als die Gesinnung, das ist hier bei uns immer die große Frage“, fuhr Brandt fort, „aber bei mir gehört das Herz an die erste Stelle.“

Jochen reichte ihm dankbar die Hand.

„Daß es noch solche Deutsche in Amerika gibt, werde ich in der Heimat auch sagen“, versprach Jochen.

Dann sausten sie mit dem Fahrstuhl wieder in die Tiefe.

Nun steuerte Brandt den Wagen in das Armenviertel hinein. Jochen sollte auch einen Blick auf die Schattenseiten des Dollarlandes werfen. Und hatte es eben geschienen, als wüchsen in Amerika die Bäume in den Himmel, so lernte Jochen bei dieser Fahrt ein Elendsviertel kennen, das er in dieser Stadt nicht vermutet hatte. Die Häuser im Armenviertel rochen geradezu nach Armut. Ein schreiender Gegensatz zu den Goldhäusern der Wallstreet und den Millionenbauten von Manhattan. An den Häusern entlang lagen überall finstere, verkommene Gestalten herum. Dumpfe Gesichter, von der Not und Hoffnungslosigkeit gezeichnet, döften ihn an. Jochen schämte sich fast, als er seinen guten Anzug mit den Lumpen verglich, mit denen diese Leute ihre Blöße zu decken suchten.

„Aber geschieht denn hier für diese Menschen gar nichts?“ fragte er erschüttert den Wirt.

„Die Armen leben von der Barmherzigkeit einiger Kirchen oder vom Verbrechen“, belehrte Brandt ihn. „Wer sich bei uns nicht durchbeißt, landet schließlich hier, und nur wenige finden dann wieder die Kraft zu einem Ausweg. Einst war Amerika ihre größte Hoffnung, wenn die zerschlagen ist, haben sie keine mehr. Aber ich glaube, lieber Freund, Sie haben für heute genug gesehen. Fahren wir nach Hause.“

Von allen Eindrücken aus New York blieb der Besuch im Armenviertel in Jochens Herz am lebendigsten. Die müden Augen der Hoffnungslosen brannten heller in seiner Seele, als die ganze phantastische Lichtfülle des Broadway. Solche Augen würden ihm nun auch wohl in Deutschland begegnen; Augen, aus denen die Verzweiflung schrie.

Er kaufte sich einige Bücher und verbrachte die letzten Tage auf seinem Zimmer. Von dem gelobten Dollarlande hatte er genug.

Schwere Nebelschwaden hingen über dem Hafen, als Jochen an Bord ging. Die Hochhäuser von Manhattan standen wie in graue Watte gewickelt. Schiffssirenen brüllten sich gegenseitig an. Aber Jochen klangen sie wie fröhlicher Abschiedsgruß. Nun lag Amerika hinter ihm. Als er den Fuß auf die Schiffsbrücke setzte, hatte er deutschen Boden betreten.

Das war doch ein anderes Schiff als die gute „Anna Maria", die ihn herübergebracht hatte. Gemächlich stieg er die teppichbelegten Treppen in den Schiffsbauch hinab. Fleckenlos blinkten die Messingbeschläge, alles atmete peinlichste Frische und Sauberkeit. Immer noch liefen Matrosen mit Eimern und Besen umher. Jochen schritt den schmalen Kabinengang entlang und suchte seine Nummer Zweihundertdreiundvierzig. Hier wäre noch besser Versteckenspielen gewesen als auf dem dunklen Dachboden seines Vaterhauses, dachte er plötzlich, als er wieder um eine Ecke biegen mußte. Dann hatte er seine Wohnung gefunden. Durch das Bullauge sah er nur den grauen Dunst über dem schwarzen Hafenwasser.

Als zweiter Kabinengast zog ein deutscher Kaufmann namens Hasenbeck ein, der nach Hamburg zurückfuhr. Da

der Mann schon im zweiten Satz über die Regierung schimpfte, die den letzten Rest des deutschen Ansehens in der Welt verschleudere, von Weltwirtschaft ebensowenig verstände wie vom Regieren, war Jochen über seinen Reisegefährten recht erbaut.

„Wird schon noch mal anders werden", sagte Jochen und half ihm beim Verstauen seiner vielen Koffer.

Sie standen an Deck, als die Ankerketten polterten und die Maschinen anliefen. Der Nebel hatte sich zu einem feinen Sprühregen verdichtet, durch den die Freiheitsstatue wie ein Riesengespenst hindurchgeisterte. Auf dem ersten Deck spielte die Bordkapelle.

„Der Dampfer da drüben war einmal das herrlichste deutsche Schiff", sagte der Kaufmann traurig und zeigte Jochen den Ozeanriesen „Vaterland", der nun am Mast das Sternenbanner führte.

„Viel haben wir nicht mehr zu verlieren", ergänzte Jochen grimmig.

Nach einer Weile fragte Hasenbeck ihn: „Warum reisen Sie eigentlich nach Deutschland zurück?"

Da begann Jochen ihm seine ganze Geschichte zu erzählen. Eine frische Brise hatte sich aufgetan und schuf eine gute Sicht. Vor den Auswandererhallen auf Ellis-Island, der berühmten „Träneninsel", standen einige Menschengruppen und winkten dem Dampfer nach. Ein letzter Gruß an die Heimat.

Die Schornsteine spuckten schwarze Wolken in die Luft, die wie Trauerfahnen über dem Dampfer hingen. Hasenbeck hatte seinen Arm über Jochens Schulter gelegt. Sie wanderten auf dem Deck auf und ab, während Jochen

erzählte. Der Mann unterbrach ihn nur zuweilen mit einem beifälligen „So“ oder „Das war ja allerhand“. Als Jochen an den Überfall des Hinke-Jack kam, blieb Hasenbeck stehen.

„Da haben Sie in den paar Jahren mehr erlebt, als unsereiner in seinem ganzen Leben. Kommen Sie mit in den Frühstücksraum. Das muß ich in aller Ruhe anhören. Ist ja der reinste Roman, den Sie da erzählen.“

Das Schiff zog schon tief durch den Atlantik, als Jochen seinen Bericht beendete.

„Und jetzt habe ich nur ein Ziel“, schloß er, und seine Augen flammten vor Begeisterung, „einzutreten in die Reihen derer, die für ein freies, neues Deutschland kämpfen.“

Hasenbecks Finger trommelten auf der Marmorplatte. Die Geschichte hatte ihn aufgewühlt. Er dachte an seinen eigenen Jungen. Der redete gerade so. Drei Semester sollte er schon studiert haben, aber der Bursche war sicher noch keine zehnmal in der Universität gewesen. Wenn er ihn darob zur Rede stellte, lachte er und meinte, erst käme die Freiheit, und dann die Wissenschaft.

Nun begegnete ihm hier auf dem Schiff wieder so einer. Alles hatte dieser junge Mensch verloren, was einer auf der Welt zu verlieren hatte, und statt nun an seine eigene Zukunft zu denken, zog der Kerl von Kanada über das Meer zurück, um für Deutschland zu kämpfen. Wenn solcher Geist noch in der deutschen Jugend lebendig war, dann konnte das Vaterland nicht verloren sein.

Er brannte sich eine Zigarre an und stieß den Rauch unter die Decke. Der Steward neigte sich höflich über den Tisch: „Das Rauchzimmer ist nebenan, bitte.“

„Ach so, ja natürlich. Kommen Sie, Herr Sturm, nun sollen Sie auch von mir erfahren, wie es in der Heimat aussieht."

Sie gingen in das Rauchzimmer hinüber. Hasenbeck begann: „Ihre Tante hat schon recht, wenn sie schreibt, daß noch einmal alles umgekrempelt werden muß. Es gibt viele, die das wollen. Mein Junge gehört auch dazu. Mir verrät der Bengel auch nicht allzuviel. Wenn ich ihn frage, dann grinst er nur und macht Andeutungen. Abwarten, sagt er immer, nicht drüber reden. Und dann will er jedesmal zehn Mark von mir haben für seine Bewegung, wie er das nennt. Und ich gäbe ihm den letzten Groschen, wenn nur die rote Bande bald verschwände."

Als Jochen schwieg, fuhr er fort: „Einfach wird die Sache nicht, das kann ich Ihnen verraten. Mein Junge behauptet sogar, die rote Schande könnte nur mit Blut abgewaschen werden. Und dann meint er auch, zuerst müsse man den Arbeiter gewinnen, ohne ihn kämen sie einfach nicht durch. Ich glaube nur nicht, daß wir noch soviel Zeit zu verlieren haben. Bis dahin ist der ganze Laden bankrott."

Und dann erzählte er die ganze Jammergeschichte der Nachkriegsjahre. Jochen hockte im Ledersessel und lauschte. Genau so, wie Hasenbeck die Zustände schilderte, hatte er sich das Elend ausgemalt. Es war ihm vieles neu, aber was die Tante geschrieben hatte, handelte von der gleichen Sache.

Der Kaufmann war erst einen Monat aus Deutschland fort, er kannte die Verhältnisse bis in die neuste Zeit. Einzelheiten brachten Jochen das Blut zum sieden. Wenn er nur herausbrachte, wie der Geheimbund hieß, dem der junge Hasenbeck angehörte. Der Alte war darin auch jetzt

noch zurückhaltend. Aber vielleicht wußte er tatsächlich nicht mehr, als er sagte. Nun, er würde es schon erfahren. Die Hauptsache war, daß solche Bünde überhaupt bestanden.

Bis in den Abend hinein saßen sie beisammen. Hasenbeck wurde nicht müde, auf alle Fragen Jochens einzugehen. Noch in der Kabine redete er weiter, bis ihn endlich doch der Schlaf übermannte.

In den nächsten Tagen gab es schlechtes Wetter. Der Speisesaal wurde bei jeder Mahlzeit leerer. Hasenbeck lag mit gelbem Gesicht auf seinem Bett und glotzte durch das Bullauge, gegen das in einemfort die Wogen spritzten. Jochen blieb gesund. Stunde um Stunde stand er an der Reeling und sah in das aufgewühlte Meer. Je höher die Wellen heranbrausten, um so lieber war es ihm. Der Sturm zerrte und biß an den Segelvorhängen. Weißer Gischt peitschte über das Deck. Der große Dampfer begann zu tanzen.

„Immer noch obenauf?“ fragte der Offizier, der die Runde machte.

„Ich bin ein wenig mit diesem Wetter verwandt“, lachte Jochen, „ich heiße Sturm.“

„Schöne Verwandtschaft“, rief der Leutnant ihm zu, „mein Name ist leider Kotzenbruch.“

„Viel Vergnügen“, schrie Jochen ihm nach. Zur Antwort erhielt er einen solchen Spritzer über den Leib, daß er klatschnaß in die Kabine hinunter mußte.

Aber es gab auch wieder gute Tage, so daß Jochen das wilde Meer nicht wiedererkannte, so still und himmelblau lag es da. Auf dem Spieldeck herrschte wieder Leben. Mit

Ringewerfen und Plattenschieben vergnügten sich die Reisenden und hatten den bösen Sturm vergessen. In dem Speisesaal blieb nun kein Stuhl unbesetzt.

Jochen lag tagsüber meistens neben Hasenbeck in seinem Bordstuhl und ließ sich die Sonne ins Gesicht scheinen. Wenn die Bordzeitung erschien, suchte er eifrig nach den neusten Meldungen. Aber viel war daraus auch nicht zu ersehen. Offenbar wollte man die Reisenden nicht durch trübe Nachrichten beunruhigen.

„Tja, mein Lieber“, begrüßte Hasenbeck ihn eines Morgens, „nun müssen wir bald in den Kanal kommen. Morgen früh dürften wir in Hamburg sein.“

Den ganzen Tag wich Jochen nun nicht mehr von Deck. Mit Hasenbecks Fernglas suchte er den Himmel ab, bis er die Türme von Dover und Calais entdeckte. Über dem Wasser leuchteten die weißen Kreidefelsen Südenglands in der Sonne. Das Meer wechselte seine Farbe und wurde dunkelgrün.

„Das ist die Nordsee.“

In der Nacht blinkten die Leuchtfeuer der friesischen Inseln durch das Rundfenster in die Kabine. Jochen lag mit klopfendem Herzen die ganze Nacht über wach. Hasenbeck neben ihm schnarchte. Plötzlich stoppten die Maschinen. Jochen sprang auf, wischte das Bullauge blank und schaute hinaus. Das Schiff glitt sachte in den Hafen von Hamburg ein.

18.

In der niedrigen Wohnstube auf ihrem Hofe in Westfalen saß Frau Frieda Sturm und rechnete. Den grauhaarigen Kopf hielt sie in beide Hände gestützt, und aus ihren Augen fielen die Tränen auf einen Bogen nieder, der bis an den Rand mit Zahlen beschrieben war. Über den ganzen Tisch verstreut lagen Zettel, große und kleine, gelbe, blaue und weiße, darauf standen ebenfalls Zahlen, nichts als Zahlen.

„Jetzt ist es vorbei“, stöhnte die Frau auf und wischte mit einem Strich die Blätter von dem Tisch, daß sie durch die Stube flatterten. Ihre Blicke hafteten an den leeren Plätzen in dem Glasschrank, aus dem sie gestern auch die alte Silberkanne fortgenommen hatte. Es war ein Erbstück ihrer seligen Mutter, ein schweres, wunderschönes Gerät. Aber der Erlös reichte nicht einmal aus, um den zehnten Teil ihrer Schulden zu decken.

Sie fuhr zusammen, als sie jetzt Schritte auf dem Hofe vernahm. Der Hund kläffte aufgeregt, das tat er sonst nie, wenn der Nachbar herüberkam. Hastig rieb sie sich mit der Schürze über die Augen.

Mit einem Ruck wurde die Haustür aufgestoßen. Die Frau erhob sich rasch und trat auf den Flur hinaus. In dem Dämmerlicht sah sie einen großen Mann stehen, der einen Koffer trug.

„Tante Frieda“, sagte der Mann leise.

Die Frau prallte zurück. Ihre Hände zitterten durch die Luft. Sie war so getroffen, daß sie nicht einmal schreien konnte. Eine schwere Hand legte sich auf ihren Scheitel. Nun fiel dem Fremden das Licht aus der Wohnstube ins Gesicht. Als sie Jochen erkannte, fiel sie schluchzend in seinen Arm.

„An mich hast du wohl nicht gedacht“, sagte Jochen, als sie weinend neben ihm auf dem Sofa saß. Er streichelte ihre zerarbeiteten Hände, die sich rauh und hart anfühlten. Sie schüttelte den Kopf und sah ihn immer noch ungläubig an.

„Du bist es wirklich, Junge“, brachte sie nach einer Weile hervor.

„Ja, Tante, ich hielt es nicht länger mehr aus drüben.“

Die kleine Frau legte die Hände zusammen und sah mit fragenden Augen erwartungsvoll zu Jochen auf. Nun gewahrte Jochen die zerstreuten Papiere auf dem Fußboden. Vor seinen Füßen lag eine Einkommensteuererklärung. Schweigend hob er die Zettel auf und legte sie auf den Tisch.

„Hast du Schulden?“ fragte er leise.

Die Tante nickte.

„Das bringen wir in Ordnung. Den Hof müssen wir halten.“

Sie schaute ihn erstaunt an, aber durch ihre Tränen schimmerte ein zaghafter Hoffnungsstrahl.

„Ich habe nur noch eine Kuh“, sagte sie dann bitter.

„Und das Land? Hast du Land verkaufen müssen?“

„Das Stück an dem Bach habe ich letztes Jahr verkauft, sonst wäre ich nicht durchgekommen. Besonders gut war es nie“, fügte sie entschuldigend hinzu. „Und die beiden Felder hinter dem Birkenhügel liegen brach. Ich konnte den Dünger nicht bezahlen. Die große Weide habe ich an meinen Nachbar Petermann verpachten müssen.“

„Ist es sehr viel, was du zu zahlen hast?“ fragte Jochen. Er gab seiner Stimme einen Anflug von Heiterkeit.

Sie schob ihm den großen Bogen hin und stieß mit dem Finger auf eine Summe, die fast sein halbes Vermögen ausmachte.

„So“, sagte er, „das werden wir erledigen.“

„Aber Jochen“, rief die Tante, „soviel Geld hast du doch nicht?“

„Ich denke doch“, lächelte er glücklich, „aber jetzt braust du mir zuerst mal einen ordentlichen Kaffee. Ich habe Durst wie ein Ziehhund.“

Sie trippelte in die Küche hinüber. In einer Blechbüchse ganz hinten im Küchenschrank hielt sie seit einem halben Jahr eine Handvoll echten Bohnenkaffee verwahrt. Sie selber trank schon lange nur noch selbstgebrannte Gerste. Auch die Tüte mit dem Kristallzucker hatte sie für eine besondere Gelegenheit aufgehoben.

Und dann saßen sie wieder auf dem alten Sofa beieinander. Die Tante hatte ihre Hände gefaltet und lauschte den Worten des großen Jungen ergriffen wie ein Kind, dem die Großmutter die erste Gruselgeschichte erzählt. Schon grüßte der neue Tag durch das Fenster, als Jochen sich endlich erhob. Er strich der Frau leicht über das zerfurchte Gesicht.

„Zunächst bleibe ich bei dir. Du kannst wohl eine Hilfe brauchen. Und morgen gehe ich los und kaufe ein Pferd. Wir wollen doch mal sehen, ob wir beide zusammen nicht stärker sind als diese Zettel da.“ Er stieß das Fenster auf. Die Morgenluft strömte frisch und kühl in die Stube.

Eines Abends schlenderte Jochen die Dorfstraße nach dem Hof hinauf. Er war am Grabe seiner Mutter gewesen. Der kleine Rosenzweig, den die Tante vor zwei Jahren

gesetzt hatte, war zu einem prächtigen Busch ausgewachsen und bedeckte den ganzen Hügel mit späten Blüten. Jochen hatte mit dem Friedhofsgärtner verhandelt und eine feste Einfassung für das Grab bestellt. Mit Wehmut mußte er daran denken, welche Kunstwerke sein Vater einst für fremde Gräber geschmiedet hatte, und nun stand auf seinem eigenen Grabhügel nicht mehr als ein rohgezimmertes Birkenkreuz. Als Jochen den Seitenweg nach dem Hof erreichte, hielt er inne und warf einen Blick über die Felder. Bei Petermann drüben wurde der letzte Hafer eingefahren. Der Knecht aber führte den Wagen nicht den ordentlichen Fahrweg herunter, sondern holperte einfach über die beiden Brachfelder der Tante weg, die braun und durstig in der Sonne lagen. Ach nee, dachte Jochen, da läuft schon ein regelrechter Fuhrweg über das Stück, gerade auf Petermanns Hof zu. Mit einem Satz war er über den Zaun und rannte die Wiesen hinab auf den Erntewagen los.

„Hallo“, rief er dem Knecht zu, der den Zügel führte, „das ist nun das letzte Mal, daß du über dieses Grundstück fährst, verstanden?“

Der Knecht riß erstaunt den Kopf herum und hatte schon eine freche Entgegnung auf der Zunge, als er Jochen erkannte und vorsichtigerweise an sich hielt. Die Nachricht von der Heimkehr des Auswanderers war wie ein Wind über alle Höfe gelaufen, und es gab Leute, die von dem jungen Sturm Wunderdinge erzählten, besonders seit die große Kiste mit den Jagdstücken angekommen war.

„Aber sie fahren alle hierher“, sagte der Knecht kleinlaut und deutete auf den Weg, der sich quer über die Felder zog.

„Von heute ab keiner mehr, darauf kannst du dich verlassen.“

Der Wagen ruckte an und schwankte im scharfen Bogen auf die ordentliche Fahrstraße zu, mitten über Petermanns saftiges Kleestück hinweg. Zwischen den Ährenbündeln auf dem Wagen hindurch schaute eine Magd heimlich dem blonden Jungen nach, der mit langen Schritten die Höhe hinankletterte.

„Bist aber hübsch artig geblieben, Peter", rief sie dem Knecht zu und duckte sich lachend in das Stroh.

„Wär' es dir lieber, wenn mir der Lange die Knochen eingeschlagen hätte?" sagte der Bursche ärgerlich.

Das Mädchen kicherte. „Wenn du immer so zahm bleibst, wird noch einmal ein friedlicher Ehemann aus dir."

Da trieb Peter die Pferde an, daß die Magd sich kreischend an den Balken klammerte, um nicht in den Graben zu fliegen.

Zu Hause aber sorgte ihr wackerer Mund dafür, daß von diesem Tage ab niemand mehr wagte, den Weg über die Felder der Witwe Sturm zu nehmen.

In der Wirtschaft „Zur Linde" war eine Versammlung angesagt. Jochen las es auf den knallroten Zetteln, die an den Häusern klebten; er sah zum ersten Mal in seinem Leben das Hakenkreuzzeichen.

„Da müssen wir hin", sagte die Tante, „das sind die Richtigen. Vor drei Wochen hat im „Blauen Ochsen" der Kommunist Dreyer gesprochen. Das hier ist nun die Antwort darauf."

„Natürlich gehen wir hin", erklärte Jochen. —

Der alte Lamprecht stand mit der langen Pfeife vor der Haustür, als sie am nächsten Abend ankamen.

„Ihr seid spät heute, Witwe Sturm, der Saal ist schon voll bis an die Theke“, murmelte er zufrieden, als handele es sich um ein Schützenfest.

„Und Sie, junger Mann“, tippte er Jochen mit dem Pfeifenmundstück gegen die Brust, „Sie waren im Ausland? Na, da werden Sie ja auch wissen, wie die Welt über uns denkt. Der Laden muß doch ausgemistet werden, was?“

„Aber gründlich“, bestätigte Jochen lachend und zwängte sich vor der Tante her durch die zusammengepferchte Menge bis in die vorderste Reihe. Jemand reichte der Tante einen Stuhl. Jochen fand auf der Treppe zur Bühne noch ein Plätzchen. So konnte er bequem den Saal übersehen.

An den Wänden entlang standen in festen Abständen junge Männer mit Windjacken. Ein Hilfskellner versuchte vergeblich, sich durch die Masse zu winden. Dabei rutschte ihm das Tablett aus der Hand. Wen es traf, der schimpfte. Es entstand ein kleiner Aufruhr. Die Umsitzenden lachten. Um die Lampen wolkte dicker Tabaksqualm. Die Luft war zum Schneiden. Die Schwüle legte sich drückend auf die Brust.

„Anfangen!“ schrie einer.

„Die können nicht mehr“, wurde aus einer Ecke geantwortet.

Die Männer in den Windjacken sahen sich an.

„Anfangen!!“ brüllte ein ganzer Chor.

Ein Mann aus der Reihe vor Jochen sprang auf die Bühne. Er war noch nicht ganz angelangt, da hatten ihn schon vier derbe Fäuste gepackt und hinter die Kulissen gezerrt. Ein kurzes Gepolter, ein Schrei. Dann wurde eine

Tür zugeworfen. Damit war dieser Auftritt beendet. Im Saal hatten nicht einmal alle den Vorgang bemerkt.

„Der ist draußen", lachte neben Jochen ein Mann, „die Hakenkreuzler haben Verstärkung aus zwei Nachbarorten. Das kann noch gut werden heute abend."

Jetzt entstand an der Tür ein Gedränge. Sechs Männer in Windjacken brachen eine Bahn durch die Menge. Hinter ihnen schritt der Redner. Er trat sogleich an die Rampe. Mit verschränkten Armen ließ er seine Blicke seelenruhig durch den vollgespickten Saal wandern.

„Volksgenossen!" begann er. „Ich mache eine Vorbemerkung. Wir sind hier eine Versammlung anständiger Deutscher. Wer sich nicht dazu rechnet, kann jetzt noch den Saal verlassen." Er machte eine Pause. Es blieb alles still.

„Dann können wir wohl anfangen."

Er holte nicht weit aus. Er schrie auch nicht. Er sprach, wie ein Arzt von einer schweren Krankheit spricht, ruhig, sachlich, offen. An manchen Stellen wurde er scharf, rücksichtslos.

Jochen hockte auf der Treppe und hing ihm an den Lippen. Die Zigaretten im Saale erloschen, aber viele Augen wurden hell. Jochen warf einen Blick auf die Tante. Die saß andächtig da und lauschte. Als der Redner von dem roten Dolchstoß sprach, jaulte es im Saal auf. Das reizte ihn. Er wurde deutlicher und nannte Namen. Aus der Mitte kam nun schon offener Widerspruch.

„Ruhe!" „Nieder!!"

Der Redner übertönte die Zwischenrufer und hatte eine Minute später die Masse der Hörer wieder in der Hand

Eine starke Bewegung löste seine Behauptung aus, daß die Volksverräter mit den Feinden Deutschlands in Verbindung gestanden hätten.

„Wo sind die Beweise?“ kreischte eine Frauenstimme.

„Be—wei—se!!“ gröhlte plötzlich der halbe Saal. Die Volksseele kochte.

Als nun der Name eines roten Führers von der Bühne geschleudert wurde, den jedermann als alten Gewerkschaftssekretär kannte, begann die Raserei. Es entstand ein Gebrüll, als wäre die Decke eingefallen. Gellende Pfiffe durchschnitten den Lärm. Kein Mensch saß noch auf seinem Stuhl. Von der Seite her drängte eine Schar junger Kerle gegen die Bühne vor. An der Tür knallte eine Lampe in Splitter. Der Redner stand wieder mit verschränkten Armen da und wartete. Seine Augen flammten.

Die Internationale.

Einer hatte angestimmt, hundert Hälse gröhlten mit. Die Versammlung schien zu einer Triumphkundgebung der Roten zu werden. Vor der Treppe staute sich ein Haufe verbissener Gesichter. Jochen stand auf der obersten Stufe und blickte unverwandt auf den Redner. Worauf wartete der Mann denn noch? Jetzt — endlich hob er den rechten Arm in die Luft. Im gleichen Augenblick schossen hinter den Kulissen zwei Dutzend junger Männer hervor. Der Fußboden krachte, als sie von der Bühne in den Saal hineinsprangen. Jochen war mitten unter ihnen. Gerade vor ihm sang einer. Er gab dem Sänger einen Stoß vor die Brust, daß er stöhnend in das Menschengewirr kugelte, das sich vor der Treppe gebildet hatte.

„Fenster auf!“ brüllte der Redner, der wie angewachsen auf seinem Platz aushielt und die Saalschlacht leitete.

Es klirrte. Das Singen ertrank in dem nun einsetzenden Krach. Der Saalschutz von den Seitenwänden war auf ein Zeichen des Redners ebenfalls zum Angriff übergegangen. Schon flogen die ersten Schreihälse durch die Fenster. Wer sich nicht auf seinen Stuhl setzte, wurde als Gegner betrachtet.

Vor dem Ausgang staute sich der Widerstand. Da mußte mit Stuhlbeinen nachgeholfen werden. Das wirkte. Jochen sah, wie in dem Gewühl einer der Schurken ein Messer zog. Mit einem Satz war er über einen Tisch hinweg und hielt den Kerl an der Gurgel. Die Ohrfeige, die er ihm dann verabfolgte, langte völlig. Dem Messerhelden sprangen die Funken aus den Augen. In der Tür blinkten Helme. „Polizei!"

Der Saalschutz hatte den Saal durchgekämmt und die rote Bande gegen den Ausgang gedrängt. So stand die Polizei zwischen den Zurückweichenden festgeklemmt.

„Ganz aufräumen!" brüllte jemand, der neben Jochen kämpfte.

Drei Minuten später war der Widerstand gebrochen. Die Letzten flogen wie Säcke auf die Straße hinaus. Mehrere Saalordner bluteten. Dem Truppführer klaffte ein breiter Riß auf der Stirn. Er wischte sich mit der Hand das Blut aus den Augen und meinte: „Sie kommen bei mir immer nur bis auf die Knochen!" Dann gingen die Verletzten in die Küche und ließen sich verbinden.

Nun trat der alte Lamprecht in den Saal. Ohne die Pfeife aus den Zähnen zu nehmen, sagte er trocken: „Sie können ruhig weitermachen, für heute sind wir ganz unter uns."

Die dumpfe Spannung, die über den Menschen lastete, löste sich bei dieser Bemerkung in ein befreiendes Gelächter



auf. Der Saalschutz schritt an seinen Platz. Ein sieghaftes Leuchten stand in den verschwitzten Gesichtern.

Da erschien der Gendarm.

„Hallo, jetzt kriegen wir Hilfe!“ rief einer der Ordner ihm entgegen.

Mit ernster Miene schritt der Hüter des Gesetzes durch das Schlachtfeld auf den Redner zu.

„Ich muß die Versammlung auflösen!“ sagte er laut und blickte wichtig auf die Menge hinunter, die immer noch den halben Saal füllte.

Der Redner lächelte. „Volksgenossen“, erklärte er ruhig, „die öffentliche Versammlung ist geschlossen. In fünf Minuten muß der Saal geräumt sein. Anschließend findet hier eine geschlossene Mitgliederversammlung statt. Tagesordnung: Erster Punkt: Aufnahme neuer Mitglieder. Zweiter Punkt: Verschiedenes!“

Er drehte sich um und ließ den verblüfften Ordnungsdiener stehen. Brausender Beifall war die Antwort. Die Leute drängten ins Freie. Vor der Haustür staute sich das Volk. Etliche waren froh, dem Unwetter entronnen zu sein, und machten sich eilig davon. Der Rest schob sich in den Saal zurück. Am Eingang standen die Männer vom Saalschutz und verteilten Anmeldezettel.

„Nur für Mitglieder“, riefen sie, „und solche, die es werden wollen.“

Die Saaltüren wurden geschlossen. Der Redner eröffnete. Als erster legte Jochen seine Anmeldung auf den Tisch.

Als sie gegen Mitternacht den dunklen Feldweg hinaufstiegen, schob Jochen seinen Arm unter den der kleinen

Frau und sagte: „Das war ein guter Anfang, Tante; über dreißig Neuaufnahmen an einem Abend. Und wie glänzend der Leiter das mit der Mitgliederversammlung gedreht hat. Der Wachtmeister schob ja ab, als hätten sie ihn mit Teer angestrichen.“

„Ach, der Wantke“, lachte die Tante, „er ist ein guter Kerl; nur Gendarm dürfte er nicht gerade sein. Mit dem Herzen gehört er sicherlich zu uns, aber schließlich ist er auch noch Beamter der roten Gesellschaft. Jedenfalls erscheint er in unseren Versammlungen immer erst dann, wenn alles vorbei ist, schreibt auf oder löst auf und freut sich im stillen, daß es so gut vorwärts geht. Als er mir die letzten Mahnzettel brachte, meinte er, es hätte doch schon mal bessere Zeiten gegeben als heute, und das ist für einen Mann wie Wantke geradezu ein Bekenntnis.“

Der Hofhund mochte sich wundern, als die beiden anlangten. So fröhlich wie in dieser Nacht hatte er seine Herrin seit Jahren nicht gesehen. Er kannte nur noch die kleine vergrämte Frau, die immer mit traurigen Augen einherging und kaum noch ein freundliches Wort für ihn übrig hatte. Er allein hatte es doch gesehen, wenn sie bis tief in die Nächte hinein über den elenden Papieren hockte und ihre Augen von Tränen überliefen. Aber seit dem Tage, da der große blonde Junge kam, war es anders mit ihr geworden. Er hatte doch seinen alten Ohren nicht recht getraut, als er sie eines Morgens plötzlich singen hörte. Vor Freude darüber ließ er Petermanns Katze, die auf die Linde geflüchtet war, sitzen und war in die Küche gesprungen.

„Ja, alter Freund“, hatte die Frau gesagt und ihm einen ordentlichen Happen zugeworfen, „jetzt wird noch alles gut werden. Der Jochen hat all unsere Schulden bezahlt

und will nun bei uns bleiben. Jetzt werden wir mal sehen, ob sie uns kleinkriegen, die Roten."

Noch viel mehr hatte sie ihm erzählt, aber er war zu sehr mit seinem Knochen beschäftigt gewesen, und außerdem wußte er nun auch genug. Wenn sie wieder singen konnte, dann war alles in Ordnung. Und daß er sich nicht getäuscht hatte, das wurde ihm an diesem Abend bewiesen. Schon unter dem Birkenhügel hörte er den Jungen lachen; und die Tante plauderte, als hätte sie nie im Leben böse Tage gesehen.

Am nächsten Morgen spannte Jochen das neue Pferd vor den Pflug. Er konnte die beiden Brachfelder nicht länger so daliegen sehen. Wenn diese Arbeit getan war, mußte er sich unbedingt an die Scheune machen. Das Dach zeigte so manche schadhafte Stelle, daß ein kräftiger Herbstwind genügt hätte, um die ganze Bedachung fortzublasen. Er hatte auch noch andere Pläne, aber darüber sprach er vorerst nicht mit der Tante. Das Herz tat ihm weh, wenn er durch den Stall ging und die vielen leeren Krippen sah. Eine einzige Kuh stand da, wo acht Tiere gut Platz hatten. Die Ketten hingen verrostet an den Trögen herunter. Es war lange her, daß die Tante die übrigen Tiere verkaufen mußte. Auch das sollte nun bald anders werden.

Mitten im Pflügen hielt er inne. Vom Dorfe trug der Wind Glockengeläut auf die Höhe. Hier oben hatte er die ehernen Stimmen damals, als sie fortzogen, zum letzten Mal vernommen. Es war erst neun Uhr. Wenn um diese Zeit die Glocken gingen, kündeten sie den Tod eines Dorfbewohners an. Da liefen Jochens Gedanken über das Meer bis zum einsamen Grab am Schlangensee.

„Hü!" trieb er das Pferd an. Am Sonntag wollte er mit der Tante wieder einmal in die Kirche gehen. Seit den Kriegszeiten hatte sie keinen Gottesdienst mehr versäumt. Ohne das, erklärte sie, hätte sie die schwere Zeit überhaupt nicht durchgehalten.

Und dann wollte Jochen auch mal dem alten Petermann seinen Besuch machen. Die Wiese mußte wieder auf den Hof zurück. Der Pachtvertrag lief zwar bis zum nächsten Frühjahr, aber der Alte würde wohl für ein vernünftiges Wort empfänglich sein.

Am Abend hatte er das erste Feldstück umgepflügt.

Jochen hatte sich in Petermann nicht getäuscht. Der Alte blinzelte ihn über die Brille hinweg an und sagte: „Kein Wort mehr darüber, die Wiese bekommst du sofort. Und wenn du sonst mal etwas brauchst, so sollst du bei mir nicht umsonst anklopfen. Wenn wir Bauern nicht zusammenhalten, gehen wir alle miteinander vor die Hunde." Er schob die Brille auf die Stirn und rückte näher an Jochen heran. „Als der Krieg aus war, habe ichs zuerst auch mit den Roten gehalten. Drei Jungen habe ich abgegeben. Keiner ist wiedergekommen. Zwei liegen in Frankreich, der jüngste in Rumänien. Das war keine Kleinigkeit, Junge, das sage ich dir. Und da dachte ich, nun sollte wirklich der Friede kommen. Alle sprachen ja davon. Aber was wir dann erlebt haben, war noch trauriger als der Krieg. Belogen und betrogen haben sie uns. Alles haben die Lumpen verludert. Und wir? Wir zahlen und zahlen, bis uns kein Halm mehr auf dem Felde gehört. Ein richtiges Sklavenvolk sind wir geworden, nichts anderes. Und wenn damit nicht bald Schluß gemacht wird, ist Deutschland für immer verloren."

So ist es recht, dachte Jochen, so müssen sie alle umlernen. Und nun erzählte er dem Alten von der Versammlung in der „Linde“. Da schlug der Greis mit der Faust auf den Tisch, daß die Milchschale überschwippte.

„Ist das wahr? Ist das denn möglich?“ krähte er vergnügt. „Und davon habe ich noch kein Sterbenswort erfahren? Das werde ich dem Lamprecht aber beistreichen. Wo solche Dinge geschehen, da läßt er seinen Freund hier oben sitzen und Trübsal blasen. Rausgekeilt habt ihr also die Brüder, das ist ja herrlich, Junge. Da möchte man ja nur fünfzig Jahre jünger sein.“

So saßen sie noch eine gute Weile. Als Jochen aufstand, mußte er dem Alten versprechen, bald wieder einmal herüberzukommen. Von Kanada wollte Petermann auch noch was hören.

Jochens Blick fiel auf einen Wildschweinskopf, der in der Diele hing.

„Den habe ich noch vor vier Jahren geschossen“, sagte Petermann, „aber bis zu einem Bären habe ich es doch nicht gebracht.“

„Und ich habe noch keine Wildsau vor der Flinte gehabt“, entgegnete Jochen, „da können wir also beide noch voneinander lernen.“

Dann ging er.

„Grüß mir die Tante“, rief der Alte ihm nach, „und die Pacht bezahle ich ihr für das ganze Jahr.“ Aber schon war Jochen hinter den Eichen verschwunden.

An diesem Abend brannte noch lange Licht auf seinem Zimmer. Er schrieb seinen ersten Brief an Wäntigs nach dem Schlangensee. Die Feder lief ihm zu langsam über

das Papier, so rasch flogen ihm die Gedanken zu. Für Tom legte er einen besonderen Bogen bei, der schloß mit den Worten: „Und wenn Du es eben machen kannst, lieber Tom, dann besorge mir doch bitte ein Bild von meines Vaters Grab. Vielleicht gibt es einmal eine gute Gelegenheit dazu. Ich habe damals nicht daran gedacht. In treuer Freundschaft Dein Jochen Sturm."

Einen Augenblick überlegte er, ob er nicht an Thormanns schreiben sollte, aber diese Freude wollte er sich lieber für den persönlichen Besuch aufsparen, den er nun bald zu machen hoffte.

19.

Wenn den Gerüchten zu trauen war, die seit einiger Zeit durch das Dorf flatterten, dann drohten im Westen des Reiches neue große Gefahren. Zuerst sprach man von Spartakusaufständen. Die Zeitungen brachten kein rechtes Licht in die Sache. Jochen behauptete, sie wären zu feige, die Wahrheit zu schreiben. Und so blieb man auf gelegentliche Mitteilungen angewiesen, die dieser oder jener aus Briefen weitergab, die er aus Bochum oder Essen erhielt. Als aber Jochen eines Abends vom alten Lamprecht mit der Nachricht festgehalten wurde, daß die Separatisten das Rheinland an Frankreich verschachern wollten und — was übrigens kein Wunder wäre — von den Franzosen bei ihren verbrecherischen Umtrieben kräftig unterstützt würden, da riß bei Jochen der Faden ab.

„Sofort fahre ich hinüber", rief er erregt, „dieses Gemunkel hält ja kein Mensch länger aus. Die Wahrheit ist

immer noch besser zu ertragen als diese elende Ungewißheit."

„Aber sei vorsichtig, Junge", mahnte Lamprecht in aufrichtiger Sorge, „es sitzen viele Deutsche in französischen Gefängnissen und wissen nicht, warum."

„Ich komme schon durch", erklärte Jochen, ging stracks auf die Bürgermeisterei und ließ sich einen Reisepaß ausstellen.

„Welche Ursache haben Sie zu dieser Reise?" erkundigte sich der Beamte mißtrauisch.

„Wir sind vor drei Jahren ausgewiesen worden. Nun muß ich mich mal nach unserer Besitzung umsehen, sonst geht mir der ganze Laden zum Teufel."

„Sie fahren auf Ihre eigene Verantwortung."

Jochen lachte nur und steckte den Paß in die Tasche.

Die Tante war von seinem Entschluß durchaus nicht überrascht.

„Ich habe mich schon gewundert, daß du nicht längst losgefahren bist."

Sie sagte das in einem Tone, der Jochen aufhorchen ließ.

„Ja, ja, sieh mich nur an", lachte sie schelmisch, „und dann bringst du ein ordentliches Bild von ihr mit. Für das verblichene und verwaschene Ding da oben würde sie sich schön bedanken, wenn sie mal herkäme."

„Ich sehe doch, daß es mit dir wieder bergauf geht", gab Jochen zur Antwort, „sonst hättest du nicht solche Dummheiten im Kopf."

Da wischte sie die Hände an der Schürze ab und trat vor ihn hin. „Nun aber Schluß, Jochen. Wenn solche Dummheiten, wie du das nennst, aber aus dem Herzen kommen, hat noch keiner dagegen angekonnt.“

„Aber, Tante“, und er legte seine Fäuste auf ihre Schultern, „die Hilde ist ja noch ein Kind, und ich“, er lachte verlegen, „auf welche Gedanken du einen bringst.“

„Na, fahr erst mal hin, wir reden dann später darüber.“

Nach diesem Gespräch nahm Jochen Hildes Bild von der Wand und schob es in die Brusttasche. Dann schritt er an seinen Jagdstücken entlang und prüfte die Sachen auf ein brauchbares Geschenk für Thormanns durch. Schließlich blieb er vor den Bärenfellen stehen. Aber da hatte die Tante recht, diesen Pelz brachte er sicher nicht durch die Sperre. Und da ihm ein anderes Stück zu geringfügig und unpassend erschien, entschloß er sich, das Geschenk für eine günstigere Gelegenheit aufzuheben.

„Wenn ich etliche Tage länger bleibe, so brauchst du dich nicht zu ängstigen“, sagte er beim Abschied zur Tante, „in einer Woche aber bin ich zurück, wenn die Dinge nicht besonders schlimm stehen.“

Am Birkenhügel wandte er sich um. Die Tante stand in der Tür und winkte ihm fröhlich nach.

„Eine tapfere Frau“, sprach Jochen nachdenklich vor sich hin und wanderte mit großen Schritten dem Dorfe zu.

Auf der Reise hielt er die Ohren offen. Er horchte das Herz des Volkes ab. Enttäuschung war die Grundstimmung, auf die er stieß. Mitunter traf er noch einen, der laut von den Errungenschaften der Proleten redete, aber er zählte wenig zustimmende Gesichter in der Runde. Leid-

volle Augen sahen aus den Fenstern in das Land, über das ein düsterer Himmel seine Wasser schüttete. Herbstwetter, und in den Seelen der Leute erst recht.

Auf dieser Eisenbahnfahrt lernte Jochen mehr, als durch vier Wochen Zeitunglesen. Das also war von den großen Versprechungen übriggeblieben, ein zerrissenes Volk unter der Knute fremder Machthaber.

Der Zug hielt. Das Gespräch verstummte.

„Da sind sie", sagte ein Kind leise und drängte sich ängstlich an seine Mutter.

Jochen sah auf dem Bahnsteig die graublauen französischen Stahlhelme. Mit abgewandtem Gesicht reichte er dem Soldaten seinen Paß hin. Ein älterer Mann neben ihm wurde mitgenommen. Irgend etwas in seinem Ausweis stimmte nicht. Zwischen aufgepflanzten Seitengewehren bewegte er sich ergeben nach dem Wachlokal. Er kam nicht wieder.

„Am letzten Sonntag haben sie hier über zwanzig festgenommen", brach eine Frau das düstere Schweigen.

„Ein Elend ist das heute", stöhnte ein Arbeiter vor sich hin, stützte seinen Kopf in beide Hände und starrte auf den Boden.

Der Zug hielt immer noch.

„Da bringen sie wieder einen", sagte die Frau von vorhin. Sie trat vom Fenster zurück und zerrte ihren Paß aus dem Beutel, als wollte sie sich noch einmal vergewissern, daß er in Ordnung war.

„Sechsundzwanzig Minuten Verspätung", rechnete jemand aus, als es endlich weiterging. Ein Aufatmen lief durch

das Abteil. Die Mutter strich dem kleinen Mädchen das Haar unter die Mütze und lächelte glücklich.

„Nun sind wir bald zu Hause, Herta. Der Vater wartet gewiß am Bahnhof auf uns."

Jochen zog einen Apfel aus der Tasche und reichte ihn der Kleinen hin. Das Kind blickte fragend die Mutter an, offenbar traute es der kleinen Freundlichkeit nicht.

„Nimm ihn nur", ermunterte die Frau, und zu Jochen gewandt erklärte sie entschuldigend: „Wir haben nämlich Besatzung im Hause, da ist sie ein wenig schüchtern geworden."

An der nächsten Station stiegen sie aus. Der Regen hatte nachgelassen. Wolkenfetzen jagten nach Osten. Jochen ließ das Fenster herunter und sah bedrückt hinaus. Auf dem Wege drüben, über dem jetzt gerade die grauen Schwaden zogen, hatte er schon einmal gestanden. Ein ganz kleiner Bub war er gewesen.

„Sieh, dort in der Ferne", hörte er den Vater sagen, der neben ihm niedergekniet war und über das Land hinweg nach Nordwesten deutete, „die beiden Türme, das ist der Kölner Dom." Jochen wußte es noch, als wäre es gestern gewesen, wie er angestrengt den Himmelsrand absuchte und endlich die beiden spitzen Türme entdeckte.

Nun kannte er die ganze Landschaft wieder. Eine Unruhe befiel ihn. Er reckte den Hals und suchte die Landstraße, auf der sie aus der Heimat fortgefahren waren.

„Wollen Sie, bitte, das Fenster schließen", hustete ein verhutzeltes Mütterchen hinter ihm.

Der Zug hielt auf offener Strecke. Jochen wanderte aufgeregt im Abteil umher.

„Sind Sie so eilig, junger Mann? Man muß Geduld haben, wenn man im besetzten Gebiet reist“, tröstete ihn die Alte. Ein wenig beschämt setzte Jochen sich auf die Bank. Ein Güterzug polterte vorbei. Sie fuhren weiter. Und dann stand der Zug. Er war am Ziel. Es stiegen nur wenig Leute aus. Jochen ging als erster durch die Sperre. Vor dem Bahnhof setzte er den Koffer ab und blickte umher. Alles war unverändert. Aber was sollte schließlich auch hier anders geworden sein. Drei Jahre war er fortgewesen. Er war froh, daß ihm nur ein paar Menschen begegneten. Bekannte waren keine darunter. Er nahm den Weg über die Langestraße. Ein Bäckerjunge radelte an ihm vorüber. Jochen sah ihm eine Weile nach. Das war doch der kleine Schmeer, der bei Kahlemanns in der Lehre war. Doch der Jugendfreund hatte ihn nicht erkannt. Wer dachte auch wohl an Jochen Sturm, der nach Amerika gezogen war.

Da lag der Marktplatz. In den Wasserlachen pantschten zwei Jungen mit bloßen Beinen herum. Das hatte Jochen früher auch so gern getan.

Die Trikolore auf dem Stadthaus war durch den Regen am Fahnenmast festgeklatscht. Nur ein Zipfel wehte im Winde. Vor der Treppe tippelte der Posten. Einen ängstlichen Augenblick zögerte Jochen noch, bevor er den Blick auf die andere Seite des Platzes warf, wo sein Vaterhaus lag. Wie ein Kind vor der Zimmertür anhält, wenn ihm eine große Überraschung bevorsteht, so stockte Jochen. Dann hob er die Augen. Da stand das Haus. Ein wenig schmutzig sah es aus. Das konnte vielleicht vom Regen kommen. Das Schild über der Haustür fehlte. Das hatte Thormann ja geschrieben. Jochen schritt langsam über den Marktplatz auf das Haus zu. Mensch, wie die Haustür aussah! Wie ein Hackbrett war sie mit Löchern und Kerben

übersät. Überall war die grüne Farbe abgeblättert. Hinter den Scheiben hingen löcherige Gardinen. Jochen stellte sich auf die Zehen, um einen Blick in das Zimmer zu werfen. Da polterte die Tür. Er warf den Kopf herum und tat, als sehe er nach der Kirchenuhr. Es war zwanzig Minuten vor sieben. Dann mußte gleich das Abendgeläute beginnen.

Ein französischer Soldat in Begleitung einer schwarzen Zierpuppe schritt an ihm vorbei. Zitternd griff er den Koffer und wandte sich dem Nachbarhause zu. Dort wohnten Thormanns.

Die Ladenglocke bimmelte. Jochen wartete vor dem weißen Verkaufstisch. Es roch hier gerade wie früher nach frischer Wäsche und Mottenpulver. Er hörte leichte Schritte aus dem Nebenraum. Das Herz schlug ihm zum Halse hinauf. Nun erschien ein junges Mädchen. Ein pechschwarzer Haarknoten hing tief im Nacken. Mehr sah Jochen in diesem Augenblick nicht. Dann hörte er ihre Stimme fragen: „Sie wünschen, bitte?“

Jochen zog seinen Hut und legte ihn auf den Tisch. Er schaute ihr fröhlich ins Gesicht und sagte: „Guten Abend, Hilde!“

Ein leichter Schrei entwich ihren Lippen. Ihre Augen malten das plötzliche Erschrecken. Da erkannte sie ihn. Ihr Gesicht wurde weiß wie das Leinen, vor dem sie stand. Zitternd hoben sich ihre Arme und streckten sich Jochen über dem Tisch entgegen.

„Jochen“, bebte sie, „wie hast du mich erschreckt!“

„Wirst du allein fertig, Hilde?“ rief es von nebenan.

Jochen erkannte Thormanns Stimme. Er gab die Hand des Mädchens frei.

„Eigentlich ja“, antwortete er statt ihrer, „aber wenn du mal eben kommen könntest, Onkel Thormann, wäre das ganz schön.“

Thormann stand wie angenagelt in der Tür und starrte Jochen wie eine Geistererscheinung an. Verdattert wischte er sich über die Augen und schüttelte ungläubig den Kopf. Er brachte keinen Ton heraus. Zum ersten Mal in seinem Leben hatte es ihm die Rede verschlagen.

„Komm nur näher, Vater“, ermutigte ihn seine Tochter, „es ist Jochen Sturm, der hier steht.“

„Wie — aber — nee, Junge, Junge, bist du es denn wirklich und wahrhaftig?“

„Hilde behauptet es jedenfalls“, lachte Jochen. Er machte eine Flanke über den Tisch und flog dem guten Thormann in die Arme.

„Schließ den Laden zu, Hilde“, stöhnte der Alte. Ihm rannen dicke Tränen über die Wangen.

Und dann saßen sie in der guten Stube. Was half es, daß Frau Thormann immer wieder zum Zugreifen mahnte. Jochen war der einzige, der Hunger hatte, aber zum Essen kam er nicht. Hilde saß mit großen Augen da und lauschte. Der Vater hatte die Sprache wiedergefunden und machte seiner tiefen Erregung durch fortgesetzte Zwischenrufe Luft.

„Aber nun laß ihn doch ausreden, Thormann“, griff seine Frau ein, „du kommst hernach an die Reihe.“

Da holte er sich seine kurze Pfeife vom Haken und begann zu rauchen. Und jedesmal, wenn Jochen in seiner Erzählung an ein Erlebnis kam, das Thormann besonders

naheging, qualmte die Pfeife wie eine Lokomotive, die bergan fährt.

Um zehn Uhr stieg er in den Keller und holte eine Flasche Aßmannshäuser. Als die Glocke an der Kirche Mitternacht schlug, meinte die Mutter, nun würde es Zeit für Hilde, ins Bett zu gehen.

„Laß mich doch“, bat das Mädchen leise, „ich bin gar nicht müde.“

Und sie blieb.

Jochen hielt plötzlich in seinem Bericht inne. Von der Straße herauf hallten harte Tritte.

„Das ist die Patrouille“, sagte Hilde.

Thormanns Pfeife war längst ausgebrannt. Auch hielt es ihn nicht mehr auf seinem Stuhl. Er schritt im Zimmer auf und ab, setzte sich zwischendurch für einen Augenblick Jochen gegenüber, und begann seine Wanderung von neuem.

„Und was soll nun mit dir werden?“ fragte er ergriffen, als Jochen zu Ende war.

Jochen entwickelte seine nächsten Pläne. „Was später kommt, wollen wir Gott überlassen. Solange Deutschland nicht frei ist, gibt es für uns überhaupt keine Zukunft mehr.“

Alle schwiegen. Sie wußten, wie sehr der Junge die Wahrheit gesprochen hatte.

Durch die Stille hämmerte die Turmglocke die zweite Stunde. —

Es war natürlich, daß Jochen Sturms Anwesenheit in der kleinen Stadt kein Geheimnis blieb. Es wurde nicht laut darüber geredet, aber hinter der Hand gab es einer dem andern weiter. „Wissen Sie schon?“ flüsterte es bei den Alten herum.

„Der Jochen ist wieder da“, blinkten sich seine früheren Kameraden zu. Wenn ein Soldat auftauchte, sprachen sie vom Wetter. Die Besatzungstruppe hatte schon zweimal in der Zeit gewechselt, aber es war immerhin gut, vorsichtig zu sein.

Thormanns Laden hatte seit Jahren nicht solch einen Besuch aufgewiesen. Und der arme Jochen kam aus dem Erzählen nicht heraus. Die Freunde wollten Jagdgeschichten hören, und die Alten saßen mit harten Gesichtern da, wenn sie das traurige Ende seines Vaters erfuhren. Aber immer sprach Jochen zum Schluß von dem großen Freiheitskampf, der begonnen hatte. Dann sahen sie ihn wohl ein wenig hilflos an, aber wenn sie ihm beim Fortgehen die Hand schüttelten und er ihnen zurief: „Nur müßt ihr uns auch die Treue halten!“ dann blitzten ihre Augen.

Die laute Fröhlichkeit des Volkes am Rhein hatte sich unter den Bajonetten der Besatzungsarmee in eisige Zurückhaltung verwandelt. Mit zusammengebissenen Zähnen ertrugen sie ihre Not. Nur wenn Jochen den Finger auf die Separatistenfrage legte, loderte der Zorn auf. Darüber gab es keinen Streit unter ihnen. Und die Jungen verrieten Jochen, daß noch eine letzte, große Abrechnung mit den Verrätern bevorstünde.

Am dritten Tage sagte Thormann zu Jochen, heute könnten sie es wagen, einen Blick in das Haus zu werfen. Der Offizier sei auf eine Dienstreise nach Koblenz gefahren und würde erst am nächsten Abend zurück erwartet.

„In die Wohnung läßt uns die Alte natürlich nicht, aber durch das Haus wollen wir doch mal gehen. Die Schmiede haben sie wieder im Gebrauch, dort haust der französische Waffenmeister.“

Jochen zitterte am ganzen Leibe, als er durch die Haustür trat. Ein Gemisch von Küchendunst und scharfem Parfüm schlug ihm im Flur entgegen. Der grauweiße Fliesenbelag, an dem sich seine Mutter jeden Freitag den Rücken lahm gescheuert hatte, war wie ein Feldweg mit Dreck und Staub bedeckt. Der schmale Gang linker Hand, der in die Küche und von dort in die Schmiede führte, war mit einer Bretterwand vernagelt.

„Dort wohnt sein Bursche“, flüsterte Thormann.

Jochens Atem flog. Der Ekel würgte ihm die Kehle zu. Leise stiegen sie die Treppe hinauf. Die oberen Zimmer waren unbewohnt. Jochen griff nach der Klinke zu seiner Kammer. Sie war verschlossen. Mit drei Sätzen stand er auf dem Dachboden. Durch die Luke fiel ein schmaler Lichtstreifen. Aber er hätte sich auch im Dunkeln zurechtgefunden. Wie ein Schatten huschte er durch das Lattengewirr in die Lumpenecke. Dort lagen noch die Körbe und Kisten, wie er sie verlassen hatte. Er schob die Truhe beiseite und tastete. Stroh und Decken flogen. Nun hielt er ihn in der Hand, den kleinen Sprechapparat, der all das Unheil eingeleitet hatte. Die Finger fuhren über den Boden hin. Da fühlte er auch die kalte Platte. Er riß die Jacke hoch und schob sie darunter. Geräuschlos hastete er zur Treppe zurück.

Dort stand Thormann. Er lächelte, als er den Apparat gewahrte, und legte den Finger an den Mund. Unten schlug eine Tür. Es ging jemand durch den Flur. Dann war es wieder still.

„Komm“, winkte der Alte. Wie Diebe schlichen sie auf die Straße.

Jochen wischte sich den Staub von der Hose und betrat hinter dem laut lachenden Thormann den Laden. In der Hand hielt er die Unglücksmaschine.

„So“, sagte er zufrieden und stellte den verstaubten Apparat mitten auf Frau Thormanns weiße Kaffeedecke, „mitnehmen will ich das Ding nicht, aber aufbewahren sollst du es mir. Und in dem Augenblick, wenn drüben auf der Bürgermeisterei die Trikolore fällt, legst du diese Platte auf.“ Er nestelte sie unter dem Rock hervor. „Das soll dann unser Abschiedsgruß sein, wie es unser Willkommen gewesen ist: Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt!“

Thormann versprach es ihm die Hand.

„Meine Zeit ist hier um“, fuhr Jochen dann fort, „ich habe genug gesehen. Seitdem ich weiß, daß ihr alle hier die Alten geblieben seid, ist mir auch um die Heimat nicht mehr bange. Du brauchst das Haus nicht zu verkaufen. Ich überlasse es dir weiter zu treuen Händen. Einmal kommt ja auch hier das große Reinemachen. Bis dahin mögen die Kerle ihre Stiefel in meinem Hause abkratzen. Wir wollen derweil an dem Besen arbeiten, der allen Dreck fortfegen wird.“

Hilde stand in der Tür. Ihr Gesicht glühte. Die Tassen auf dem Nickelblech, das sie in den Händen hielt, klapperten leicht, so zitterte sie.

„Nun komm schon“, sagte die Mutter, „der Kaffee wird sonst kalt.“

Sie faßte den Apparat mit spitzen Fingern und stellte ihn neben dem Teppich auf den Boden.

„Ein wenig ölen müssen wir die Orgel wohl, sonst ist sie bis zu der Zeit eingerostet", meinte Thormann nicht ohne einen ernsten Unterton.

„Die Feder hat mein Vater eingebaut", entgegnete Jochen, „die hält länger als die Besatzungszeit."

Am nächsten Morgen brach er frühzeitig auf. Die Sonne warf ihre ersten Strahlen über die Dächer. In dem Birnbaum, der in dem Garten hinter der Schmiede stand, sangen die Vögel. Jochen lehnte sich aus dem Fenster und schaute über die Mauer hinweg. Aber den runden Gartentisch, der um den Baum herumgebaut war, konnte er nicht sehen. Noch einmal umspannte sein Blick den Ort seiner Jugend, dann schloß er das Fenster.

Es wurde ein stilles Abschiednehmen. Thormann legte die Uhr neben seinen Frühstücksteller und sagte: „Du hast noch einige Minuten Zeit." Jochen wollte nicht, daß Thormann mit an den Zug ginge. Es war ihm lieber, wenn er das letzte Wegstück allein machen konnte.

„Wann ich nun wiederkomme, kann ich nicht sagen, aber daß ich wiederkomme, das weiß ich."

Frau Thormann weinte. Thormann wanderte im Zimmer auf und ab. Als Jochen sich nach Hilde umwandte, war sie aus dem Zimmer gelaufen. Er fragte nicht, sondern schritt still hinaus. An der Haustür stand sie. Jochen setzte den Koffer ab und hielt ihr beide Hände hin. Sie rührte sich nicht. Sie sah ihn groß und flehend an.

„Hilde", sagte er leise, „wenn ich jetzt wieder heimkehre, dann will ich immer bei dir bleiben."

Ihre Lippen bebten. Da neigte er sich zu ihr und gab ihr einen Kuß.

„Ich freue mich so", hauchte sie.

„Willst du auf mich warten?" fragte er.

Sie preßte stumm seine Hand und nickte.

Dann ging er.

Erhobenen Hauptes schritt er über den Marktplatz an dem französischen Posten vorbei. Als er in die Langestraße einbog, schaute er noch einmal zurück. Hilde stand in der Tür und winkte ihm nach.

In diesem Augenblick läuteten die Glocken vom Turm den neuen Arbeitstag ein.



20,-
1000
Sauber, etw. schiefgel.



